

GENERALLEUTNANT H. J. RIECKHOFF

TRUMPF
ODER
BLUFF?

12 JAHRE DEUTSCHE LUFTWAFFE

VERLAG
INTER AVIA
GENÈVE

AUSLIEFERUNG: EUROPA-VERLAG ZÜRICH / NEW YORK

Reihe internationaler Dokumente zum Luftkrieg

Verlag Interavia, Genf

COPYRIGHT 1945 BY

INTERAVIA, SOCIÉTÉ ANONYME D'ÉDITIONS AÉRONAUTIQUES INTERNATIONALES
GENÈVE (SUISSE) CITÉ 20 ET CORRATERIE 13

*Alle Rechte, einschliesslich der Übertragung in andere Sprachen, vorbehalten.
Auch teilweiser Abdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlages gestattet.*

1. AUFLAGE 1945

*Gedruckt bei Imprimerie Populaire, Lausanne
Printed in Switzerland – Hergestellt in der Schweiz*

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

INHALTSVERZEICHNIS

Einführung.....	9
I. Mein Standpunkt	13
Warum schreibe ich? – Die Luftwaffe als politischer Faktor – Denkschrift General Felmys – Widerstandskräfte.	
II. Aus der Vorgeschichte der Luftwaffe	25
1919, ein Ende und ein Anfang – Auflösung der Fliegertruppe – Polizeiflieger – Reichswehr und Fliegerei – Die deutsche Luftfahrt unter Brandenburg – Göring tritt auf.	
III. Die Luftwaffe getarnt	35
Göring wird General – Anfänge der Organisation – Männer um Göring – Politische Einflüsse – Das Wesen der Tarnung – Die Luftwaffe unter dem Tarnvorhang – Kesselrings erste grosse Aufgabe – Entstehung der Boden- organisation – Hindenburgs Tod und der Eid der Luftwaffe auf Hitler.	
IV. Ein Vorhang geht hoch.....	57
1935, die Luftwaffe wird enttarnt – Was glaubt das Ausland? – Der Dritte Wehrmachtsteil – Verhältnis zu Heer, Marine und Partei.	
V. Von der Zentrale der deutschen Luftkriegsführung	71
Was ist der Generalstab? – Entwicklung und innere Verhältnisse des Generalstabes – Die Generalstabschefs der Luftwaffe – Generalstab und Politik – Der Einfluss des Generalstabes auf die Kriegführung – Schwächen des Generalstabes – Grosser Generalstab und Truppen- generalstäbe – Die Luftkriegsakademie.	
VI. Etwas über Strategie und Taktik	101
Theorien des ersten Generalstabschefs der Luftwaffe – Die kriegs- entscheidende Luftwaffe – Douhetismus – Operative und taktische Möglichkeiten – Der Stand der Ausbildung – Spanien als Versuchsfeld.	
VII. Truppe und Technik	119
Die Truppe und ihr Geist – Ausbildung in der Luftwaffe – Kampfwert der Luftwaffe nach 1935 – Technische Ziele und taktische Wünsche – Technische Fehlgriffe – Die Ju 88 – Kämpfe in der technischen Führung – Milch contra Udet und Hitler – Turboflugzeuge und Hitlers Ideen.	
VIII. Auf dem Wege zum Krieg.....	141
Hitler spricht über seine Pläne – General Christiansen – Hitler und die Generäle – Erste Aggressionen – Die Luftwaffe im Hintergrund – Vorbe-	

	reitungen gegen England – Der Nachrichten-dienst der Luftwaffe – Die Luftwaffe und die neutralen Staaten – Ist die Luftwaffe schlagkräftig?	
IX.	Deutschland als Aufmarschraum	155
	Der Wert der deutschen Bodenorganisation – Eindruck auf das Ausland – Komfort und Weltanschauung – Deutschland wird Aufmarschraum – Einsatzhäfen der Luftwaffe – Der Absprungraum gegen England – Bedeutung des Nachschubs.	
X.	Die Verteidigung des deutschen Luftraumes ...	173
	Flakartillerie und Flieger – Die Führung der Flakartillerie – Organisation – Flak und Jäger – Taktische Probleme – Schwerpunkt und Feuerüberlagerung – Irrtümer der Führung – Massierung der Flak – Der Einfluss der britisch-amerikanischen Angriffstaktik auf die Führung der Flak – Taktische Irrwege – Der Flakriegel – Jagdflieger-Reichsverteidigung – Objektschutz und Raumschutz – Die Gründe für die Niederlage der deutschen Jäger – Flakartillerie im Erdkampf – Heer und Flak – Die Flakartillerie opfert sich – Personelle Katastrophe der Flakartillerie.	
XI.	Der Krieg im Westen	207
	Gedanken über den operativen Luftkrieg – Die Beurteilung der Briten und Franzosen – Die Überschätzung der Waffenwirkung – Göring und die britische Flotte – Hitler hat Angst – Das Versagen der Luftwaffe vor Dünkirchen – Seekrieg gegen England – Die Schlacht um London – Kampf gegen die britische Industrie – Hitler will England pulverisieren – Die Überforderung der Luftwaffe – Invasionsgedanken – Die Invasion der anderen – Rückzug aus Frankreich – Endkampf im Westen.	
XII.	Krieg auf dem Balkan und im Osten.....	237
	Erste Gerüchte – Das Zweifrontenproblem – Erwägungen – Feldzug auf dem Balkan – General Kortens Pläne – Kreta – Kampf gegen die Sowjets – Beurteilung der Russen – Operativer und taktischer Einsatz im Osten – Die Luftwaffe blutet aus – Die Lahmlegung der Ausbildung – Bedeutung von Djemjansk und Stalingrad – Rückwirkung von Nordafrika – Episoden im Krieg gegen Russland – Hitlers Führungsmethoden – Jeschonnes Tod – General Kortens Ende.	
XIII.	Die letzte Runde	277
	Hitler lügt – Defensivpläne – Politische Zersetzung – Himmler und Göring – Görings Zusammenbruch – Hetze gegen die Luftwaffe – Die Generäle büßen – Göring will die Luftwaffe zerschlagen – Kräfteverhältnis an den Fronten – Deutsche Niederlagen überall – Zusammenbruch der Führung – Das Ende.	
	Ausblick	295

ANHANG

Bildtafeln.

- I:
Gliederung der deutschen Kommandostellen und ihrer Generalstäbe . . . zu Kap. I, V.
- II:
a) Spitzengliederung der Luftwaffe 1934 zu Kap. III.
b) Gliederung der Luftwaffe 1935. . . zu Kap. IV.
- III:
a) Gliederung der Luftwaffe 1939
(Stärkste Stellung von Milch). . .
b) Kommandostellen der Luftw. 1939
c) Territoriale Dienststellen der Luftwaffe 1939 } zu Kap. V.
- IV:
a) Gliederung der Luftwaffe in Kommandostellen 1939—1945.
b) Gliederung des Oberkommandos der Luftwaffe 1944 } zu Kap. V, X, XI.
- V:
a) Gliederung eines Luftflottenkommandos i. Kommandostellen (Front)
b) Kommandostellen des Luftflottenkommandos Reich.
c) Gliederung des Stabes eines Luftflottenkommandos. } zu Kap. V, X, XI, XII.
- VI:
Angriffs- und Abwehrmöglichkeiten in Grossbritannien und Deutschland nebst Erläuterung. zu Kap. I.
- VII:
a) Aufmarsch der Luftwaffe 1939/40 . zu Kap. I, V, X, XI.
b) Aufmarschräume vor der Westoffensive und nach Besetzung Frankreichs zu Kap. I, V, XI.
- VIII:
a) Deutsche Flakzentren zu Kap. X.
b) Nordabschnitt Russlandfront, Winter 1941/42 zu Kap. XII.

ZUR EINFÜHRUNG

Es war zu Beginn des grossen Krieges. Wir sassen zusammen, ein kleiner Kreis von Soldaten, plaudernd und rauchend. Man sprach über die Zukunft, und unser Marine-Verbindungsoffizier fragte mich: «Und was werden *Sie* tun – nach dem Kriege?» – «Nach dem Kriege? – mein Lieber! – dann schreibe ich ein Buch über diese ganze Schweinerei.» Man lachte.

Es war damals nicht vorauszusehen, wie mich das Schicksal führen, und dass ich kurz vor dem Ende meiner militärischen Laufbahn, zum ersten Mal in meinem Leben, in die Südwestecke des Reiches verschlagen werden würde. Ich konnte auch nicht ahnen, dass man mir kurz vor Torschluss mein Kommando nehmen und mir einen Bodenseeort als Wohnsitz zuweisen würde. Als es so kam, sträubte ich mich dagegen, meine Truppen in diesen letzten schweren Wochen eines hoffnungslosen Kampfes zu verlassen. Aber man wollte mich nicht mehr, und so sass ich, erst ein tatenloser Zuschauer der Ereignisse, dann von aller Welt durch den französischen Vormarsch abgeschnitten, nahe der Schweiz, die – ein Land der Sehnsucht und des Friedens – so nahe lag, dass man die Glocken ihrer Herden abends herübertönen hörte. Eines Tages stiess eine französische Panzerabteilung vor. Wie die letzte Spreu wehte sie mich über die Grenze. Von den Tausenden war ein Getreuer bei mir geblieben, mein Fahrer. – Im Dunkel fuhren wir am Abend tief ins Land.

Es sind viele Bücher über den Nationalsozialismus geschrieben worden. Fast alle nehmen auch zu militärischen Fragen Stellung. Sie tun es kurz und bündig, indem sie von einer geläufigen These ausgehen. Diese besagt, dass Offiziere, vor allem Generäle und Generalstabsoffiziere, Militaristen und im Übrigen «Knechte des Nazismus» waren. Damit bricht man über diese «verruchte Kaste» den Stab.

Ob diese Autoren wohl immer den Nagel auf den Kopf getroffen haben? – Ob es nicht unter den Fachleuten des Kriegshandwerkes viele gibt, die lieber dem Frieden dienen und lieber *gegen* den Krieg kämpfen, in *allen* Ländern der Erde, schon weil sie selbst ihr eigenes, geliebtes Leben zuallererst einsetzen müssen und weil sie *eine* Weltkriegserfahrung für eine Generation für ausreichend halten?

Ob es nicht unter den Menschen im bürgerlichen Rock, den militärischen Laien und Dilettanten, in den Reihen der Politiker, der Zeitungsleute, der Tagesschriftsteller – aber auch sonstiger Berufe – viele Lärm-macher gibt, die wilde Militaristen sind? – Die den gewagtesten politischen Ideen nachjagen, denen kein nationales Risiko zu gross, kein Mittel zu scharf ist, um ihre Ziele zu erreichen? – Die mit Schaudern und Entzücken den Aufmärschen und Paraden zu Lande, zur See und in der Luft beiwohnen, mit stolzgeschwellter Brust, im Rausche nationaler Begeisterung – nicht ohne Befriedigung darüber, dass sie das Schauspiel von den Tribünen aus geniessen können und nicht selbst mitzumarschieren brauchen?

Sie wissen, *sie* werden auch dann nicht marschieren, wenn der Krieg die Erde verbrennt und der Hass rot über sie hinweht. Dann werden sie in den grossen Zentralen der Kriegsmaschine sitzen, von fern gerade soviel Getöse vernehmen, un? mit angenehmer Erregung zugleich froh das Gefühl der Sicherheit zu geniessen.

Ob es das gibt? – *In Nazi-Deutschland war es so!*

Warum soll sich nicht auch einmal ein Soldat der geschlagenen deutschen Wehrmacht zum Wort melden? Keiner von den ganz Grossen,

noch von den ganz Kleinen. Einer von denen, die – im ersten Krieg hineingestossen in den Nebel und den Pulverdampf der Flandernschlachten – nach dem Kriege der Fliegerei treu blieben und der Republik dienten. Einer, der in der Luftwaffe nicht nur als Rädchen im Getriebe der Stäbe wirkte, sondern der in den Nebeln der Nordsee, im Scheinwerferlicht über England, in den Gewittertürmen des Balkans, in der heissen Sonne des Mittelmeers und in den Kältestürmen Russlands als Flugzeugführer seinen Staffeln voranflog, bis er Befehl bekam, sein Kommando niederzulegen. Ein Mann, der nicht eingefangen wurde von dem Dunst der deutschen Irrlehren, der eine Stütze für die bedeuten wollte, die seines Geistes waren; zu durchschnittlich und nicht gross genug, um sich gegen das «System» durchzusetzen, um berufen zu sein, es umzustürzen; aber erfüllt von dem Glauben, dass es sich selbst vernichten werde, und *dass es galt, dasjenige zu erhalten, was der Wiedergeburt eines vom Nazismus befreiten Deutschland dienen konnte*. – Ein Mann, der nicht im Handwerk seines Berufes unterging. Wenn man ihn gefragt hätte, wie er leben wollte, dann hätte er als Arzt wirken, Häuser bauen oder auf dem Hof seiner Väter im Mecklenburgischen seine Äcker bestellen mögen, in seinen Mussestunden seinen Neigungen leben – Verse schreiben oder malen. Einer also, der Soldat wurde, weil es das Schicksal seiner Generation war, und der doch Mensch blieb.

Warum soll er nicht schreiben und von *seinem* Standpunkt aus in die Geschehnisse hineinleuchten, deren Zeuge und deren Opfer zugleich er war, als Hauptmann 1933 beginnend und als General die Waffen niederlegend, wenige Wochen vor dem Zusammenbruch des Reiches?

Er weiss, er wird viele Gegner finden – bei den Siegern wie bei den Besiegten. Aber er will versuchen, das zu tun, was niemals schlecht sein kann: *der Wahrheit dienen!*

I

MEIN STANDPUNKT

Trumpf oder Bluff? – War in dem grossen politischen Spiel, das Hitler 1933 begann, die deutsche Luftwaffe wirklich der grosse Trumpf, als der sie gedacht war? War sie ein reiner Bluff, der die Gegenspieler zurückschreckte? Hätte Hitler wirklich mit dieser Karte stechen können, wenn er vor 1939 gezwungen worden wäre, sie aufzudecken? Hat seine Luftwaffe während des grossen Krieges die Möglichkeit gehabt, im Angriff oder in der Verteidigung die Entscheidung herbeizuführen? Entsprachen die erreichbaren oder die erreichten Ziele dem ungeheuren Aufwand, den das Reich von 1934 bis in den Krieg hinein personell, materiell, finanziell und hinsichtlich des organisatorischen Umfanges mit der Luftwaffe getrieben hatte?

Angesichts der Tatsache der gewaltigen Niederlage des Dritten Reiches, nicht nur in militärischer Hinsicht, sondern in allen seinen Lebensfunktionen, könnte man versucht sein, die klare Beantwortung dieser Fragen als sehr leicht und einfach hinzustellen.

Das Aufwerfen der Fragen hat nur einen Sinn, um Erfahrungen und Lehren aus ihrer Beantwortung zu ziehen. Dazu genügt aber nicht ein einfaches Hinstellen der Ergebnisse, der Tatsachen, sondern es bedarf vielmehr der Aufklärung der Hintergründe und der Zusammenhänge des grossen Geschehens.

Lohnt es sich nun schon oder überhaupt noch, sich mit diesen Fragen zu befassen? Sind nicht die Erfahrungen, die von den Siegermächten allein gemacht wurden, ausreichend, und werden nicht alle Lehren durch

die alle Kriegsformen umstürzende Erfindung der Atombombe entwertet?

Ich persönlich glaube es nicht. Die Grundgesetze des Krieges haben sich im Laufe der Jahrtausende niemals der Waffenentwicklung gebeugt. Nur die Taktik, d.h. die Formen des Kampfes, haben sich unter dem Einfluss der Waffentechnik gewandelt. Die Anwendung der Atombombe würde daher der Luftkriegführung in Zukunft wohl hinsichtlich der Art des Einsatzes ein anderes Gesicht geben, die Technik der Abwehr und Schutzmittel vor neue Aufgaben stellen – die Rolle der Luftstreitkräfte als politische Faktoren, die strategische Zielsetzung ihres Einsatzes würde im Prinzip unverändert bleiben: Sie läge nach wie vor in der Lähmung der Kriegswirtschaft und in der Vernichtung des Kriegspotentials eines jeweiligen Gegners.

Ich bin deshalb persönlich davon überzeugt, dass die Lehren und Erfahrungen, die wir aus der kurzen Geschichte der deutschen Luftwaffe ziehen können, auch in Zukunft von Wert sind. Rückschlüsse allein aus den Erfahrungen der Alliierten zu ziehen, birgt die Gefahr einseitiger und darum schiefer Erkenntnisse. Man könnte den Zeitpunkt der Herausgabe einer Darstellung vom Aufbau und Untergang der Luftwaffe für verfrüht halten. Gewiss bedarf es eines grösseren zeitlichen Abstandes von den Dingen, um zu einem abgeklärten, *historischen* Urteil zu gelangen. Aber wen, ausser einer kleinen Gruppe von Fachleuten, werden in zehn oder zwanzig Jahren die Erfahrungen dieses grossen Krieges interessieren, und mehr noch – wem werden sie dann nützen?

Dieses Buch wird nicht nur für Fachleute geschrieben. Es ist nicht nur für einen militärischen Leserkreis bestimmt. Es handelt sich darin gar nicht einmal vorwiegend um militärische Erkenntnisse und Erfahrungen, sondern vielmehr um menschliche Probleme und um solche politische Momente, die heute noch die ganze Welt schon deshalb interessieren dürften, weil ihre Schwingungen und Wirkungen bis in diese Tage hineinreichen und noch lange Zeit andauern werden.

Ich schreibe nicht, um anzuklagen. Ich schreibe auch nicht, um mich oder Dritte zu rechtfertigen. Kein Wort der Verteidigung für jene, die eine nie dagewesene Katastrophe über «ein grosses und tüchtiges Volk w¹ brachten! Keine Beschönigung einer der umfassendsten militärischen und politischen Niederlagen aller Zeiten!

Es kann niemals schaden, der Wahrheit in die Augen zu sehen. Dagegen hat es oft und oft geschadet, vor ihr, um eines geliebten Vorurteils willen, die Augen niederzuschlagen. Es mag sich deshalb lohnen, heute die Tarndecke zu lüften, unter der sich seit 1935, also nach der *angeblichen* Aufhebung ihrer Tarnung, die deutsche Luftwaffe verbarg; denn bisher hat die Welt nur die Tarnung, nicht die Wirklichkeit gesehen. Die Täuschung trat wohl inzwischen in Erscheinung *als Tatsache*, aber nicht in ihren Zusammenhängen. Diese im Dienste der Wahrheit, soweit es mir möglich ist, zu enthüllen, ist meine Absicht.

Ich werde Menschen und Ereignisse so schildern, wie ich sie in den 12 Jahren des Bestehens der deutschen Luftwaffe erlebt habe. Die Welt wusste bisher wenig von den Hintergründen all der Geschehnisse, die vom Jahre 1933 an die Öffentlichkeit in zunehmendem Masse beschäftigten, sie erregten, ängstigten und oft in entscheidenden Augenblicken mit lähmender Furcht erfüllten. Ernsten Befürchtungen konnte sich freilich niemand entziehen, der an die Zukunft Europas dachte, mit Ausnahme jener blinden Toren, die in dem Heranwachsen der deutschen Luftwaffe von 1933 bis 1939 lediglich ein erfreuliches Symptom der politischen Kraft des neuen Deutschland sahen. Diese Tatsache der Unkenntnis, verbunden mit einer Überschätzung der militärischen, einer Unterschätzung der politischen Gefahren, hat in den Jahren 1935 bis 1939 in den durch die hitlerischen Massnahmen hervorgerufenen Spannungszeiten auch die Politik der westlichen Demokratien massgeblich

¹ Worte Churchills aus dem Buche «Schritt für Schritt».

beeinflusst. Alle politischen und militärischen Schritte, die Hitler unternahm, um sich Punkt für Punkt seine Positionen in Europa zu erkämpfen, hängen auf das Engste zusammen mit den Entwicklungsschritten der deutschen Luftwaffe. Ohne die Luftwaffe hätte Hitler nichts unternommen.

Ich sage ausdrücklich nicht, dass er nichts hätte unternehmen können; denn ich werde den Nachweis führen, dass *jene* Luftwaffe, die dank einer überaus geschickten Propaganda und Reklame in der Vorstellung der Weltöffentlichkeit, einschliesslich der deutschen, als drohender Machtfaktor eine immer bedeutendere Rolle spielte, in Wirklichkeit gar nicht existierte. Nicht die Luftwaffe wie sie war, sondern wie sie zu sein schien, die phantasievolle Einbildung von ihrer Grösse, ihrer Schlagkraft, ihren technischen Möglichkeiten, hat in aktivem und passivem Sinne die Staatsmänner Europas beeinflusst und ihre Massnahmen zum Unheil für Europa lange Zeit bestimmt. Selbst Hitler ist von dieser Täuschung nicht frei gewesen. Auch er übersetzte mit Hilfe seines phantastischen Vorstellungsvermögens die tatsächlichen Wirkungsmöglichkeiten seiner Luftwaffe ins Utopische. Ja, selbst der Mann, der doch über die Luftwaffe eigentlich am besten orientiert sein musste, nämlich Göring, unterlag dem Eindruck der Bilder, die seine Phantasie ihm vorgaukelte. Ich will ihn zum Beweise für diese Behauptung selbst zitieren:

Sommer 1938. – General der Flieger Felmy, der damalige Befehlshaber der Luftflotte 2, jener Luftflotte, die im Falle eines Krieges im Westen den Kampf gegen England führen sollte, reichte dem Oberkommando der Luftwaffe ¹ auf dessen Befehl eine Denkschrift ein. Er hatte darin die verschiedenen Möglichkeiten der Luftkriegführung gegen England zu schildern. Felmy ging aus von einer nüchternen Beurteilung Grossbritanniens, seines Krieges und Wirtschaftspotentials, seiner voraus-

¹ Ich nenne diese Dienststelle schon jetzt mit der Bezeichnung, die sie erst ab Herbst 1943 führte, die aber ihrem Wesen immer entsprach. Sie hiess damals noch Ob. d. L. (Oberbefehlshaber der Luftwaffe).

sichtlichen Abwehr- und Gegenmassnahmen. Ferner würdigte er sehr sachlich die eigenen Kräfte nach Zahl, Technik und Ausbildungsstand. Vor allem sprach er sich entschieden gegen die Bombardierung von London und anderen britischen Städten aus, da er die Gefährdung Deutschlands durch englische Gegenangriffe höher veranschlagte als die eigenen Erfolgsaussichten. Ausserdem lehnte er aus innerer Überzeugung jeden Angriff auf nichtmilitärische Ziele ab – ein Gesichtspunkt, den er jedoch aus naheliegenden Gründen als politisch und daher nicht seiner Beurteilung unterliegend, in der Denkschrift nicht hervorhob. Umso schärfer umriss er die militärische Sinnlosigkeit solcher Kampfführung für Deutschland. Obwohl diese Gesichtspunkte bei Beginn des Luftkrieges nicht unbeachtet blieben, trugen sie doch sowohl ihm wie seinem damaligen Stabschef, Oberst von Wühlisch, die allerhöchste Ungnade ein. Zwar wurde nicht sofort gegen diese beiden Offiziere vorgegangen, doch wurden sie später vor Beginn der Feldzüge im Westen aus nichtigen Anlässen ihrer Stellungen enthoben, Felmy in verletzender Form. Der spätere Chef des Generalstabes der Luftwaffe, Jeschonnek, schickte die von Göring mit zahlreichen Randbemerkungen versehene Denkschrift als unbrauchbar an die Luftflotte 2 zurück und äusserte sich dazu mündlich: «Mit solchen Beurteilungen macht sich die Luftflotte unmöglich! Das ist für den Feldmarschall (Göring) ein Schlag ins Gesicht. *Er lässt Ihnen sagen, wenn er die Luftwaffe gegen England unter Zusammenfassung aller Geschwader einsetzt, dann wird sich der Himmel über London verdunkeln!*»

Die zweite, entsprechende Bemerkung Görings fiel gegenüber dem Oberkommando der Marine, als dieses sich skeptisch bezüglich der Kriegführung gegen die britische Flotte äusserte: «*Ich werde mit der Luftwaffe die englische Flotte in ihren Höhlen auf stöbern und sie von Punkt zu Punkt um die Inseln jagen, bis sie nicht mehr weiss, wo sie hin soll.*»

Diese beiden Äusserungen mit ihrer lächerlichen Übertreibung und Überschätzung der eigenen Kraft sind keineswegs einmalige, groteske

Entgleisungen eines temperamentvollen Menschen. Sie sind vielmehr *charakteristisch* für die Grundauffassung, die Göring und mit ihm auch Hitler und sonstige von ihnen beeinflusste oder abhängige Persönlichkeiten von der Luftwaffe als Kriegs- und Kampffaktor hatten. Auf dieser Auffassung basierten die Führungsmassnahmen Görings; sie waren massgeblich für die Forderungen, die Hitler an die Luftwaffe stellte. Aus ihr ergaben sich die Abschätzungen der Erfolgsmöglichkeiten und damit *entscheidende politische Irrtümer der deutschen Führung und der deutschen Politik*-

Nun war zweifellos die Luftwaffe kein Phantom. Sie hat, trotz der schwerwiegenden Fehler der höchsten Führung, dank der hingehenden Tapferkeit der Truppe und einer geschickten taktischen Führung durch die mittleren Kommandostellen, in einzelnen Abschnitten des Krieges wesentlichen und zeitweilig entscheidenden Anteil an militärischen Einzelerfolgen gehabt. Besonders erfolgreich trat sie gegenüber den kräftemässig unterlegenen Luftstreitkräften und Armeen der kleineren Staaten (Polen, Holland, Griechenland) in Erscheinung. Aber auch in Russland erwies sie sich bis zum Jahre 1943 als absolut überlegen. Nichtsdestoweniger steht fest – dies werden die Kapitel über die «Luftwaffe im Kriege» beweisen –, dass sie zu feiner Zeit imstande war, den Verlauf des Krieges zu Deutschlands Gunsten zu wenden. Erst recht aber wäre sie zu einem früheren Zeitpunkt nicht in der Lage gewesen, z.B. bei der Rheinland-Besetzung, dem Einmarsch in Österreich oder bei der Überumpelung der Tschechoslowakei, Deutschland den Sieg zu sichern oder den Westmächten eine Katastrophe zu bereiten. *Die Luftwaffe war Phantom, aber sie war ein Bluff.*

Wenn man die Dinge durchschauen will, muss man sich frei machen von überlieferten Vorstellungen und den Bildern, die eine rührige Sensationspresse, an ihrer Spitze die deutsche Propaganda, entwarf. Das Ausland übertrieb, weil es die Gefahr ernst und eindringlich schildern musste, um zu warnen. Deutschland übertrieb, um zu tarnen. *Hitler*

brauchte den politischen Trumpf einer Luftwaffe, die fürchterlich und bedrohlich war. Diese existierte nicht! Stets hinkte sie technisch, ausbildungsmässig, zahlenmässig hinter den Planungen und Forderungen her. Also musste der Weltmeinung ein Phantasiegebilde suggeriert werden, und die Täuschung gelang! Von 1935 bis 1944 hat keine der verlautbarten Schätzungen des Auslandes auch nur annähernd die Kampfkraft der Luftwaffe richtig, d.h. so niedrig taxiert, wie sie wirklich war. Die Täuschung gelang sogar so gut, dass nicht nur das Ausland auf den Bluff hereinfl. Auch weite Kreise in Deutschland, einschliesslich hoher Kommandostellen des Heeres und der Marine, bei denen man eine zutreffende Kenntnis der Dinge hätte erwarten sollen, erlagen ihm. Ja – in der Luftwaffe selbst, diesem unendlich verzweigten, unendlich überorganisierten Mammutgebilde, wussten nur wenige um die wirkliche Lage. Und endlich, groteskerweise, fielen die Lügner, sich selbst täuschend, dem eigenen Betrug zum Opfer und waren sprachlos vor Entsetzen über das «Versagen der Luftwaffe» im Jahre 1944.

Wie konnte eine Luftwaffe, in deren Aufbau und deren Führung in personeller, technischer, taktischer, ausbildungsmässiger, organisatorischer und nachschubmässiger Hinsicht mit allen Machtbefugnissen ausgestattete Dilettanten seit ihrem Entstehen hineinbefohlen hatten, eine Luftwaffe, die mehr aus Planungen, Forderungen und Statistiken als aus bemannten Flugzeugen bestand, denn anders als «versagen», als ihre Stunde kam? Jeder Bluff muss einmal entlarvt werden. Wenn er vorher zum Erfolg führt, hat er sich bezahlt gemacht. *Der Bluff mit der deutschen Luftwaffe wurde 1944 enthüllt, als man sie im entscheidenden Augenblick brauchte – und siehe: Sie war nicht da!*

Göring wagte es, für dieses «Versagen» sein Offizierskorps verantwortlich zu machen, erklärte die «alten Offizierstugenden» für schädlich und zersetzend und verhiess im Herbst 1944, die bisherige Luftwaffe zu «zerschlagen», um eine neue aufzubauen im Geiste des politischen Fa-

natismus, im Nazisinne. Er pries als Vorbild den politischen Fanatismus der Sowjets! (Ansprache vom 25. 9.1944 an die Kommandierenden Generäle der Luftflotte Reich in Berlin-Wannsee.)

Man muss, um die Dinge zu durchschauen, ihre Hintergründe aufhellen. Man kann ferner nur ein zutreffendes Bild gewinnen, wenn man *das Kräftespiel der Persönlichkeiten* innerhalb der Luftwaffe kennt. Die Geschichte der Luftwaffe ist eine Geschichte ihres Offizierskorps. Um sein Wesen zu begreifen, muss man sein Entstehen verfolgen, muss man einen Rückblick auf die Vorgeschichte der Luftwaffe von 1919 bis 1933 werfen. Dann erst kann man die Bedeutung des personellen Problems der Luftwaffe würdigen. Nie gab es ein aus heterogeneren Elementen zusammengesetztes Führerkorps als das der Luftwaffe. Von aussen schien alles gleichmässig und gleichartig. Aber das war Tünche. Mancher sah hinter Hitler und Göring nichts als eine Masse sklavisch ergebener, blind gehorsamer und vernichtungswütiger Generäle, Generalstäbler und sonstiger Offiziere. Wenn ich in die Hintergründe der dramatischen Ereignisse hineinleuchte, die sich in den letzten sechs Jahren auf unserm Kontinent abspielten, dann werden wir auch sehen, wieviele Spannungen es in der Wehrmacht und in der Luftwaffe gab, wieviele Gegenkräfte am Werke waren, welche Gegensätze sich auftraten; Gegensätze, die nicht nur – wie man heute oft fälschlicherweise annimmt – auf Rivalitäten oder auf Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich der militärischen Führung beruhten, sondern die in der Tiefe der Weltanschauungen wurzelten, die sich gegenüberstanden. Ein alter Revolutionspruch lautet:

«Dein Gegner in grossen, politischen Fragen
Sich Deiner Ansicht niemals beugt!
Nur der Kopf, der abgeschlagen, Ist überzeugt.»

Nun, die Köpfe der «Gegner» waren nicht alle abgeschlagen. Die Masse des Berufsoffizierskorps war weltanschaulich-religiös gebunden

und gehörte der Kirche an. Je schärfer der antikirchliche Kurs von Parteikreisen auch in die Wehrmacht hineingetragen wurde, umso mehr versteifte sich der Widerstand der religiösen Kreise. Weder Beförderungen noch Versprechungen, weder Drohungen noch Schikanen hatten die Gegner im Offizierskorps «überzeugen» können. Sie waren auch nicht «gebeugt». Nicht jene waren die stärksten und gefährlichsten Gegenspieler des Systems, die als Opfer ihrer Geschwätzigkeit, ihres Geltungsdranges oder der Indiskretion schlecht gewählter Vertrauter und falscher Freunde oder unvorsichtiger Ehefrauen den Dienst verlassen, vor die Sondergerichte treten oder in die Konzentrationslager gehen mussten, sondern jene, die in unermüdlicher Kleinarbeit und in unerschütterlicher Überzeugung die Kräfte zusammenhielten und pflegten, an deren Zukunft sie glaubten, die dem verblödenden Propagandageschwätz der nationalsozialistischen «Führungsoffiziere», d.h. der politischen Kommissare des Nazismus in der Wehrmacht, entgegen wirkten. *Der Putschversuch vom 20. Juli 1944 war nur ein Symptom der immer wachsenden Spannungen innerhalb der Wehrmacht.* Sein Einfluss auf den Verlauf des Krieges ist aber wesentlich geringfügiger geblieben, als es die der deutschen Führung und erst recht dem Auge der übrigen Welt verborgenen unterirdischen Widerstände gegen das System waren. Nicht, dass vorsätzlich Verrat oder Sabotage getrieben wurde. Aber die durch Druck und Gegendruck erzeugten Spannungen wurden mit der Zeit so stark, summierten sich derart, dass sie den glatten Lauf der grossen, komplizierten Maschinerie der Kriegführung störten und hemmten. Ich erwähne dies nicht, um die Waffenerfolge der Sieger zu schmälern, sondern lediglich, um die innere Brüchigkeit des hitlerischen Systems zu beleuchten. Es hielt schliesslich im Innern nur noch mit Hilfe der immer schärfer angewandten terroristischen Machtmittel zusammen. Der gleichzeitig zunehmende Druck an den Fronten, die Angst vor einem alles verschlingenden Untergang, begünstigte den Zusammenhalt und verlängerte so das Dasein des zum Tode verurteilten Systems.

Ich weiss, dass ich Misstrauen begegne, wenn ich von einer deutschen Widerstandsbewegung innerhalb der Wehrmacht und gerade innerhalb des Berufsoffizierskorps spreche. Man wird mir entgegengehalten, dass es die historische Schuld der deutschen Generäle gewesen sei, nicht geputscht oder gestreikt zu haben. Es ist leicht, womöglich post festum, die Forderung nach einem Staatsstreich in Deutschland zu erheben. Man darf sich unter der deutschen «Generalität» nicht etwa einen kleinen Kreis von Offizieren vorstellen, wie ihn Menzel um den König von Preussen gruppierte, als er das Gemälde vom Vorabend der Schlacht bei Leuthen schuf. Es gab Tausende von Generälen in Deutschland, die auf eine weitverzweigte Organisation, die «Wehrmacht», verteilt waren, die meisten, ohne sich zu kennen. Es gab für sie keine Möglichkeit, sich unauffällig zu versammeln, einen Rat zu bilden oder dergleichen mehr. Der missglückte Staatsstreich und das Attentat vom 20. Juli 1944, an deren Vorbereitung die Verschwörer fast drei Jahre gearbeitet hatten, dürften eindeutig bewiesen haben, dass solche Unternehmungen Demonstrationen bleiben mussten, solange der Sicherheitsapparat des Staates funktionierte. Es genügte ja, *verdächtig* zu sein, um Freiheit oder Leben zu verlieren, und es bedurfte nicht unbeträchtlicher Klugheit, Umsicht und Geschicklichkeit, um sich vor Verdacht zu bewahren, zumal, wenn man unter liebevoller Kontrolle des SD ¹ stand, dessen Methoden nicht sanfter waren als die der GPU bei der «Säuberung» der Roten Armee. Es ist sinnlos, heute mit «wenn» und «aber» und «hätte» und «wäre» zu operieren. Wenn wir uns nicht bequem, den historischen Sinn der deutschen Niederlage und der in ihrem Gefolge sich ausbreitenden physischen und seelischen Not zu suchen, ihn gar abstreiten, dann kann uns nicht geholfen werden. Das gegenwärtige Schicksal des deutschen Volkes aber *hat* einen Sinn! –

Nicht nur Europa ist durch den Zusammenbruch des hitlerischen Staates von einer grossen Gefahr befreit worden, sondern auch das deut-

¹ Sicherheitsdienst der Gestapo.

sche Volk. So unglaublich es klingen mag, es ist Tatsache, dass Millionen Deutscher den Tag des Unterganges des nazistischen Systems erwartet und erhofft haben, trotz aller Furcht und Sorgen vor den Schrecknissen einer Niederlage, die unausbleiblich war. Man fragt: «Warum kämpften sie dann?» Nun, ihr Kampf war die einfache, menschliche Reaktion auf eine tödliche Gefahr, die mit dem Ausbruch des Krieges akut wurde, unabhängig von jeder Schuldfrage. Sie kämpften, auch wenn sie weder an den Sieg glaubten, noch das Heil von ihm erwarteten, genauso, wie auch der gläubigste Christ um sein Leben ringen wird, wenn er in plötzlicher Gefahr schwebt, obwohl ihm doch der Tod das Tor in die verheissene Seligkeit öffnen würde.

Es ist nicht meine Aufgabe, zu belehren, zu warnen oder zu raten. Vielleicht aber gelingt es mir, dem Leser auf *einem* Gebiet einen Überblick zu verschaffen, der es ihm dann erleichtert, auch anderes zu verstehen, das ihm bisher rätselhaft und unverständlich zu sein schien. Eine umfassende und lückenlose Beschreibung der Luftwaffe würde aber über den Rahmen dieses Buches hinausgehen. Es kann nicht mehr geben als eine skizzenhafte Darstellung von Tatsachen; aber in ihm soll schwarz schwarz und weiss soll weiss sein, damit für den interessierten Leser ein wahrhaftes, klares und ein so plastisches Bild entstehe, wie es überhaupt nur eine Zeichnung zu geben vermag. Wenn es mir gelingen sollte, auf diese Weise einen Begriff vom Wesen der deutschen Luftwaffe zu geben, wie sie wirklich war und wie sie ihre Rolle in der grossen europäischen Tragödie gespielt hat, dann ist der Zweck des Buches erfüllt.

Noch eins: Der entscheidende Einfluss der Persönlichkeit auf Weg und Gestaltung der Dinge wird hervortreten, nicht die Persönlichkeit eines einzelnen Menschen im Sinne jenes Lieblingszitates des «Duce»: «Männer machen die Geschichte!» – ach, leider machten sie nicht nur Geschichte, sondern auch Geschichten! –, sondern die Persönlichkeit im goethischen Wortsinn, in ihrem jeweiligen Kreis und in Gemeinschaft mit anderen.

Hinter dem Auf und Ab, dem Erfolg und Misserfolg, hinter der Fassade der zur Parade aufgestellten Geschwader, hinter dem Qualm der Vernichtungsschläge, den Wundern der Erfolge und den grossen Fehlschlägen steht immer das Rätsel Mensch. Auch das Schicksal der deutschen Luftwaffe enthüllt sich schliesslich als ein menschliches Problem und als der alte und immer neue Kampf von Gut und Böse.

II

AUS DER VORGESCHICHTE DER LUFTWAFFE

Januar 1919! Deutschland hat seine Kriegsflagge gestrichen. Das Heer demobilisiert, mit ihm die Fliegertruppe. Auf allen Fliegerhorsten drängen sich jetzt Tausende von Mannschaften. Manche der fliegenden Verbände treffen in guter Ordnung, geschlossen und unter Führung ihrer Offiziere ein; die meisten zerbröckelten auf dem Rückmarsch von den Fronten. Jeder Kilometer, den die Truppen angesichts der sich ausbreitenden revolutionären Auflösung zurücklegen, zersetzt den Geist der Disziplin und verschlechtert die Haltung. Unbotmässigkeiten, Desertionen, zum Teil unter Mitnahme, zum Teil unter Preisgabe militärischen Eigentums, nehmen zu. Ein grosser Teil der Offiziere gibt angesichts dieser Erscheinungen den Kampf um die Aufrechterhaltung der Ordnung auf und verschwindet. Wenige bleiben bei ihrer Truppe und nehmen die Demütigungen auf sich, die ihnen die Soldatenräte auferlegen. Manche verharren träge, wie gelähmt, weil sie keinen Weg aus dem Chaos sehen. Viele trennen sich entschlossen von ihrer bisherigen militärischen Aufgabe; sie stürzen sich in den bürgerlichen Berufskampf, in die Jagd nach Erwerb, oder eilen auf die Universitäten und Hochschulen, nach geistiger Nahrung nicht weniger hungrig als nach Brot. Eine andere Gruppe bleibt in der Uniform. Es sind solche, die sich den Existenzkampf nicht zutrauen, denen es an Unternehmungslust gebricht, oder solche, die aus Tradition und innerer Überzeugung so fest in militärischen Anschauungen verwurzelt sind, dass ihnen das Verlassen der Fahne im Augenblick

der Niederlage und Not als Verrat erscheint. Unter ihnen findet man glühende Idealisten ebenso wie reine Landsknechnaturen. Jene wollen nichts, als ihrer Idee gemäss dem Vaterlande dienen; diese erwarten das grosse Abenteuer und die Beute; beide wittern die kommenden Kämpfe im Innern und an den Ostgrenzen des Reiches. Und schon bricht es los: *Die Polen stehen auf!*

Diesen hier geschilderten Kategorien von Offizieren, den idealistisch gesinnten auf dem einen Flügel, den abenteuernden Landsknechten auf dem anderen, zwischen ihnen die grosse Gruppe der Opportunisten mit teils mehr bürgerlichen, teils mehr militärischen Tendenzen, begegnen wir in den kommenden Jahren, vor allem vom Jahre 1934 ab, beim Aufbau der Luftwaffe, immer wieder. Ihre markantesten Vertreter, damit auch die schärfsten Gegensätze, treffen wir in der höheren Führerschicht der Luftwaffe und dem Teil ihres Offizierskorps, der den kleinen Weltkrieg mitgemacht oder im Anfang seiner militärischen Laufbahn an den Kämpfen der nachrevolutionären Periode bis zum Hitlerputsch 1923 teilgenommen hat.

Als der Polenaufstand beginnt, sind die deutschen Garnisonen des Ostens infolge der Demobilisierung im Begriff, sich aufzulösen, Häufig innerlich zersetzt, vielfach von den höheren Chargen verlassen, sammeln sie sich dennoch gruppenweise und leisten Widerstand. Die Polen haben anfangs leichte Erfolge, bis es gelingt ihnen stärkere deutsche Verbände entgegen zu stellen. Auf den Fliegerhorsten der preussischen Ostprovinzen sieht es zu dieser Zeit trostlos aus. Fanatiker haben einen grossen Teil der Flugzeuge zerschlagen oder unbrauchbar gemacht; Plünderer haben sie beraubt, Kupferleitungen und Kabel, Zündapparate und Kerzen gestohlen, optische Geräte und Werkzeuge an sich gebracht; Verräter haben Waffen verschoben, zum Teil an die Aufständischen verkauft. Die Kommandeure und die älteren Offiziere der Fliegertruppe haben fast durchwegs ihre Posten verlassen. Junge Leutnante, unterstützt von einer kleinen Gruppe von Unteroffizieren und Mannschaften, schustern aus

Schutt und Trümmern einsatzfähige Flugzeuge zusammen. Sie fliegen Aufklärung für den Grenzschutz, übernehmen den Kurierdienst zwischen den ohne Verbindungen kämpfenden kleinen deutschen Detachements und werfen behelfsmässige Bomben oder Handgranaten auf die angreifenden Polen.

Die roten Soldatenräte, anfangs die Nutzniesser der Desorganisation und der militärischen Auflösung, bemerken mit Staunen, dass die Polen sich nicht für ihre Schlagworte interessieren und durchaus eigene, polnisch-nationale Ziele verfolgen. Da besinnen auch sie sich auf ihr Deutschtum, geben die Sabotage gegen den Widerstand auf und unterstützen den Grenzschutz.

Dieser organisiert eine schütterere Abwehrfront. Es gelingt ihm, den weiteren Vormarsch der Polen abzustoppen. Die Alliierten schalten sich ein; eine Demarkationslinie wird festgelegt. Hinter ihr organisiert man beiderseits die Kräfte: die Polen zum Angriff, die Deutschen zur Verteidigung. Im Sommer 1919 steht eine kleine Fliegertruppe der Reichswehr in geordneten, disziplinierten und gut ausgerüsteten Verbänden bereit, um die Grenzen zu schützen oder Aufstände im Innern des Reiches niederzuschlagen.

Da macht Versailles dem Spuk ein Ende. Im August 1919 werden die neuerstandenen Fliegerformationen der Reichswehr auf Grund des Friedensvertrages aufgelöst. Sie verschwinden. Dort, wo die Kontrollkommissionen der alliierten Mächte schnell genug bei der Hand sind, wird ordnungsmässig demobilisiert und das Material zerstört. Aber nicht überall. Es gibt Leute, die «hören die Flöhe husten». Einige Kommandeure, rechtzeitig gewarnt, versuchen den Siegern ein Schnippchen zu schlagen. Flugzeuge werden demontiert und nebst den Waffen auf Gütern, in Bauernhöfen, Feldscheunen und Wäldern versteckt und vergraben. Praktisch hat dieser Unfug keine Bedeutung. Niemals können die so beiseite geschafften Flugzeuge oder Waffen je für kriegerische Zwecke gebraucht werden. In kurzer Zeit sind sie, ohne Pflege, verdorben und verrottet.

Etwas mehr Sinn hat ein organisatorischer Schachzug: Einige Flie-

gerabteilungen des Grenzschutzes treten vor der Demobilisierung geschlossen in die neue, in der Aufstellung begriffene Sicherheitspolizei über. Sie bilden dort Polizeiflieger-Staffeln und bis in das Jahr 1920 hinein halten sie sich, während die Reichswehr ihre Fliegerformationen verloren hat und nur einen kleinen Teil ihres Personals behält.

Diese Teilung zwischen Polizei und Reichswehr wird für die Zukunft der Nachkriegsfliegerei bedeutsam. Zwar hat es zuerst den Anschein, als ob die Sicherheitspolizei militärisch gegliederte Fliegerformationen behalten soll, die Reichswehr aber nicht. Doch schon im Frühjahr 1920 muss auch die Polizei ihre Flugzeuge abgeben. Im Kapp-Putsch, dem ersten nationalistischen Aufstand, März 1920, fliegen sie ein letztes Mal. Dann werden die Staffeln aufgelöst. *Die Luftpolizei zur Überwachung des zivilen Luftverkehrs wird aus ihnen gebildet.* Der Friedensvertrag bietet für diese Neuorganisation die Grundlage. Er verbietet aber den Polizisten, selbst zu fliegen. Einzelne Unentwegte in den Reihen der Polizei wollen das Spiel der Reichswehrflieger von 1919 wiederholen. Veralterte, durch mangelnde Pflege und Rost längst unbrauchbar gewordene Motoren und Waffen werden noch versteckt gehalten, ebenso Photogerät und sonstiges Material.

Aber bald wird dieser Unfug unterbunden; ein neuer Einfluss setzt sich durch; er kommt von der Seite derer, die sich zu einer *neuen Idee* durchgerungen haben und sich zu ihr bekennen: zum Verzicht auf militärische Spielerei und militärische Aspirationen, *zum Gedanken des zivilen Luftverkehrs.*

Bei der Reichswehr wird indessen auf dem Papier weitergeflogen. Eine theoretisch-taktische Ausbildung bemüht sich, der Entwicklung der Luftwaffe in den Siegerstaaten zu folgen.

Man sucht auch frühzeitig Fühlung mit dem Ausland. Anfangs treten einzelne Offiziere in die Rote Fliegertruppe ein und nehmen dort zum Teil höhere Kommandeurstellen an. Später gelingt es, die Russen zu einem Abkommen zu bewegen. Sie überlassen den Deutschen auf einem der innerrussischen Flugplätze das nötige Übungsgelände, auf dem sich in den folgenden Jahren bis 1933 die fliegerische, technische und waf-

fenmässige Ausbildung eines kleinen Stammes für eine künftige deutsche Fliegertruppe abspielt. Aus politischen Gründen wurden die nach Russland kommandierten Angehörigen der Reichswehr aus dieser zuvor verabschiedet, traten aber natürlich nach Beendigung ihrer Kommandos wieder zu ihren militärischen Dienststellen zurück. Auf diese Weise wurde eine formale Verletzung der Bestimmungen des Friedensvertrages vermieden.

Damit ist der Übergang des Offizierskorps aus der Zeit des Weltkrieges über die Zeit der Revolution und des Grenzschutzes in die Friedensverhältnisse vor 1933 geschildert. Wie sah aber in dieser Zeit die Organisation der deutschen Luftfahrt aus, wer waren die massgebenden Persönlichkeiten?

Mit Beantwortung dieser Fragen wende ich mich nun einer dritten, kleineren Gruppe von Männern zu, die in der Geschichte der Nachkriegsluftfahrt berufen waren, die führende Rolle zu spielen. An ihrer Spitze steht der Name Brandenburg.

Schon die provisorische Regierung von Ebert und Scheidemann hatte im Herbst 1918, unmittelbar nach der Revolution, ein «Reichsamt für Luftfahrt» geschaffen, das einem alten Pionier der Fliegerei, *August Euler*, übertragen wurde. Bei der Bildung der verfassungsmässigen Reichsregierung des republikanischen Staates wurde dieses selbständige Reichsamt wieder aufgelöst. Seine Funktionen übernahm die «Abteilung Luftverkehr» des Reichsverkehrsministeriums. Ihre Führung erhielt eine der überragendsten Persönlichkeiten der deutschen Luftfahrt, *der ehemalige Hauptmann Brandenburg*. Kommandeur eines Bombengeschwaders im ersten Weltkrieg, mit dem damaligen höchsten Kriegsorden, dem blaugoldenen Emaillekreuz des «Pour le mérite» ausgezeichnet, durch einen Absturz schwer verletzt und doch geistig wie körperlich imponierend. Ein Mann von glühender Vaterlandsliebe, lauterem Charakter, tiefer Frömmigkeit und gediegenem Können, prägte er nicht nur seinem Amt und seinem Stab, sondern der ganzen deutschen Nachkriegsluftfahrt, trotz grosser Zurückhaltung und natürlicher Bescheidenheit, bis

1933 den Stempel seines Wesens auf. Was sich die junge Luftwaffe an Gediegenheit und Tüchtigkeit bis zum Zusammenbruch des Reiches bewahrte, womit sie dem marktschreierischen Ton der späteren Ära trotzte, das war Erbe aus der Brandenburgischen Epoche der Luftfahrt.

Brandenburg hatte sich aus ehemaligen Offizieren der deutschen Fliegertruppe, die gleich ihm als Beamte oder als Angestellte in das Reichsverkehrsministerium eintraten, einen Stab tüchtiger und gleichgesinnter Männer ausgewählt, deren Namen zum Teil internationalen Klang gewannen. Von den Juristen der Abteilung Luftfahrt sei nur *Dr. Wegerdt* erwähnt, der an der Schaffung des internationalen Luftrechts hervorragend beteiligt war. Brandenburg nahm den Neuaufbau der deutschen Luftfahrt mit klarer und weitgesteckter Zielsetzung energisch in die Hand. Seinem Charakter treu, lehnte er alle Zweideutigkeiten einer deutschen Luftpolitik ab. Aber mit Geschick und Ausdauer verfolgte er die Taktik, möglichst auf dem Vertragswege alles zu erreichen, was der Entwicklung der Luftfahrt diene. Gegen die einengenden, den technischen Fortschritt hemmenden Vertragsbedingungen von Versailles, führte er einen offenen und erfolgreichen Verhandlungskampf. So gelang es ihm lange vor 1933 alle den friedlichen Wettbewerb der deutschen Luftfahrt lähmenden Bestimmungen auf dem Wege der Vertragsrevision zu beseitigen.

Durch seine geschickte Subventionspolitik verschaffte er dem deutschen Luftfahrtwesen jene geachtete Position, die für alle Zeiten in der Geschichte der Weltluftfahrt mit den Namen *Junkers*, *Zeppelin*, *Eckener* und der Bezeichnung «*Lufthansa*» verbunden bleiben wird. Er schuf der deutschen Luftfahrtindustrie die Möglichkeiten, sich neu zu entfalten und sich in die Spitzengruppen der Weltfirmen des Flugzeug- und Motorenbaus einzureihen. Er entwickelte und förderte auf allen Zweigen die private Initiative der Techniker und Forscher, in den staatlichen Instituten ebenso wie in denen der einzelnen Firmen. In den wirtschaftlich schwierigsten und ärmsten Zeiten des Reiches weckte und pflegte er die Flugbegeisterung der Jugend und verhalf der Sportfliegerei, vor allem

dem Segelflugwesen, zu hoher Blüte und zugleich zu entscheidender Bedeutung für die Entwicklung der Technik. Die *Rhön*, die Stätte der Segelflugwettbewerbe, errang Weltruf. In musterhafter Weise wurde die Ausbildung des fliegerischen Nachwuchses für die Zwecke von Luftverkehr, Luftfahrtindustrie und -Forschung auf der Grundlage strengster Auslese durchgeführt. Den Leistungen deutscher Besatzungen auf deutschen Flugzeugen zollte die Welt Achtung und Anerkennung. Sie trugen den guten Ruf deutscher Erzeugnisse in alle Welt, öffneten allmählich die bis dahin dem deutschen Handel noch verschlossenen Tore und wurden zu Pionieren einer langsamen Verbesserung der Stellung der deutschen Republik im Kreise der übrigen Völker. Ich nenne hier die Namen Köhl, von Hünefeld, von Gronau, Dornier und Frhr. von Gablenz. Die Weltluftfahrt schien ihren Zweck als Instrument des Friedens, der Verständigung und der Verbindung der Völker untereinander erfüllen zu sollen.

Im Innern des Reiches schufen das «Luftverkehrsgesetz» und die «Verordnung über den Luftverkehr» im Rahmen der internationalen Rechtsbindungen die Grundlagen für Rechtssicherheit und Ordnung im Luftverkehr.

Brandenburg hätte nicht der alte Soldat und Kriegsfieger sein müssen, um nicht auch den Wunsch der Reichswehr nach Schaffung einer neuen, seit 1919 nicht mehr existierenden Fliegertruppe zu begreifen und diesen Wunsch zu fördern. Er unterstützte ihre Bestrebungen, wo immer er konnte. 1926 bereits lockerten sich die Flugbeschränkungen für die Reichswehr und die Polizei insofern, als durch internationale Vereinbarung eine beschränkte Anzahl von Offizieren zur luftsportlichen Betätigung zugelassen wurde. Ohne Zweifel hätte dieser erste Schritt im Laufe der Jahre auch ohne die Vertragsverletzung von 1935 durch Hitler-Göring zur völligen Wiederherstellung der deutschen Lufthoheit geführt; denn das Vertragswerk mit seinen vielen Ergänzungen war so kompliziert geworden und wies dennoch so viele Lücken auf, dass es schliesslich einer grosszügigen Überprüfung und Neufassung bedurfte.

Dabei hatte Brandenburg nicht das Ziel einer Gewaltaufrüstung zu Angriffszwecken im Sinn. Er erstrebte lediglich im Prinzip die Anerkennung der deutschen Wehrhoheit in der Luft und die Bildung einer kleinen, den Aufgaben des Reiches im Rahmen der Völkerbundssatzungen angepassten, der wirtschaftlichen Lage des Reiches entsprechenden Fliegertruppe.

Waffenstillstand von 1918 und Friedensvertrag von 1919 hatten auf dem Gebiet der Luftfahrt in Deutschland eine tabula rasa geschaffen. Auf ihr wurde, beim Nullpunkt beginnend, materiell völlig voraussetzungslos neu aufgebaut. Das Volk in *allen* Parteien bekundete sein wachsendes Interesse an dem wirtschaftlichen Problem des Luftverkehrs, an den Fortschritten der Technik und den erzieherischen Qualitäten des Luftsports. Einschliesslich der Sozialdemokratie bewilligten sie wiederholt die Mittel im Haushaltsplan des Reiches, so wie sie Brandenburg veranschlagte. Keines der deutschen Länder, keine der grossen Kommunen schloss sich von der Förderung der Luftfahrt aus.

So kann, im Ganzen genommen, gesagt werden, dass die deutsche Luftfahrt in der Zeit von 1918 bis 1933 eines der erfreulichsten Bilder innerhalb des öffentlichen Lebens in Deutschland bot, dank ihrer zielbewussten Führung und Politik. Sie war ein befriedigendes Symptom für die Wiederherstellung des deutschen Ansehens in der Welt, für das Vertrauen, das man der Republik der «armen Leute» entgegenbrachte.

So brachte der Friedensvertrag des Jahres 1919 nicht nur das Ende einer in den Zwangsgleisen der Kriegführung einseitig militärisch entwickelten Fliegerei, sondern schuf auch die Voraussetzungen für die Entwicklung einer modernen, zivilen Luftfahrt, die sich in den Rahmen der Weltluftfahrt einfügte, deren Leistungen dem zivilisatorischen Fortschritt dienten. Handel und Wandel waren ihre Nutzniesser. Die Technik aller Länder der Erde befruchtete sich gegenseitig. Der Verkehr brachte die Völker einander näher. Die Bedeutung des Werkes des ehemaligen Hauptmanns Brandenburg, dessen Name kaum über den Kreis engerer

Fachgenossen selbst bekannt wurde, reicht weit über die Grenzen seines Landes hinaus. So wie seine Leistung im Innern zu sachlicher Zusammenarbeit der weltanschaulich entgegengesetzten politischen Parteien führte, *so hätte sein Wirken auch weiter dem friedlichen Ausgleich der Völkerinteressen gedient*. Es sollte nicht sein!

Der *Umsturz vom Januar 1933* führte zu seiner Ausschaltung. *Göring*, ein Mann, der bis zu diesem Zeitpunkt *nichts* für die Entwicklung der Luftfahrt getan hatte, riss ihrem Schöpfer und Leiter sein Werk aus der Hand, um es den Zukunftsplänen Hitlers dienstbar zu machen. Brandenburg kannte Göring seit Langem. Er verachtete ihn. Sein ganzes Wesen stellte sich in schärfsten Gegensatz zu dem politischen Abenteuerertum, der geschäftlichen Unsolidität, dem persönlichen Ehrgeiz und dem aufdringlichen Geltungsdrang dieses Mannes. Er durchschaute dessen Gefährlichkeit, das Hintergründige seiner politischen Ziele ebenso wie die Schwächen seines Charakters. Er wusste, dass Göring morphiumsüchtig war. In vertrauten Kreise soll er früher hierüber gesprochen haben. Ausserdem hiess es, dass Göring seinerzeit seine Mitarbeit angeboten habe, aber von Brandenburg abgelehnt wurde. Es war nicht verwunderlich, dass Brandenburg gehen musste. Sein Ausscheiden aus der Luftfahrt erfolgte aber nicht sofort. Aus «Tarnungsgründen» beliess ihn Göring nach dem Januar 1933 zunächst im Amt und schränkte lediglich seine Befugnisse ein. Den Fusstritt bekam Brandenburg erst, als Göring sich fest genug im Sattel fühlte, um gegen den Mann vorzugehen, der im In- und Ausland Ansehen und Sympathie genoss. Aber die politische Macht entschied. Der Abbruch der Abrüstungskonferenz im Herbst 1934 bot den äusseren Anlass, Brandenburg fallen zu lassen.

Wie ein Hohn wirkte es, dass Brandenburg nicht einfach verabschiedet wurde. Das wäre Göring zu billig gewesen. *Die entsagungsvolle, mühsame Arbeit des Schöpfers der deutschen Zivilluftfahrt in nahezu anderthalb Jahrzehnten wurde dadurch belohnt, dass man ihn in die Abteilung für Wasserstrassen des Reichsverkehrsministeriums versetzte.*

III

DIE LUFTWAFFE GETARNT

März 1933! – Göring erscheint nach einer Audienz beim Reichspräsidenten von Hindenburg in seinem damaligen Berliner Hauptquartier zu einer Besprechung. Er eröffnet sie mit den Worten: «Ich komme soeben vom Reichspräsidenten. Er hat mich zum General der Infanterie ernannt!» – Die Zuhörer sind starr vor Staunen. Wie ist das zugegangen? – Nach Jahren hat der nachmalige Generalstabschef der Luftwaffe, Generaloberst Günter Korten, den Vorgang geschildert.

Der greise Feldmarschall hatte Göring, den von Hitler zum «Reichskommissar für die Luftfahrt» ernannten ehemaligen Fliegerhauptmann, empfangen müssen, um sich von ihm seine Gedanken über die «Reorganisation der Luftfahrt» vortragen zu lassen. Hindenburg ist über Göring informiert. Seinem schlichten Wesen liegt das präventöse Auftreten des jungen Herrn nicht. Er hat auch sonst nicht viel Gutes über ihn gehört. Er weiss, dass Göring in der Nachkriegsluftfahrt keine Rolle gespielt hat. Nun entwickelt ihm Göring ein grosses Programm, vor allem, um die Bedeutung seiner eigenen zukünftigen Stellung zu unterstreichen. Er stellt Forderungen: Das Reichswehrministerium soll ihn unterstützen, ihm Personal abtreten, militärische Mitarbeiter zur Verfügung stellen, auf jede Bearbeitung von Luftfahrtfragen verzichten und die betreffenden Referate an ihn, Göring, abtreten. Am Schluss seiner Darlegungen fordert Göring für sich einen militärischen Rang.

Hindenburg nickt dazu – er denkt, dass man Göring wohl den Charakter als Major geben könne – aber ehe er sich äussert, platzt Göring mit einer klaren Forderung heraus: *Er will General werden!* Seine Aufgabe sei nur durchführbar, wenn er einen entsprechenden Rang habe, mit dem er sich gegen die Instanzen des Heeres durchsetzen kann; sonst treten sie ihm die kleine Keimzelle seiner für die Zukunft geplanten Fliegertruppe und seinen Stamm von alten Militärfliegern nicht ab. Hindenburg wiegt voller Bedenken mit dem Kopf. Das scheint ihm alles sehr übertrieben und aufgebauscht und auch keineswegs so überaus dringlich zu sein. Er ist nicht für überstürzte Massnahmen. Aber Göring plädiert für sich weiter. Er ist der Unterstützung Hitlers sicher. Er bemerkt, dass der Reichskanzler seine Auffassungen teile und dass der Reichswehrminister sich der Entscheidung des Reichspräsidenten beugen werde#

Hindenburg überlegt lange. Er sträubt sich innerlich dagegen, sich diesen ganz und gar unsoldatisch-saloppen, schauspielerhaft wirkenden, korpulenten Mann in der preussischen Generalsuniform vorzustellen. Aber er ist innerlich müde. Er hat keine Lust, sich über solche Fragen mit dem Kanzler auseinanderzusetzen, zumal Blomberg einverstanden sein soll. So gibt er nach. «General», das bedeutet für ihn in diesem Fall selbstverständlich Generalmajor, den untersten Generalsrang. Er erwähnt das gar nicht besonders. Nur nebenbei bemerkt er: «Na schön! – Da sind Sie also der erste deutsche Fliegergeneral.» – Das ist natürlich keine offizielle Bezeichnung und Göring korrigiert ihn: «Vorläufig noch Infanterie, Herr Feldmarschall. Die Infanterie ist meine Stammwaffe.» Der alte Herr, der ehemalige Gardeinfanterist, schmunzelt ein bisschen: «Aber vom Hauptmann zum General, wenn auch nur zum charakterisierten^x, das ist ein schöner Sprung, das gab es noch nicht!» Göring lächelt

¹ Durch die «Verleihung des Charakters» eines militärischen Dienstgrades erlangt der Beliebte ne das Recht zum Tragen der betreffenden Uniform, der Führung der Dienstbezeichnung und die dem Rang entsprechende Achtung, dagegen nicht die mit einer «Beförderung» oder «Ernennung» verbundene Besoldung.

und geht. Während er, noch im schlichten Zivilanzug, in der Danatbank¹ seine Ernennung verkündet, orientiert sein Pressereferent gleichzeitig die Berliner Zeitungen und das Propagandaministerium. Abends steht die Ernennung Görings zum «General der Infanterie» in allen Blättern; der Rundfunk gibt sie der Welt bekannt.

Hindenburg protestiert empört bei Hitler. Vom «General der Infanterie» könne keine Rede sein. Generalmajor sei der höchste Rang, mit dem er sich vorläufig einverstanden erklärt habe. Göring habe die Bemerkung über seine Waffenzugehörigkeit ganz willkürlich ausgelegt. Er verlangt eine Berichtigung. Hitler sagt ihm zu, das Mögliche zu tun. Am folgenden Tag muss aber ein Beauftragter des Reichswehrministeriums «dem alten Mann» melden, es sei leider unmöglich gewesen, die Veröffentlichung zurückzunehmen; das Ausland würde einen schlechten Eindruck bekommen, Göring würde unerträglich blossgestellt usw. Also bleibt es dabei – Göring behält den Charakter als General der Infanterie. Heimlich lässt er sich ausser seiner Heeresuniform das erste Muster einer Uniform als «General der Flieger» anfertigen, und unter dieser Bezeichnung eröffnet er die erste, geheime Rangliste der deutschen Luftwaffe.

Seine rangliche Stellung innerhalb der militärischen Hierarchie liegt damit fest. Im Rechtssinne gilt er aber nicht als «Soldat», wie alle sonstigen Offiziere. Seine Zugehörigkeit zur Partei, seine verschiedenen sonstigen politischen und staatlichen Ämter schliessen das aus.

Er ignoriert dieses Rechtsverhältnis. Später, als Feldmarschall, nach Blombergs Abgang und auch als Reichsmarschall, gibt er wiederholt Erlasse heraus, in denen er sich auf seine Stellung als «Dienstältester Offizier der deutschen Wehrmacht» beruft. In Wirklichkeit ist er nie «Offizier», seine Laufbahn ist eine rein politische, keine militärische, desglei-

¹ Erster, provisorischer Sitz des Reichsluftfahrtministeriums.

chen seine Machtstellung, sein Auftreten, seine Haltung, die Methoden seiner Amtsführung. Alle leitenden Gesichtspunkte seines Handelns, seine ganze geistige Verfassung sind nicht die eines Soldaten, sondern die eines typischen Politikers des Dritten Reiches.

Es war für Göring 1933 nicht einfach, sich seinen Stab zu bilden. Zwar drängen sich viele an ihn und bieten ihm ihre Dienste an, doch: «Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt.» – Der plötzliche ungeheure Bedarf der Partei, die überall ihre Leute in die Schlüsselstellungen der Behörden und der Wirtschaft hineinbringen will, verbraucht in kurzer Zeit das Reservoir der sogenannten «alten Kämpfer». Seine alten Kriegskameraden genügten weder der Zahl nach, noch qualitätsmässig den Anforderungen für eine Besetzung der Spitzenstellungen. So sieht sich Göring in seiner näheren Umgebung zunächst auf seinen alten Adjutanten *Bodenschatz* als einzigen Vertrauten angewiesen. Sein wichtigster Mitarbeiter wird *Milch*, bis dahin Direktor der Lufthansa. Dieser wird zum Staatssekretär ernannt. Göring räumt ihm als seinem ständigen Vertreter weitgehende Kompetenzen ein, da er selbst einer anstrengenden laufenden Arbeitsbelastung nicht gewachsen ist. Hinzu kommt die zeitraubende Repräsentation durch die finanziell einträgliche Übernahme einer ganzen Reihe sonstiger hoher Ämter. So ist er z.B. Preussischer Ministerpräsident, Präsident des Preussischen Staatsrates, des Reichstages, Reichsforstmeister, Reichsjägermeister, SA-Obergruppenführer, Chef der Preussischen Polizei u.a.m.

Das persönliche Verhältnis Göring-Milch ist nicht spannungsfrei. In den Hauptzielen sind sie sich zwar anfangs einig. Aber Milch hat, im Gegensatz zu seinem Minister, in allen Luftfahrtfragen ein sehr gründliches und umfassendes Wissen. Er ist, obwohl von Haus aus nicht Techniker, durch die Betriebserfahrungen der Lufthansa weitgehend in technische Probleme eingedrungen. Seine rasche Auffassungsgabe, sein klares und nüchternes Urteil bestechen.

Göring, der immer wieder vergeblich versucht hat, sich der Rauschgifte zu entwöhnen, hat oft Mühe, längeren Verhandlungen zu folgen.

Er kann schlecht zuhören, wenn andere sprechen, und ist ausserdem empfindlich, sobald er den Eindruck hat, dass man ihn belehren will. Milch dagegen ist ein schwungvoller und unermüdlicher Arbeiter. Auch er spricht lieber selbst, als dass er zuhört, aber der Grund hierfür liegt in seiner Lebendigkeit und Aktivität. Naturgemäss reizt ihn die halbe Selbständigkeit seiner Stellung. Das rasche Tempo, das von ihm gefordert wird, reisst ihn fort. Die Schwierigkeit, Göring zu einer Entscheidung zu bringen, zwingt Milch häufig, seinem Minister vorzugreifen. Zusammenstösse zwischen den beiden Häuption der Luftwaffe sind nicht selten; ernste Meinungsverschiedenheiten tauchen auf. So fällt Milch wiederholt in Ungnade. Sein Einfluss wird später besonders durch den Generalstab mehr und mehr abgedrosselt, bis er schliesslich aus dem unmittelbaren Bereich der Luftwaffe entfernt wird. Das geschieht aber erst 1944, nachdem er sich mit Hitler überworfen hat. Ich komme hierauf später zurück.

Zu Beginn der Organisation des Luftfahrtministeriums unterstehen dem Staatssekretär die Chefs folgender Ministerialämter:

Oberst Wever, A-Amt.

(Organisation, Ausbildung, Führung.)

Ministerialrat Fisch, B-Amt.

(Luftverkehr, Luftüberwachung.)

Oberst Wimmer, C-Amt.

(Technisches Amt, Industrie, Entwicklung, Erprobung, Nachschub.)

Oberst Kesselring, D-Amt.

(Verwaltungsamt, Bauwesen der Luftwaffe.)

Oberst Stumpff, P-Amt.

(Personalamt.)

Später trennt man den Nachschub vom Technischen Amt unter Bildung des E-Amtes (Oberst Kitzinger). Die Stellungen eines Amtschefs bekleiden ausserdem der Kommandeur der Fliegerschulen, Kpt. z. S. Christiansen, und Kpt. z. S. Wenninger, der Chef der Zentralabteilung

des Ministeriums (Staatssekretariat, politische Angelegenheiten, Justizwesen, Presse, Attachédienst).

Bis zum Eintritt von Udet in das Luftfahrtministerium als Chef des Technischen Amtes befinden sich also in diesem engeren Mitarbeiterkreis keine nahen Freunde des Ministers. Vielmehr sind Wever, Wimmer, Kesselring und Stumpff aus der Reichswehr übernommen. Von diesen ist nur Wimmer alter bayrischer Kriegsfieger. Er steht aber Göring fern. Es ist erstaunlich, wie wenig Fachleute die Luftwaffe zu Beginn der Aufrüstung hat.

Auf die Besetzung der Ämter des Luftfahrtministeriums hat Blomberg 1933 Einfluss gehabt, da ihm Göring als «quasi Oberbefehlshaber der Luftwaffe» zu dieser Zeit noch unterstellt ist. Die Absicht Görings, aus der Luftwaffe ein stark parteimässig gefärbtes Instrument zu bilden und seine alten Kriegskameraden, vor allem aber auch seine Geschäftsfreunde und seine politischen Anhänger, in bevorzugten Stellungen unterzubringen, hat sich nicht verwirklichen lassen. Schwere Vorwürfe seiner alten Freunde bleiben nicht aus, als sie sich mit unteren Stellungen begnügen müssen. Gehässiger Klatsch macht die Runde. Göring selbst sorgt durch seine Lebensführung und sein Auftreten dafür, dass er stets neue Nahrung erhält. Auch seine Kriegsvorgänger und seine Leistungen als Jagdflieger im Felde werden nachträglich bekrittelt.

Über die Offiziere, die ihm Blomberg zur Verfügung gestellt hat, kann er nicht klagen.

Wever, im ersten Weltkrieg junger Generalstäbler bei Ludendorff, ein Fanatiker, Douhet-Schüler, ist der kommende Generalstabschef. Für seine Person bescheiden, ist er von dem glühenden Ehrgeiz besessen, die beste Luftwaffe der Welt zu schaffen. Ebenso wie die anderen Nichtflieger unter den Amtschefs, lernt er trotz seines vorgerückten Alters noch fliegen und verunglückt 1936 tödlich. Nächst ihm überragt *Kesselring* seine Kollegen. Weniger erfreulich ist *Stumpff*, aber ein bequemer Untergebener. Er bemüht sich, den Parteieinfluss einzudämmen und die

Auslese des Offiziersnachwuchses nach den überlieferten Grundsätzen des Heeres zu steuern. Ganz gelingt ihm das nicht; denn das rasende Tempo der Vergrösserung aller Wehrmachtsteile zwingt ihn, eine grosse Zahl von verabschiedeten Offizieren des Weltkrieges einzustellen, mit denen viele schwierige, politische Elemente in das Offizierskorps eindringen.

Warum kommen diese Männer? – Nun, es ist *die grosse Chance* ihres Lebens. Sie kommen in verhältnismässig jungen Jahren in führende Stellen, mit einem Machtbereich, mit einer Selbständigkeit innerhalb ihres Ressorts, die sie nie erträumt haben.

Kesselring, der «Sparkommissar» der Reichswehr, der dort Pfennigrechnung treiben musste, um das dem Reichstag zu hohe und doch an sich so lächerlich geringe Budget herunterzudrücken, verfügt plötzlich über Milliarden. Wen sollte das nicht locken? – So packt sie alle der Ehrgeiz und macht sie nachsichtig gegenüber dem Mann, der für sie als Sturmbock wirkt, ihnen auf dem Wege der Politik die Möglichkeiten schafft, sich in einem Stile auszuwirken, den sie auch in ihren kühnsten Träumen nicht ahnten. Gewiss, sie haben ihre Bedenken und machen ihre Vorbehalte, aber vor soviel «Grösse» auf der einen Seite glauben sie die Augen vor den Schwächen und Minderwertigkeiten schliessen zu müssen, die sie wohl erkennen. Aber dadurch machen sie sich mitschuldig; denn gerade diese Schwächen, über die sie lächeln, *die* sind es, die Görings Charakter ausmachen, die entscheidend wirken und schliesslich ihn und sein ganzes Gefolge von Anhängern in den Abgrund führen. Sie glauben wohl zuweilen, *sie* hätten das Heft in der Hand, aber in Wirklichkeit steigen sie von Rang zu Rang nicht hinauf, sondern hinab; ihre Macht schrumpft zusammen. Immer mehr werden sie nur Werkzeuge in seiner Hand.

Manchmal sagen sie ihm die Wahrheit. Vor allem Kesselring tut es und erregt damit natürlich Unwillen, wird ungnädig behandelt. Leider wird die Wahrheit nicht laut genug gesagt. Keiner steht gegen die Unmöglichkeiten auf, die gefordert werden. Die Amtschefs erheben sich

nicht wie ein Mann zum Verzicht auf ihre Ämter. Wohl weisen sie auf ihre Verantwortungen hin, aber sie lassen sich mit dem Hinweis beruhigen, dass ja *er* die Verantwortung trage. Sie wissen, dass der Minister, der längst den festen Boden unter den Füßen verlor, dem der Zweck *alle* Mittel heiligt, diese Verantwortung gar nicht tragen kann – aber sie fallen ihm nicht in den Arm.

Die Spitzenreiter in der neuen Organisation bemühen sich, sobald sie im Amt sind, in die unteren Regionen ihrer Dienstbereiche Männer ihres Vertrauens nachzuziehen. Die Reichswehr, selbst stark in Anspruch genommen durch die von Hitler befohlenen Neuaufstellungen, muss das ganze Kontingent an ehemaligen Fliegern an Göring abgeben. Stumpff, der Personalamtschef, sorgt dafür, dass alle wichtigen Positionen mit diesen Offizieren besetzt werden. So blieb geistig der Parteieinfluss zunächst gering. Er konnte praktisch nur von Göring selbst repräsentiert werden; denn auch seine näheren Freunde und persönlichen Anhänger, die sich auf die zweite und dritte Garnitur der Stäbe und Ämter verteilen, sind nur zum geringsten Teil Parteileute. Sie beschränken sich meist auf die Nutzniessung guter Parteibeziehungen oder versuchen, sich solche zu verschaffen. Diese Leute zeigen 1933 alle das Bestreben, den Nachweis dafür zu führen, dass sie «immer schon» Nazi waren, genau umgekehrt wie es heute ist. Tatsächlich waren sie farblos und ihre einzige Überzeugung war die, dass für sie die «goldene Zeit» angebrochen sei.

Die Reichswehroffiziere waren unpolitisch. Sie hatten sich in den 14 Jahren seit der Revolution von 1918 als ehemalige kaiserliche Offiziere daran gewöhnt, ihre militärischen Pflichten zu erfüllen, gleichgültig welche Partei das Ruder in der Hand hatte. Sie hatten ihren Dienst unter dem *Sozialdemokraten Noske* als Reichswehrminister ebenso getan wie unter dem Demokraten *Groener* oder unter *Schleicher*. Ihnen war zweifellos eine Regierung, die den Wehrgedanken pflegte, die Wehrkraft zu stärken suchte, die damit zugleich bessere Berufsbedingungen schuf, lieber als jede andere.

Das hatte aber nichts mit Weltanschauungsfragen oder politischen Überzeugungen zu tun, die gegenüber dem Offizierskorps zu jener Zeit auch in keiner Weise von Hitler hervorgekehrt wurden. Auch in den ersten Jahren der Naziregierung wurde von den Offizieren lediglich «Loyalität» verlangt und ausdrücklich betont, dass man nicht von jedem erwarten könne, Nationalsozialist zu sein; ein Standpunkt, der allerdings später im Verlauf des Krieges sich völlig ins Gegenteil verwandelte.

Das A-Amt war das wichtigste der Ämter. *Wever*, der prädestinierte Chef des Generalstabes, hatte zunächst die organisatorische Grundlage für den «Dritten Wehrmachtsteil» zu schaffen. Denn dass es ein solcher, eine selbständige Luftwaffe, werden soll, keine kleine Fliegertruppe im Rahmen des Heeres, das stand von vornherein fest. Görings Gedanken knüpften hier an Douhet, aber auch an das englische System und das italienische Vorbild an. Mit *Wever* war er sich einig. Wie weit dieser schon zu diesem Zeitpunkt über die *letzten* politischen Ziele Hitlers orientiert war, kann wohl niemand sagen. Die Anfänge lassen aber vermuten, dass *Wever* weder grössenordnungsmässig, noch technisch-qualitativ mit den Masstäben gerechnet hat, mit denen Hitler herumgaukelte. Immerhin waren gegen dessen Vorgehen schon bald die ersten Widerstände von Seiten des Personalamtes, des Technischen Amtes und der Verwaltung spürbar, während das A-Amt – vielleicht mit innerem Widerstreben (wer weiss, welche Kämpfe zwischen Hitler- Göring contra *Wever* vorangegangen waren?) – immer mehr mithalf, den dünnen Ballon stärker aufzublasen. Die Hauptschwierigkeit lag hierbei für *Wever* darin, dass die aus politischen Gründen von Hitler an die Luftwaffe gestellten Forderungen keine ruhige, konstante Steigerung behielten, sondern dass diese sprungweise, oft mehrfach im Laufe eines Jahres, erhöht wurden. Dies schloss eine gesunde Entwicklung aus. Die Forderungen konnten nur mangelhaft oder formell, oft auch gar nicht erfüllt werden. Zu dieser Zeit beginnt bereits das Spiel der Täuschung nach aussen *und* nach oben.

Wever selbst war aufrichtig genug, auf alle Schwächen und Mängel seines Werkes hinzuweisen, soweit er sie selbst sah. Göring wiederum war Hitler gegenüber weniger bedenklich. So erweckte er in diesem schon 1935 den Glauben, dass die Luftwaffe eine ausreichende Anzahl kampffähiger Einheiten besässe. Tatsächlich waren zu dieser Zeit zwar einige Verbände von Jägern, Aufklärern und Bombern formiert und personell leidlich besetzt, taktisch waren sie aber noch völlig wertlos. Die Ausbildung steckte in den Kinderschuhen, die Waffen waren unzulänglich, und die Flugzeuge waren unerprobt und wiesen bedeutende Mängel auf.

Das Flugzeugmuster Do XI (Dornier), mit dem die Kampfverbände bewaffnet werden sollten, war ein völliger Fehlschlag. Sein Serienbau musste wieder eingestellt werden. Das Fliegen dieses Musters war so gefährlich, dass z.B. Kurven mit mehr als 45° Neigungswinkel verboten wurden. Trotzdem waren Abstürze an der Tagesordnung. Der kleine Stamm von jungen Fliegeroffizieren erlitt seine ersten, schweren Einbussen. Ausser der Do XI wurde noch die Ju 52 geflogen, das bewährte Verkehrsflugzeug der Firma Junkers. Es wurde behelfsmässig als Bomber eingerichtet und bewaffnet und blieb dennoch mangelhaft und unzulänglich. Das Tragvermögen betrug zwar 1'000 kg, die Geschwindigkeit aber nur 220 km/h! Die Reichweiten aller damaligen Flugzeugmuster waren so gering, dass z.B. Flüge nach England überhaupt nicht möglich gewesen wären. Noch im Jahre 1936 beurteilte man an massgebenden Stellen *die Kraft der gesamten deutschen Luftwaffe so, dass sie im Höchsthalle derjenigen der Tschechoslowakei oder Polens, aber nicht beiden zugleich, gewachsen sein würde!*

Es fehlte der Luftwaffe bei ihrem schnellen Wachstum in diesen ersten Jahren auch an Stäben und Führungsmitteln. Die Ausbildung von Generalstabsoffizieren begann erst 1935.

Mit diesen unerfreulichen Tatsachen musste Wever auf der einen Seite rechnen, während andererseits von ihm erwartet und verlangt wurde, sich auf einen baldigen militärischen Konflikt vorzubereiten. Zu jener Zeit rechnete Hitler von Tag zu Tag mit einer Enthüllung seiner

Aufrüstung, die jederzeit einen Protest des Völkerbundes und Sanktionen der Westmächte zur Folge haben konnte.

Wever muss sich darüber klar gewesen sein, dass er auch beim besten Willen Hitlers Erwartungen enttäuschen musste, wenn es zum Schlagen kam. Seine ehrliche Natur sträubte sich gegen die Zumutung von Unmöglichkeiten; dabei verzehrte er seine Kräfte in den vergeblichen Bemühungen, das Unmögliche doch möglich zu machen. Seine Offiziere konnten ihm hierin, trotz aller bezigten Verehrung, nicht folgen. Über allem was getan oder befohlen wurde, stand die Redensart: «Aus Tarnungsgründen». Aus «Tarnungsgründen» wurde gelogen, aus «Tarnungsgründen» wurden falsche Berichte gemacht, aus «Tarnungsgründen» wurde alle Welt getäuscht! Was befohlen worden war, musste eben gelten und Tatsache sein! Die Wahrheit wurde unterdrückt. *Der Schein der Wahrheit war alles!* Mit der Logik von Palmström in einem Morgensternschen Gedicht:

«Weil, so schliesst er messerscharf,

Nicht sein kann, was nicht sein darf!» versuchte sich mancher über die Tatsachen offener Mängel hinwegzutrusten. Andere erhoben ernste Vorstellungen – meist vergeblich. Ein Nachgeben von oben in einzelnen Punkten nährte immer wieder den Glauben, die Führung werde doch noch zur Einsicht gebracht und das Schlimmste verhütet werden können. Ein verhängnisvoller Irrtum!

Wevers Gedanken über die Luftstrategie und Lufttaktik waren stark durch Douhets Theorien beeinflusst. Mit dem unzulänglichen Instrument in seinen Händen bewegte er sich aber mit seinen Ideen über die Luftkriegführung sozusagen in luftleerem Raum. Alles blieb Theorie und Hypothese. Auf dem Papier, in seinen Plänen, in seinem Kopf jonglierte er mit Geschwadern und Divisionen, während er in Wirklichkeit nur recht behelfsmässige Staffeln zur Verfügung hatte. Dabei musste er für den Fall eines Krieges mit Gegnern rechnen, die ihm, jeder einzelne, minde-

stens gewachsen, wenn nicht überlegen waren. Kam aber eine feindliche Koalition gegen Deutschland zustande, so musste die kleine Luftwaffe schmählich versagen und mit unzulänglichen Mitteln in einem hoffnungslosen Kampf wertvolles Menschenmaterial zum Opfer bringen.

Das Dilemma für Wever wurde noch verschlimmert, weil er während der ersten zwei Jahre der Aufrüstung und der Ausbildung von Truppe und Stäben durch die Verpflichtung behindert war, die Tatsache des Aufbaus der Luftwaffe nach aussen zu verschleiern und geheim zu halten. Eine Erleichterung dagegen mag es für ihn gewesen sein, dass er als Nichtflieger den Bedenken derjenigen seiner Offiziere fern stand, denen die technischen und ausbildungsmässigen Mängel detaillierter und deutlicher bewusst wurden, weil sie praktische Erfahrungen besaßen. Die operativen Gedanken Wevers über Luftkriegführung, wie sie Kriegsspielen und Planübungen zugrunde gelegt wurden, erweckten bei den Praktikern, die die Verhältnisse besser zu übersehen glaubten als der grosse Theoretiker, ein mitleidiges Lächeln.

Mit der theoretischen, operativen und taktischen Schulung, die Wever seinem Offizierskorps damals angedeihen liess, hat er dennoch das Richtige getroffen, wie es die Zukunft bewies. Er lehrte das Prinzip einer starken Schwerpunktbildung, um zunächst die feindliche Luftwaffe auszuschalten und dann die «Kraftquellen» des feindlichen Landes, vor allem seine Kriegswirtschaft, zu zerschlagen.

Der grosse Krieg enthüllte dann die Tatsache, dass Deutschland keine Luftstrategen besass. Wevers Epigonen waren nicht imstande, selbstschöpferisch die Weverschen Ideen weiterzuführen. Sie blieben in den Gleisen des Formalismus stecken und verbrauchten das unzulängliche Instrument, bevor es fertig war. Sie sprachen mit Weverschen Worten, aber sein Geist fehlte ihnen. Das Selbstbelügen wurde ihnen zum Prinzip, die Scheinerfolge, die ihren Ehrgeiz sättigten, schienen ihnen Recht zu geben. Sie stellten sich in den Dienst der Wahnsinnspolitik Hitlers, seiner «raumumspannenden Ideen». Dieser Dilettant berauschte

sich an der Vorstellung, dass er in der Luftwaffe das entscheidende Machtmittel besässe, jeden Gegner zu «zerschlagen». Er griff in die Führung dieser Waffe ein und Göring liess sich von ihm gängeln, bis der grosse Selbstbetrug beider sich enthüllte.

Wever wäre wohl der Mann gewesen trotz des Adlerfluges seiner Ideen zugleich mit den Füessen auf dem Boden zu bleiben und 1939 Hitler vor dem europäischen Krieg zu warnen, der eine stärkere, mächtigere Weltkoalition gegen Deutschland zusammenführen musste als je. Dass Wever, ungeachtet seiner Theorie, nicht «übermütig» geworden war, geht aus den Anlagen der damaligen Kriegsspiele und Planübungen hervor. Immer lag ihnen der Gedanke des Verteidigungskrieges zugrunde. Sie spielten stets auf deutschem Boden – in Süddeutschland zur Verteidigung der Enz-Neckarlinie, im Norden des Weserabschnittes, im Osten der Oder oder Ostpreussens. Dieser Umstand beruhigte die Skeptiker und die besorgten Gemüter unter den Offizieren, denen das schnelle Aufrüstungstempo verdächtig wurde.

Was Wever erdachte und erfüllte, was in seiner Umgebung einschliesslich Hitler und Göring niemand in seiner furchtbaren Tragweite begriffen hatte, die Möglichkeiten *ganz* grosser Luftwaffen, wie sie nur von Weltmächten aufgestellt und unterhalten werden können – das verwirklichten acht Jahre nach Wevers Tod im Sinne seiner Doktrinen die anglo-amerikanischen Luftstreitkräfte gegen Deutschland. *Sie* besaßen die grossen Luftstrategen, die warten konnten, bis ihre Stunde kam und sie die Mittel in der Hand hatten, aus der Theorie Wirklichkeit zu machen.

Man darf annehmen, dass Wever nicht blind war für die Kräfteverteilung in der Welt und dass er sich keinen Illusionen über die Möglichkeiten für Deutschland hingab. Ihm musste danach an einer Politik vernünftiger ruhiger Entwicklung im Reich, einer *allmählichen* Stärkung seiner Wehrkraft liegen – aber auch an einer Aussenpolitik, die das Risiko eines neuen Koalitionskrieges ausschloss. Das rohstoffarme Land durfte nie wieder in die Gegnerschaft zur britisch-amerikanischen Poli-

tik kommen! – Alles, was zu Wevers Zeiten geschah, lässt eindeutig erkennen, dass er mit einer Anforderung an die Luftwaffe, wie sie sich aus einem Angriffskrieg nach Westen ergab, nicht rechnete. Diese Tatsache wirkte noch bis in den Beginn des grossen Krieges hinein nach.

Neben der Organisation und der Klärung der Führungsgedanken war es Wevers Aufgabe, die praktische Ausbildung der Truppe in Gang zu bringen. Die Ereignisse vom Januar 1933 hatten zum Abbruch der über zehnjährigen guten Zusammenarbeit zwischen der Reichswehr und der russischen Roten Fliegertruppe geführt. Das deutsche Kommando auf dem Flugplatz von Lypeck wurde aufgelöst. In Deutschland war aber nur in sehr beschränktem Umfang die Fortführung einer militärfiegerischen Ausbildung möglich. Göring wendete sich an Mussolini und Balbo. Mit einem Koffer voll wertvoller Zigarettentuis und Porzellane, in Ermangelung von Orden, fuhr er wie ein Geschäftsreisender nach dem Süden. Er bemühte sich, durch Aufnahme der Verbindung zur italienischen Luftwaffe einen Ausgleich zu schaffen. Seine Verhandlungen führten äusserlich zum Erfolg, allerdings unter Bedingungen, die wesentlich schlechter waren als seinerzeit in Russland. Auch die Formen, unter denen sich die Kommandierungen vollzogen, waren für die Beteiligten unerfreulich und peinlich. Alle Kommandierten, einschliesslich der Offiziere, wurden als angebliche Südtiroler Rekruten eingekleidet und behandelt. Ihre Bewegungsfreiheit war gering. Wenn schon die Russen es an Misstrauen und Vorsichtsmassnahmen nicht hatten fehlen lassen, so war das Verhalten der Italienerin keiner Weise etwa dasjenige freundlicher Bundesgenossen. Ein kameradschaftlicher Kontakt zwischen deutschen und italienischen Offizieren kam nicht zustande. «Man ist aufeinander angewiesen, aber man mag sich nicht.»

Aber das waren Äusserlichkeiten. Dagegen hatten die Italienkommandos ausbildungsmässig überhaupt keinen Wert. Die italienische Luftwaffe paradierte mit einigen reklamemässig aufgezogenen Staffeln von Kunstfliegern und entfaltete eine laute, bilderreiche Propaganda.

Hinter dieser Fassade sah es dagegen in der Truppe kümmerlich aus. Es wurde bald klar, dass Italien auf die Dauer keinen Ersatz für das verlorene Terrain in Russland bot. Daher musste beschleunigt in Deutschland ein Ausweg gefunden werden. Solange die Tatsache der Luftrüstung verschleiert werden sollte, mussten Notbehelfe geschaffen werden.

Zu diesem Zweck wurde der «*Deutsche Luftsportverband*» gegründet, dessen Führung dem nächsten persönlichen Freund Görings, *Bruno Loerzer*, übertragen wurde. Der Verband war eine zivile Organisation. Ende des Jahres 1933 wurde aber für seine Mitglieder eine Uniform eingeführt. Alle Reichswehrangehörigen, die in den Verband eintraten, wurden zuvor aus der Wehrmacht entlassen. Auch die im Luftfahrtministerium und in den sonst gebildeten Stäben und Ämtern tätigen Offiziere erhielten ihren Abschied und wurden als Reichsangestellte geführt. *Auf diese Weise vermied man formell die Verletzung des Friedensvertrages von Versailles.*

Der Luftsportverband hatte die Aufgabe, die fliegerische Anfangsschulung durchzuführen, hierfür den Nachwuchs zu werben und ausserdem ausreichendes Personal für den technischen Dienst der Bodenorganisationen bereit zu stellen. Diese Aufgaben waren nicht leicht zu lösen. Das Interesse für die Fliegerei begünstigte zwar die Werbung; da aber der Luftsportverband nach aussen jede direkte Verbindung mit der Wehrmacht vermeiden musste, jedoch wegen seiner militärischen Zwecke nicht als «Gliederung der Partei», wie SA oder SS, organisiert werden konnte, musste er mit diesen Organisationen konkurrieren. Immer krasser traten Gegensätze hervor. Ein militärisches Machtinstrument in Görings Hand! – das erfüllte manchen Parteibonzen mit Sorgen. Wie tief sich der Hass eingefressen hatte, das trat zu Tage, als die geschlagene deutsche Luftwaffe 1944 mehr oder weniger aufgelöst und auf das Heer und die Waffen-SS verteilt wurde.

Der Gedanke einer Luftwaffe als selbständiger Teil der Wehrmacht war ganz neu. Er hatte viele Gegner, z.T. sogar unter alten Fliegern. Beide Machtgruppen aber, Heer- und Parteigliederungen, fühlten sich dadurch betroffen, dass die Luftwaffe besonders hohe Anforderungen an

ihren Nachwuchs stellte und daher das «Ersatzgeschäft» erheblich belastete. Verschärft wurde die Situation dadurch, dass die Jahrgänge von 1913 bis 1923, bedingt durch den Geburtenrückgang im Kriege und in der wirtschaftlich schwierigsten Epoche der deutschen Republik, ohnehin nur schwache Rekrutenkontingente zu stellen vermochten. Die hohen Forderungen an Menschen riefen auch deshalb Kritik an der Luftwaffe hervor, weil bei dieser nur ein verschwindend kleiner Prozentsatz im Kriegsfall für den Kampf mit der Waffe bestimmt war, während die Masse hinter den Fronten stehen würde.

Trotz der Schwierigkeiten organisierte sich der Luftsportverband im Laufe der Jahre 1933 und 1934 so, wie es vorgesehen war. Die Ausbildung auf verschiedenen kleinen Fliegerschulen und Übungsstellen begann. Waffen waren nicht vorhanden, auch keine Militärflugzeuge. Der grössere Teil der zukünftigen Luftwaffensoldaten wurde zunächst in Segelfluggruppen zusammengefasst, in diesen auf seine Eignung überprüft und für das Motorfliegen vorgeschult.

Die Fortsetzung der Anfangsausbildung auf schweren Flugzeugen führte die «*Deutsche Verkehrsfliegerschule*» (DVS) durch. Auch diese nahm nunmehr einen anderen Platz als in der Zeit vor 1933 ein. Ihre Führung erhielt *Christiansen*, bekannt als Kommandant des Dornierflugbootes Do X und Ritter des «Pour le mérite». Im Rahmen der DVS wurden bald alle Schulen zusammengefasst. Nach Aufhebung der Tarnung blieb diese Organisation unter der Bezeichnung: «Kommando der Fliegerschulen» bestehen.

Deutsche Verkehrsfliegerschule und Luftsportverband waren der Tarnmantel für die geheime Luftwaffe von 1933 bis 1935. Sie umfassten als Überorganisationen die vielen, mit den verschiedensten Tarnbezeichnungen wie «Deutsche Luftfahrt GmbH.», «Technische Versuchs AG.», «Kriegsspielverband», «Forst- und Landwirtschaftliches Versuchsunternehmen» und ähnliche über das Reich verstreute Fliegerschulen, Verbände und Stäbe, deren «Mitglieder» nach aussen als Reichsangestellte auftraten und bürgerliche Kleidung trugen, in Wirklichkeit aber Soldaten waren.

Die alten, sehr kleinen Anlagen der DVS in Braunschweig genügten nicht mehr für die neuen Aufgaben. In Celle, Cottbus und Neu-Ruppin entstanden Neubauten, weitere wurden in den verschiedensten Gegenden Deutschlands geplant. Damit begann der Aufbau einer neuen Bodenorganisation. Die Anfänge sind sehr bescheiden gewesen. Bald schon sollte sich herausstellen, dass weder die Flugplätze, noch ihre Bauten den schnell wachsenden Ansprüchen der Luftwaffe genügten.

Auch die *Lufthansa* musste «daran glauben». Ihr ganzes Personal, dessen älterer Teil im ersten Weltkrieg gedient hatte, erhielt eine militärische Kurzausbildung und bildete von diesem Zeitpunkt an die erste Reservetruppe der Luftwaffe. Sie wurde in Form eines «*Behelfskampfgeschwaders*» gegliedert. Für den Fall eines Einsatzes standen die Kader militärischer Einheiten nebst einem Stab bereit. Daneben organisierte man für Post- und Kurierdienst die sogenannte *Reichsbahn-Streckenschule*, ein getarntes Ausbildungs- und Erprobungsunternehmen der Luftwaffe, in dem junge militärische Besatzungen unter Anleitung durch alte, erfahrene Hansakapitäne Blindflugerfahrten sammeln sollten. Auch diese Ausbildungs-Einrichtung bildete zugleich einen Behelfskampfverband.

Das Bauwesen der Luftwaffe unterstand zu dieser Zeit *Kesselring*. Mit ungeheurem Eifer stürzte er sich in die Arbeit. Er riss alle seine Mitarbeiter mit nie dagewesenem Tempo vorwärts. Überall in Deutschland schossen die Bauten förmlich aus der Erde. Im Handumdrehen standen die roten Eisengerüste riesiger Flugzeughallen; Arbeitersiedlungen und Kasernen erhoben sich in einem neuartigen, ungewohnten Stil, der sich der Landschaft jeweils anpasste. Strassen und Bahnen schlossen die in abgelegenen Gebieten liegenden neuen Fliegerhorste an das Verkehrsnetz an. Wälder wurden gefällt und gerodet, riesige Erdbewegungen waren durchzuführen; Hunderttausende von Menschen nahm dieser ungeheure Arbeitsprozess in sich auf; Tausende von Firmen, die bisher kaum Beschäftigung hatten, erlebten einen ungeahnten Aufschwung.

Überall schien Kesselring persönlich zu sein, trieb an, hetzte, lobte, belohnte tadelte und versöhnte wieder die abgearbeiteten Bauleute mit seinem liebenswürdigen Lächeln. Er arbeitete nach einem riesigen Gesamtplan. In den Grundzügen wurden einheitliche Typen von Schulflugplätzen, Jägerplätzen, Horsten für Bomber und Aufklärer gebaut. Aber das äussere Bild aller Anlagen unterschied sich beträchtlich voneinander, da man den Architekten in der Durchführung der Bauten und ihrer äusseren Gestaltung weitgehende Freiheit liess.

Der Erfolg der Kesselringschen Arbeit sprang auffallend ins Auge. Bald aber stellten sich grosse Mängel heraus. Die Mehrzahl der Flugplätze hatte lehmigen Boden. Die Grasnarbe hätte jahrelang ruhen müssen, um die nötige Festigkeit zu erlangen. Dazu war aber keine Zeit vorhanden. An den Bau von Startbahnen mit Hartbelag (Pisten) hatte man noch nicht gedacht. Im Herbst und Frühjahr waren daher die Rollfelder der Fliegerhorste verschlammte und weich; die Flugzeuge versanken in ihnen und der Ausbildungsbetrieb musste wochenlang stillgelegt werden. Merkwürdigerweise wurden die Folgerungen aus diesen Erfahrungen erst nach Jahren gezogen. Noch bei Kriegsbeginn fehlte es überall an Startbahnen, und als im Jahre 1944 Deutschlands Luftwaffe ihre gute Basis in Frankreich, Belgien und Holland verlor, herrschte im Reich immer noch grosser Mangel an Flugplätzen mit Pisten.

Ein weiterer Fehler der Kesselringschen Flugplätze lag darin, dass sie zum Teil nicht nach militärischen, sondern zugleich auch nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten angelegt wurden. So hatte man billig einige Flächen mit Sandboden erworben. Diese Plätze stellten sich bald als völlig unbrauchbar heraus, da die Grasnarbe auf ihnen überhaupt nicht zur Entwicklung kam. Versuchsweise wurden diese Plätze asphaltiert. Auch diese Lösung war schlecht. Die Landungen wurden erschwert, weil auf dem gleichmässig gefärbten, glatten Boden das Abschätzen der Höhe ebenso schwierig ist, wie auf frischem Schnee oder glattem Wasser; der Reifenverschleiss war ungewöhnlich hoch – bei

dem Mangel an Kautschukrohstoffen ein peinlicher Umstand; die Oberfläche der Plätze wies Unebenheiten auf, die Vertiefungen füllten sich bei anhaltendem Regen mit Wasser, das schwer zu beseitigen war; Beschädigungen der Flugzeuge durch Wasserschlag sind die Folge gewesen; im Winter bildete sich auf diesen z.T. ausgedehnten Wasserflächen Eis, nicht fest genug, um die Flugzeuge zu tragen; Beschädigungen der Pneus traten ein, durch Eisstücke wurden Flächen- und Steuerorgane beschädigt.

Am peinlichsten wirkten sich aber in der Folge andere Fehler aus. Die baulichen Anlagen der Fliegerhorste wurden, um Platz zu sparen, dicht an die Rollfelder gelegt. Die einzelnen Häuser standen zu nah beieinander. Als später die feindlichen Luftwaffen ihre Angriffe gegen deutsche Flugplätze richten, ist es ihnen ein leichtes, mit ihren «Bombenteppichen» die Unterkünfte und Werkstätten zu zerstören. Ausserdem behinderten die Flugplatzbauten die Vergrösserung der Rollfelder, wie sie durch den immer wachsenden Bedarf der modernen Flugzeugmuster für Start und Landung erforderlich wurden. Auch bei der Auswahl des Geländes hatte man vielfach die Möglichkeit zu Flugplatzweiterungen nicht berücksichtigt. Ungeheure Geldmittel wurden so in Anlagen investiert, die schon nach wenigen Jahren nicht mehr den Bedürfnissen der fortschreitenden Flugzeugtechnik entsprachen.

Kesselrings Fehlgriffe bei der Schaffung der Bodenorganisation in den Jahren von 1934 an kann man indessen nicht ihm persönlich zum Vorwurf machen. Er als Nichtfachmann konnte die Entwicklung des Flugzeugbaus nicht übersehen. Darum mussten sich die Fehler und Schwächen seines Werkes im Jahre 1944 in so verhängnisvoller Weise enthüllen. Die Verantwortung für das Versagen trifft aber in erster Linie Göring, dessen Aufgabe es gewesen wäre, für eine bessere Zusammenarbeit zwischen dem Technischen Amt und dem Bauwesen zu sorgen. Man stösst schon hier auf den Fehler mangelnder Zusammenarbeit und ungenügender Disposition, wie sie einem auch später im Verlauf des Krieges immer wieder begegneten. *Die taktische Führung hat bei ihren*

Forderungen an die Technik und an das Bauwesen immer wieder übersehen, dass der Zeitbedarf für die Durchführung einer Massnahme bei diesen Stellen gross ist, ja sich oft über Jahre erstreckt. Sie hat es versäumt, für eine innige Zusammenarbeit dieser beiden Arbeitsgebiete zu sorgen. Infolgedessen gelang es dem Bauwesen nicht, mit der technischen Entwicklung im Flugzeugbau Schritt zu halten. In katastrophaler Weise trat dies zutage, als vom Herbst 1944 an Hunderte von Flugzeugen mit Strahlantrieb nicht zum Einsatz gebracht werden können, weil es an Flugplätzen mit genügend langen Pisten fehlt. Ein westlicher Luftgau, von dem im Frühjahr 1945 zwanzig derartige Plätze gefordert wurden, besass statt deren *nur einen einzigen brauchbaren Platz!* Nachdem dieser durch einen Angriff amerikanischer Verbände zerstört war, konnte aus seinem Raum kein einziges Turboflugzeug mehr starten.

Der personelle Aufbau der Luftwaffe in den Jahren 1933 bis 1935 vollzog sich auch nicht ohne Reibungen. Während aber die enorme Arbeitsleistung von Kesselring die verhängnisvollen Auswirkungen seiner Irrtümer bis in die letzten Jahre des Krieges hinein nicht zu verhüten vermochte, konnte Stumpff zahlenmässig mit dem Ergebnis seines Anteils an der Aufrüstung zufrieden sein.

Ich habe schon erwähnt, dass Stumpff bemüht war, den Parteieinfluss einzudämmen. Er konnte indessen nicht verhindern, dass mit der Zeit mehr und mehr – nachdem sich die Erziehung in der Hitlerjugend auf den jungen Nachwuchs auswirkte – das jüngere Offizierskorps politischen Charakter bekam. Als er aber 1937, als dritter Chef des Generalstabes, in die Führung der Luftwaffe übertrat, hatte er innerhalb von drei Jahren, auf dem Gerippe eines Offizierskorps von einigen Dutzend Köpfen aufbauend, ein solches von nahezu zehntausend Offizieren und Reserveoffizieren geschaffen. Dass eine solche inflationistische Vermehrung auch viele Mängel aufwies, dürfte nicht verwundern.

Ein bedeutsames Ereignis fiel in die Zeit der Tarnung: Hindenburgs Tod. Man wusste seit Wochen, dass der alte Feldmarschall sich in die Stille seiner ostpreussischen Heimat zurückgezogen hatte, um zu ster-

ben. In der Luftwaffe war man viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um sich ernste Gedanken über die politischen Folgen des Todes des Reichspräsidenten zu machen. Verschiedene Vermutungen kursierten. Wenn über die Nachfolgerschaft gesprochen wurde, hörte man die verschiedensten Meinungen. Allen aber war die Auffassung gemeinsam, dass die Reichsverfassung von 1919 grundlegend bleiben solle. Die meisten glaubten, Hitler würde sich zum Reichspräsidenten wählen lassen. Andere bezweifelten dies unter Hinweis auf die geringe politische Macht dieser Stellung. Manche rechneten sogar mit einem Hohenzollern, einem Kaisersohn, oder dem General Ritter von Epp als Nachfolger Hindenburgs, während sie vermuteten, dass Hitler selbst das Regierungsschiff als Kanzler weitersteuern würde. Niemand aber rechnete mit dem, was wirklich geschah: *dem eigentlichen Staatsstreich der nationalsozialistischen Revolution, mit der Verbindung von höchster Partei- und Staatsstellung, der des Regierungschefs mit der des Partei- und des Staatsoberhauptes.*

In der *Luftwaffe* geschah Folgendes: Als sich am Morgen des 2. August 1934 die Kunde vom Tode des alten Reichspräsidenten durch Radiomeldungen und Extrablätter verbreitet, werden die Offiziere der Luftwaffe in Uniform in das Luftfahrtministerium befohlen. Niemand weiss etwas Genaueres über den Grund. Es heisst, dass Göring eine Ansprache halten werde. Wie immer beginnt ein stundenlanges Warten. Dicht gedrängt stehen über hundert Offiziere in dem Sitzungssaal der ehemaligen Grossbank, in der das Reichsluftfahrtministerium untergebracht ist. Endlich erscheint Göring mit grossem Gefolge. Wever meldet als Dienstältester die Anwesenden. Wuchtig begibt sich Göring in der Uniform eines Generals der Flieger in den freigelassenen Mittelraum des Saales. Erwartungsvolle Stille. Wie ein Schauspieler auf der Bühne in einer tragischen Szene, beginnt Göring in gedämpftem Ton zu sprechen. Seine Worte gelten dem Gedächtnis des verewigten Feldmarschalls. Dann macht er eine Pause, wie um sich zu sammeln und seiner Bewegung Herr zu werden. Nun fährt er fort:

«Auf Grund der Reichsverfassung geht die Gewalt des Reichspräsidenten bis zur Wahl seines Nachfolgers auf den Reichskanzler über. Damit übernimmt dieser automatisch den Oberbefehl über die gesamte Wehrmacht. Er hat befohlen, dass diese, einschliesslich der Luftwaffe, auf ihn zu vereidigen ist.» Göring zieht sein Schwert, seinen «Balmung»; der Staatssekretär Milch tritt vor ihn, legt die Hand auf die Klinge, ein Adjutant verliest die Eidesformel, die Anwesenden erheben die Schwurhand und sprechen nach. *Der Eid – in seiner Formel völlig neu – verpflichtet jeden der Schwörenden nicht etwa wie der alte Soldateneid auf die Verfassung, also auf das Gesetz und das Volk, sondern auf Hitler persönlich!*

Keiner von den Vereidigten war vorbereitet, niemand kannte die Eidesformel vorher, niemand hatte Zeit, sich ihre Bedeutung zu überlegen – und doch haben *alle* unter der suggestiven Wirkung eines Mannes und der Stimmung einer feierlichen Szene eine persönliche Bindung «bis in den Tod» gegenüber einem Einzelwesen übernommen, von dem jeder eine andere Vorstellung hatte, das nur wenige der Anwesenden jemals gesehen hatten und das keiner wirklich kannte!

Am selben und am folgenden Tage leistete die gesamte deutsche Wehrmacht, leistete die ganze deutsche Beamtschaft den gleichen Eid, der in den wesentlichen Punkten dem Parteieid entsprach.

Mit dieser Vereidigung, durch die sich nach der alten soldatischen Auffassung alle Teilnehmer unabdingbar verpflichtet fühlten, brachte Hitler die ganze Wehrmacht, den Kern des Offizierskorps und der Beamtschaft des von ihm geplanten Volksheeres mit einem Schlage hinter sich – nicht in «flammender Begeisterung», aber mit der Konsequenz einer unbedingten Hingabe an ein unabänderliches Schicksal. *Die furchtbare Macht dieses Eides vom August 1934, seine Gewalt, der Tausende und Abertausende von Gewissen in immer wiederkehrendem Zweifel erliegen, wurde bestimmender für die deutsche Katastrophe von 1945, als es je die Wahlen von 1933 gewesen sind!*

IV

EIN VORHANG GEHT HOCH

Ende Februar 1935 wiederholt sich eine Szene ähnlich der vom 2. August 1934 nach Hindenburgs Tod. Wieder hat Göring alle in Berlin befindlichen Luftwaffenoffiziere in das Ministerium befohlen. Es herrscht die gleiche Stimmung des Ungewissen, es ist das gleiche Warten, der gleiche äussere Rahmen. Endlich erscheint der Minister, ernst, gesammelt. Es ist nichts Frohes an ihm, als er vor seine Offiziere tritt. Seine Stimme bebzt; er ist erregt. Hitler – sagt er – habe sich soeben entschlossen, die Tatsache der Luftwaffenrüstung dem Ausland offiziell zu verkünden. Es sei ein Entschluss von grösster Tragweite, der weitgehende Konsequenzen nach sich ziehen könne. – «Ich verlasse mich auf Sie, meine Offiziere!» Wever bringt ein «Hurra» aus – ein Ruf, der bis zu diesem Tag verboten war. Göring zuckt nervös zusammen. Er hat den Naziruf «Sieg Heil» erwartet. Aber das Hurra wird vergnügt geschrien. Es gibt der Stimmung der Versammelten Ausdruck. Sie denken nicht an Politik. Sie sind viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Für sie steht die Anerkennung als Soldaten im Vordergrund und die damit verbundene Einführung militärischer Titel und Abzeichen. Der Dienst würde durch den Fortfall des strengen Geheimschutzes einfacher werden. So freuen sie sich in ganz naiver Art, dass nun die Geheimnistuerei aufhören soll.

Die Tarnung ist zu Ende! – Der Vorhang geht auf! – Licht fällt auf die Bühne!

Was aber sieht die Welt? – Ist sie überrascht? – Ich glaube kaum; denn es musste doch in den zwei Jahren des Hitlerregimes genug durchgesickert sein, um wenigstens dem offiziellen Ausland ein ziemlich klares Bild über das zu verschaffen, was hinter dem löcherigen Vorhang der Tarnung gespielt wurde. Aber auf die Informationen konnte man sich politisch nicht stützen. Die Attachés, die offiziellen Nachrichtenträger, wurden belogen, sie wussten das; denn natürlich waren sie nicht blind; sie durchschauten das Spiel. Aber wenn man einem von ihnen eine «zivile» Fliegerschule der DVS vorführte und er fragte etwa: «Sind das nicht alles Soldaten, die ich da sehe? – Ist das nicht eine Aufklärungsstaffel?» Dann hatte man ihm erwidert: «Sie irren, mein Herr!

– Hier – sehen Sie sich die Personallisten an! – Die Piloten sind im x-ten Dienstjahr aus der Reichswehr entlassen und heute als Zivilflugzeugführer bei uns angestellt. – Wir sind eine GmbH.

– Wir fliegen keine militärische Aufklärung, sondern wir machen Lichtbilder vom Bau der Autobahnen und überwachen die Forste auf Waldbrände usw.» – Der Attaché war nicht ermächtigt, dann zu antworten: «Ich weiss, dass dies alles stimmt, was Sie mir sagen. Ich weiss aber auch, dass es wiederum nicht stimmt und dass Sie z.B. kein Direktor sind, sondern ein Oberst, der nur pro forma verabschiedet wurde, und dass Sie im nächsten Jahr General sein werden, und dass Ihr Sekretär in Wirklichkeit Ihr Adjutant ist und der Pförtner ein Feldwebel usw.» Sondern der Attaché musste das Märchen zur Kenntnis nehmen und als Diplomat so tun, als ob er es auch glaube. Und der andere wiederum wusste, dass ihm nicht geglaubt wurde. So ging das Spiel zwischen den beiden weiter. Was der Attaché an seinen Botschafter und an seinen heimatischen Nachrichtendienstchef berichtete, das wird natürlich den Nagel ziemlich auf den Kopf getroffen haben.

Wenn nun nach der Enttarnung der Attaché wiederkam, dann traf er den «Direktor» in Uniform an, er wurde in das Offizierskasino eingeladen, er hörte überall offene militärische Unterhaltung, alles spielte sich

in militärischen Formen ab, und er begrüßte seine alten Bekannten. Man lächelte sich an und wusste Bescheid.

Aber überall wurden die Attachés nicht zugelassen. Es gab sehr viele Orte, von denen sie Interessantes gehört hatten; aber wenn sie danach fragten, dann zuckten die Herren vom RLM¹ die Achseln und meinten, «da müsse wohl ein Irrtum vorliegen».

Was die Attachés nicht ermitteln konnten, erfuhren vielleicht die Agenten des Nachrichtendienstes. Hunderte von Landesverratsprozessen und Todesurteilen haben den Beweis erbracht, dass die Spionage kräftig am Werke war. Die deutsche «Abwehr» und der äusserste Geheimschutz konnten bei dem riesenhaft aufgeblähten Apparat, der Millionen von Menschen beschäftigte, unmöglich verhüten, dass sich Agenten einschmuggelten, von Flugplatz zu Flugplatz wanderten und sich als Hilfskräfte anwerben liessen, um den Fortgang der Arbeiten auszuspähen. Die Spionage hatte in Deutschland ein weites Feld und leichte Arbeit – allerdings war sie auch mit grossen Risiken verknüpft. Die Strafverschärfung für Landesverrat bedeutete in den meisten Fällen für die Ergriffenen den Tod. Aber «die Nürnberger hängen keinen, sie hätten ihn denn.» – Es wurden sicher auch hier die meisten Übeltäter nicht gefasst. Was sie ins Ausland übermittelten, musste mindestens genügen, um von dem Umfang der Gesamtrüstung eine leidlich zutreffende Vorstellung zu geben.

Wenn also die Tarnung die Tatsache der geheimen Luftrüstung nicht verbergen konnte, welchen Sinn hatte sie dann? – Nun – *solange Deutschland seine Luftwaffe ableugnete, konnte man offiziell nach internationalem Brauch von ihr nicht Kenntnis nehmen.*

Was aber wollte also Hitler mit der Aufhebung der Tarnung erreichen? – In erster Linie war sie ein *politischer* Schachzug, ein Versuchsballon. Er wollte sehen, wie der Völkerbund reagierte. Dann aber wollte er es darauf ankommen lassen, die Proteste der Vertragsstaaten von Ver-

¹ Reichs-Luftfahrt-Ministerium.

sailles herauszulocken, um daraufhin zu verhandeln – nicht mehr über die Luftwaffe als solche, sondern nur noch über ihre Stärke. Damit wollte er – hinten herum – die indirekte Anerkennung des neuen Status erreichen. War dies erreicht, dann sollte die Luftwaffe als politisches Druckmittel und endlich als Machtmittel angewendet werden.

Hitler hatte den Zeitpunkt für die politische Belastungsprobe richtig berechnet. Sein Erfolg ermutigte ihn, seinen Gegenspielern später noch mehr zu bieten. Das lag aber damals noch im weiten Felde und berührt die Luftwaffenfragen nicht unmittelbar.

Jedenfalls rechnet die Welt damit, dass Deutschland eine starke Luftwaffe aufzubauen beginnt. Nun will Hitler ihr Geltung und Achtung verschaffen, die Nachbarstaaten durch die Drohung mit einem «Volk von Fliegern» einschüchtern. Deshalb wird, im Augenblick der Enttarnung beginnend, ein neues System der Täuschung angewandt. Bis Februar 1935 bemühte man sich, möglichst alles zu verstecken. Von 1935 an ist man offenbar bestrebt, mehr darzustellen als] vorhanden ist. Die Neuaufstellungen von Verbänden überstürzen sich. Weil man nicht schnell genug soviele Geschwader aufstellen kann, wie man für die nächste politische Demonstration braucht, werden durch einen Federstrich alle Fliegerschulen und Fliegerwaffenschulen in Jagd- oder Kampfverbände umgewandelt. Sie bekommen hohe, z.T. dreistellige Nummern, als seien bereits Hunderte von Verbänden da. Zur Irreführung des Auslandes wechselt man diese Nummern häufig. Wiederholte Teilung der alten Stammverbände, Verlegungen und Versetzungen bringen eine solche Verwirrung hervor, dass man selbst in der Luftwaffe grosse Mühe hat, «im Bilde» zu bleiben. Der ausländische Nachrichtendienst hat wohl kaum den Änderungen und Neuaufstellungen folgen können.

So ist es kein Wunder, wenn durch diese Methoden allmählich im Ausland der Eindruck des Heranwachsens einer unheimlichen Kraft entsteht. Obwohl Churchill zu jener Zeit in seinen Aufsätzen, die 1939 unter dem Titel «Schritt für Schritt» gesammelt erschienen, erstaunlich zutref-

fend und klar die Schlagkraft und die mögliche strategische Rolle der Luftwaffe beurteilte, fand ich doch auch 1938 in England, bei einem offiziellen Besuch der Royal Air Force, eine sehr ernste Auffassung über die Luftwaffe vor. Dies zu einer Zeit, als Deutschland England zur Luft zweifellos nicht bedrohen konnte. Es besass weder eine Aufmarschbasis für einen Krieg gegen England, noch verfügten seine Flugzeuge über die taktischen Reichweiten, um etwa das englische Industriegebiet oder gar die Westhäfen anzugreifen. London lag damals am äussersten Rande des Operationsraumes der deutschen Geschwader. Doch hätten diese wegen des Mangels an Flugplätzen in Nordwestdeutschland noch nicht zu einem geschlossenen Angriff zusammengefasst werden können, wie dieser später im September 1940 aus der niederländisch-belgisch-nordfranzösischen Basis heraus erfolgte.

Wenn man zu jener Zeit in England, entgegen meiner Auffassung, über den wirklichen Stand der deutschen Luftwaffe unterrichtet gewesen sein sollte, so entsprang wahrscheinlich der Entschluss der britischen Regierung zu den entsprechenden Gegenmassnahmen mehr der Sorge vor einer weiteren raschen Entwicklung der deutschen Luftwaffe, als vor ihrer damaligen Schlagkraft. Meine persönliche Ansicht ist jedoch die, dass es Göring durch die geräuschvollen Demonstrationen, seine Manöver und Luftparaden gelang, den Eindruck einer Kraft zu erwecken, die bei Weitem nicht vorhanden war. Er war mit einem Mann zu vergleichen, der eine Vorstellung gibt und mit Zentnergewichten jongliert. Alle Welt bestaunt ihn – bis sie bemerkt, dass sie mit Attrappen getäuscht wurde.

Das Fehlen der Schlagkraft hatte verschiedene Gründe. Der eine lag auf personellem Gebiet. Es erfolgte ein ungeheurer Zustrom von Menschen. Es fehlte aber an Ausbildungskräften. Die Fliegerschulen standen im Rohbau. Die Ausbringung der Flugzeugindustrie genügte nicht. Die technische Entwicklung hielt mit dem schnellen Anwachsen der Verbände nicht Schritt. Die Termine verschoben sich. Die Vielheit der Typen und Werke – Junkers, Dornier, Heinkel, Arado, Messerschmitt – jedes mit dem Bau und der Entwicklung mehrerer Muster beschäftigt – er-

schwerte Ausbildung und Ausrüstung der Verbände. Die fliegerische Übung auf den Waffenschulen war ganz unzulänglich. Anstatt in der Luft zu sein, sassen die Schüler in den Hörsälen und wurden mit Theorien vollgepfropft.

Die Offiziere stammten in der Masse aus der Polizei oder aus bürgerlichen Berufen. Sie waren «reaktiviert». Seit sechzehn Jahren ohne militärische Tätigkeit und Übung, bedurften sie einer langen und intensiven Ausbildung. Sie begann mit infanteristischen Kursen, daran schloss sich die fliegerische Ausbildung an. Jeder verbrachte ein bis zwei Jahre, ehe er eine Aufgabe in der Truppe oder an einer Schule übernehmen konnte. Infolgedessen herrschte bis 1937 in der Truppe starker Mangel an Offizieren. Dazu kamen innere Spannungen im Offizierskorps. Alle Bemühungen, diese Tausende von Menschen, die sich nach Geburt und Herkunft, nach weltanschaulichen und religiösen Überzeugungen, politischen Ansichten, nach Bildung und Erziehung, sozialer und gesellschaftlicher Schichtung, beruflicher Ausbildung und Tätigkeit sowie militärischem Werdegang unterschieden, in so wenigen Jahren, wie sie der Luftwaffe zur Verfügung standen, zu einem einheitlichen Körper zu verschmelzen – und sie zugleich auf den Stand eines Könnens zu bringen, das allen Anforderungen einer nie ruhenden Entwicklung entsprach – waren vergeblich. Weitere Schwierigkeiten entstanden durch die unaufhörliche Bewegung innerhalb der Truppe. Sie kam nie zur Ruhe; die Vorgesetzten wechselten, ehe sie sich noch in ihrer Stellung zurechtgefunden hatten, ehe sie ihre Mannschaften kannten und diese ihre Vorgesetzten. Die militärische Erziehung litt darunter. Wäre die Luftwaffe nicht qualitätsmässig bei der Zuteilung ihres Personals bevorzugt worden, so müssten sich bereits nach kurzer Zeit üble Erscheinungen gezeigt haben. Auch in der Bodenorganisation machten sich die Fehler und die Mängel eines überhasteten Aufbaus bemerkbar. Wochenlange Unterbrechungen der Flugausbildung traten infolge Platzausfalls ein. (Siehe Kapitel III.)

Die Pannen auf technischem Gebiete deutete ich schon an. Da sie an anderer Stelle ausführlich behandelt werden, will ich mich hier mit der Feststellung begnügen, dass die III. Gruppe des Kampfgeschwaders Hindenburg, im Herbst 1936 aufgestellt und auf dem unfertigen Flugplatz Barth eingesetzt, mit Ju 52 ausgerüstet, aus sich heraus im März 1937 zwei neue Gruppen bilden musste und gleichzeitig auf Ju 86 umgerüstet wurde. Im April 1937 trafen die beiden ersten neuen Flugzeuge der Gruppe ein, ohne eines der unumgänglich notwendigen Spezialwerkzeuge, ohne den kleinsten Ersatzteil. Im Mai und Juni kamen gerade so viele Flugzeuge, dass im Durchschnitt jede der drei Staffeln täglich über 1–2 einsatzbereite Flugzeuge zur Ausbildung der Piloten verfügte. Erst in den folgenden Monaten gelang es, die Staffeln auf eine Einsatzstärke von 6–9 Flugzeugen zu bringen, die sofort absank, wenn grössere Übungen stattfanden. Das heisst also: In der Zeit von März bis August 1937 ist diese Gruppe nur auf dem Papier vorhanden gewesen. Da das Ministerium mit der Zahl der *zugewiesenen* Flugzeuge rechnete, galt aber die Gruppe gleichwohl seit Mai 1937 als «einsatzbereit». Dabei stand sie noch in der Anfangsausbildung der Besatzungen.

Ganz zweifellos hat zu diesem Zeitpunkt das Ausland die Grösse und Stärke der deutschen Luftwaffe überschätzt. Alles wurde so dargestellt, dass es möglichst imponierend und überzeugend wirkte. Mit Paraden, Vorführungen und Besichtigungen für die Luftattachés wurde nicht gespart. Auf jede Weise versuchte man den Anschein zu erwecken, dass es sich um fertige, schlagkräftige und einsatzbereite Fliegerverbände handelte.

Von Göring und einigen seiner persönlichen Anhänger und Freunde, die ihm nach dem Munde redeten, abgesehen, *konnte keine militärische Instanz mit ehrlicher Überzeugung zu irgendeinem Zeitpunkt zwischen 1935 und 1939 von der Schlagfertigkeit der Luftwaffe sprechen*. Daran ändert sich nichts, wenn man dem etwa die Erfahrungen der grossen Wehrmachtsmanöver von 1937 oder später des Feldzuges gegen Polen

entgegenhält. Gerade diese «Proben», bei denen unter äusserster Anstrengung für kurze Zeit und auf beschränktem Raum – ähnlich wie bei den Luftparaden anlässlich der Reichsparteitage – unter Aufbietung aller Energie eine eindrucksvolle *Demonstration* gelang, bewiesen durch die zahllosen Schwierigkeiten, Ausfälle und Verluste, dass die Luftwaffe noch weit davon entfernt war, einer längeren Belastung unter Kriegsverhältnissen standzuhalten. Der Soldat, vor allem der höhere Offizier, der sich für die ihm anvertrauten Menschen verantwortlich fühlte, musste sich dagegen zur Wehr setzen, dass das unfertige Instrument der Luftwaffe einer ernsten Belastung ausgesetzt wurde. *Wenn also zwischen 1935 und 1939 von dieser Seite überhaupt eine Einwirkung auf die Politik Hitlers möglich war, dann musste man sie in retardierendem Sinne erwarten.* Aber waren die damaligen Befehlshaber die Männer, die bereit waren, sich bis zur letzten Konsequenz gegen unverantwortliche Zumutungen zu wehren? – Wieder muss man diese Frage verneinen. Sie trugen ihre «Bedenken» wohl vor, aber dann beugten sie sich.

Die Aufhebung der Tarnung zog einige organisatorische Änderungen nach sich. An der Spitze figurierte Göring nunmehr als Oberbefehlshaber der Luftwaffe und einziger General der Flieger. Dem Staatssekretär wurde das A-Amt abgenommen. Es verwandelte sich in den Generalstab der Luftwaffe und trat, mit Wever als Generalstabschef, unter den unmittelbaren Befehl von Göring. Im Übrigen änderte sich in den Ämtern des Ministeriums wenig, abgesehen von dem äusseren Bild, da an Stelle der bisherigen Zivilisten plötzlich ein Heer von Uniformierten die Räume überschwemmte. Die Zahl war so gross, dass der Witz kursierte, Görings Löwe frässe jeden Tag einen Referenten zum Frühstück, ohne dass er vermisst würde.

Schon während der Tarnzeit erfolgt die Übernahme der einzigen Flakabteilung der Reichswehr durch die Luftwaffe. Von 1935 an beginnt ein umfangreiches *Flakrüstungs-Programm*, das bis 1944 nicht zum Stillstand kam. Die dritte Waffengattung der Luftwaffe, *die Luftmachrichtentruppe*, stellte zur selben Zeit ihre ersten Formationen auf. Sie ist

bis zum Kriege auf etwa eine halbe Million Menschen angewachsen, bis sie nach den grossen Rückzügen im Osten und Westen wieder verkleinert wurde. Für die drei Waffengattungen und für die einzelnen Waffenzweige der Fliegertruppe wurden *Waffeninspektionen* geschaffen, um die Einheitlichkeit in der Ausbildung zu überwachen und die Truppenerfahrungen auszuwerten.

Die Bedeutung der Aussenstellen des Ministeriums wuchs mit der zunehmenden Vergrösserung der Luftwaffe. Das Kommando der Fliegerschulen, das unter der Bezeichnung «Deutsche Verkehrsfliegerschule» in der Tarnzeit seine Tätigkeit mit einem Dutzend von Offizieren begann, umfasste im Frühjahr 1934 etwa dreihundert Köpfe und verstärkte sich bis zum Herbst 1935 auf über sechstausend Offiziere und fünfunddreissigtausend Mann. Ihm unterstanden die Flugzeugführerschulen, die Fliegerwaffenschulen für Jäger, Kampfflieger und Aufklärer und die Seefliegerschulen.

Die Luftkreiskommandos, die den Wehrkreiskommandos des Heeres entsprachen, waren bis 1935 als sogenannte «Luftämter» getarnt, die angeblich die Aufgabe hatten, den zivilen Luftverkehr zu überwachen. Sie traten jetzt, mit Kommandierenden Generälen an der Spitze, als die taktischen Führungsstellen der Fliegerverbände und der Flakartillerie hervor. Zugleich waren sie territoriale Kommandobehörden, denen die Bodenorganisation unterstand, die für die Mobilmachungsvorbereitungen verantwortlich waren und denen die Verwaltung der ungeheuren Investitionen der Luftwaffe an Bauten, Liegenschaften, Lagern usw. oblag.

Mit dem Augenblick der Enttarnung wurde die Selbständigkeit der Luftwaffe als drittem Wehrmachtteil verkündet. Bei der damaligen Organisation unterstand jedoch Göring als Oberbefehlshaber der Luftwaffe nach wie vor dem Reichskriegsminister als dem Oberbefehlshaber der Gesamtwehrmacht. Als Reichsminister der Luftfahrt war er dagegen dem Kriegsminister koordiniert und nur dem Reichskanzler als Chef der Regierung unterstellt. Dieses doppelte Unterstellungsverhältnis nutzte er

weitgehend aus, um seine Sonderinteressen zu fördern. Der Aufwand, den die Luftwaffe trieb, und der ihr als dem verwöhnten Schosskind von Hitler bereitwillig zugestanden wurde, rief, vor allem beim Heer, Verstimmungen hervor. Diese verstärkten sich, als Göring nicht nur selbst in rascher Folge weiter zum Generaloberst und schliesslich zum Feldmarschall avancierte, sondern auch seine engeren Freunde wie *Udet*, *Loerzer* und *Bodenschatz* sehr schnell und willkürlich befördert wurden. Es gelang *Stumpff*, bei diesen Gelegenheiten stets, auch einige der von ihm begünstigten Offiziere ausser der Reihe avancieren zu lassen. Der Vorsprung, den dadurch einige Luftwaffenoffiziere vor ihren Kameraden im Heer gewannen, löste dort neidvolle Erbitterung aus und trübte das Verhältnis zwischen Heer und Luftwaffe bis zum Ende des Krieges, obwohl inzwischen die Bevorzugung der Luftwaffe längst vorüber war.

Die Beziehungen zwischen Luftwaffe und Marine waren normal. Neidgefühle fanden beiderseits wenig Boden. Obwohl gerade diese beiden Wehrmachtsteile hinsichtlich ihrer Struktur, der taktischen und strategischen Grundsätze, viel mehr Berührungspunkte miteinander haben sollten als Heer und Luftwaffe, war indessen die Verbindung in der Spitze locker und die Zusammenarbeit bis 1938 schlecht. Dies hat sich für die deutsche Führung bis weit in den Krieg hinein verhängnisvoll ausgewirkt. Der Krieg gegen England konnte nur auf der Basis *engster* Zusammenarbeit zwischen Luftwaffe und Marine geführt werden. Dies haben offenbar weder Hitler noch Göring noch die – alle aus dem Heere hervorgegangenen – Generalstabschefs der Luftwaffe rechtzeitig erkannt. Die gleiche verstockte, eigensinnige und eigensüchtige Haltung, die man in den Kreisen der höheren Führung des Heeres gegenüber der Luftwaffe während des ganzen Krieges mit wenigen Ausnahmen antraf, zeigte die Luftwaffe gegenüber der Marine. Göring selbst hatte von dieser die allerschlechteste Meinung. Er verfolgte ihren Oberbefehlshaber *Raeder* geradezu mit seinem Hass und sprach sich über ihn und die Marine in einem Ton aus, den er sich nur auf Grund seiner sicheren politi-

schen Stellung erlauben konnte. Seine Aversion übertrug sich auf den Grossen Generalstab der Luftwaffe und auf die höheren Kommandostellen. Es war gefährlich, ein Wort zugunsten der Marine zu äussern. Im Anfang des Krieges war es allen Ernstes Görings Hauptsorge, dass der Krieg gegen England etwa von der Marine als *entscheidender Waffe* gewonnen werden und die Luftwaffe nur die unterstützende Hilfswaffe darstellen könnte. Er wollte die Marine damals unbedingt aus dem Spiele haben.

In der Truppe hat man für das schlechte Verhältnis zwischen OKL¹ und OKM² niemals Verständnis gehabt. Hier war man der Ansicht, dass es nicht darauf ankam, *welcher* Wehrmachtteil den Krieg gewann, sondern *dass* man ihn überhaupt gewann; und die Aussichten dafür schienen, was England anbetraf, schon nach den im Herbst 1939 gemachten Erfahrungen gering zu sein.

Das Verhältnis der Luftwaffe zur Partei wurde durch die Person Görings bestimmt. Man kann wohl sagen, dass er im Kreise der grossen Bonzen, hauptsächlich aus äusseren Gründen, der bestgehasste Mann war. Während man ihm seine Prunksucht vorwarf, beneideten ihn die anderen, meist aus kleinen und engen Verhältnissen stammenden Leute, um seine Art des Auftretens und um seine Beliebtheit bei den Massen. Gleichzeitig fürchtete man ihn, weil er ein Machtinstrument in der Hand hatte, das er auch nach innen anwenden konnte. Die Rolle, die er im Juni 1934 bei der Niederschlagung der Röhms-Revolution gespielt hatte, bei der es darum ging, eine lästige Konkurrenz auszuschalten, hatte ihn, ebenso wie Himmler, noch verhasster gemacht. Während der Gegensatz Himmler contra Göring immer schärfer wurde, standen beide der feindlichen Front der Partei gegenüber. Es ist bekannt, dass Göring hierbei schliesslich unterlag, da er nach dem Zusammenbruch der Luftwaffe zwischen die Fronten von SS und Partei geriet und um jeden Einfluss auf Hitler kam.

¹ Oberkommando der Luftwaffe.

² Oberkommando der Marine.

Während der Tarnzeit, als die Luftwaffe ihren militärischen Charakter verbergen musste, ergaben sich oft Reibungen zwischen ihren Dienststellen und denen der Partei. Dies war eine natürliche Folge des allgemeinen Strebens aller Organisationen, die Menschen zu erfassen und dem eigenen Betrieb zuzuführen. Die getarnten Soldaten wollten mit der Partei nichts zu tun haben, konnten aber ihre Ablehnung nicht begründen, ohne ihr Geheimnis preiszugeben. Den Gegensätzen und Spannungen in den Spitzenorganisationen entsprachen also auch die der unteren Schichten. Zusammenstöße blieben nicht aus; Offiziere und SA-Führer sowie SS-Angehörige karambolierten; es kam zu Tötlichkeiten, denen Ehrenverfahren und Zweikämpfe folgten. Schliesslich spitzte sich die Lage derart zu, dass Göring genötigt war, scharfe Massnahmen anzudrohen. Im Sommer 1934 bereiste der damalige Kommandeur der Fliegerwaffenschulen, Felmy, seine Dienststellen, sprach zu allen Offizieren über das Verhältnis zur Partei und SA und ermahnte sie, sich unter keinen Umständen irgendwelche Übergriffe von Parteileuten bieten zu lassen! Er befahl, dass jeder Offizier, auch in Zivil, ständig eine geladene Schusswaffe tragen müsse, von der er Gebrauch zu machen habe, wenn er angerempelt werde! Jedem Offizier wurde Entlassung angedroht, wenn er sich ohne Gegenwehr Tötlichkeiten bieten liess! – Ein junger Seeflieger, der später im Spanienkrieg ausgezeichnete Major Wolf, «Seewolf» genannt, erhielt eine Belobigung, weil er bei einem Angriff von sieben SA-Leuten sich bis zuletzt verteidigt hatte, ehe er selbst niedergeschlagen wurde. Es war ein richtiger Kriegszustand, der durch beiderseitige Hetze ständig genährt wurde. Allmählich versuchte man den unerträglich gewordenen Gegensatz wieder auszugleichen. Es gab höhere Offiziere, die gewaltige Anstrengungen machten, um gute Beziehungen zu den Parteidienststellen anzubahnen. So wurde befohlen, dass bei allen gesellschaftlichen Veranstaltungen die Partei bevorzugt einzuladen sei. Die äusseren Formen der militärischen Veranstaltungen wurden mehr und mehr dem Parteibrauch angeglichen. Trotzdem blieben die

Spannungen und das Misstrauen beiderseits bestehen. Durch Denunziationen und Beschwerden von Seiten der Parteidienststellen über unzeitgemässe Äusserungen oder Gebräuche in den Offizierskorps, denen eine Reihe von Kommandeuren und sonstige Offiziere zum Opfer fielen, wurde das Verhältnis zwischen den feindlichen Brüdern nicht verbessert. Wenn höhere Befehlshaber allzu auffällig um die Freundschaft von Parteigrössen buhlten, zogen sie sich das unverhohlene Missfallen ihrer Untergebenen zu. Parteifreund zu sein, erschien als Charakterschwäche und Verrat und wurde von den meisten Offizieren und Mannschaften auf das Schärfste abgelehnt.

Diese Verhältnisse waren Hitler nicht entgangen und veranlassten ihn wiederholt, die Einführung der politischen Kommissare nach russischem Muster anzudrohen. Das Personalamt war deshalb in grosser Sorge und bemühte sich eifrig um Ausgleich der Gegensätze, die z.T. weltanschaulich, z.T. gefühlsmässig bedingt waren und sich gegen das anmassende Auftreten der Bonzen richteten. Gleichzeitig verschärfte sich mehr und mehr die Massnahmen gegen solche Offiziere, die ihrer parteifeindlichen Gesinnung freimütig Ausdruck gaben. Immerhin beanspruchte man zu dieser Zeit lediglich Loyalität, d.h., es wurde von den Offizieren erwartet, dass sie sich jeder parteifeindlichen Agitation und Verlautbarung enthielten und dass sie sich zu der nationalsozialistischen Führung des Staates nicht in Gegensatz stellten. Der berüchtigte «Boden der Tatsachen» wurde, wie in der Republik, auch diesmal wieder zur fragwürdigen Grundlage für die Haltung gegenüber dem Staat. Gesinnung wurde nicht vorgeschrieben. *Man nahm in Kauf, dass der grössere Teil des Offizierskorps weltanschaulich im Gegensatz zur Partei stand.* Im Laufe der nächsten Jahre sollte diese anfänglich sehr tolerante Auffassung erheblich korrigiert werden.

So kann man abschliessend sagen, dass das Verhältnis des neuen Wehrmachtteils Luftwaffe zum Heer nicht ungetrübt, zur Marine in den Führungsstellen miserabel schlecht und zur Partei, oben wie unten, ge-

spannt und unerfreulich war. Aus den Abneigungen und Gegensätzen während der ersten Lebensjahre der Luftwaffe entwickelte sich unter der schweren Belastung des Krieges eine immer schärfere Gegnerschaft, bis schliesslich, angesichts der nahenden Katastrophe im Sommer 1944, die offene Feindschaft ausbrach und zur Zerschlagung der Luftwaffe führte.

V

VON DER ZENTRALE DER DEUTSCHEN LUFTKRIEGFUHRUNG

a) *Der Generalstab.*

Es gibt in allen Staaten Generalstäbe. Kein Land kann den Generalstab für die Vorbereitung seiner militärischen Verteidigung entbehren – die Schweiz so wenig wie die USA. Warum ist gerade der deutsche Generalstab so verschrien? Warum hält ihn alle Welt für die Hexenküche des Militarismus? – Wegen des Geistes seiner Gründer und seiner Grossen, wegen seiner Geschichte gewordenen Leistungen und seiner Tradition? Oder weil man in ihm die Quelle aller kriegerischen Unruhe erblickt, die seit über 80 Jahren den Kontinent in Atem hält?

Die meisten stellen sich ihn als eine festgefügte Organisation von Männern vor, deren Beruf es war, zu jeder Zeit, schon im Frieden, sich mit dem nächsten Krieg zu befassen, ihn zu planen, zu organisieren und bis in alle Einzelheiten vorzubereiten. Man folgerte – nicht unlogisch –, dass sie den Krieg immer herbeiwünschten als die grosse Chance, ihren Ehrgeiz zu befriedigen, Karriere zu machen und Ruhm zu erwerben. Man sah und sieht in seinen Angehörigen die Drahtzieher der Politik, die im Dunkeln wirkenden Kriegstreiber und Hetzer. War es wirklich so?

Um diese Frage zu beantworten, muss man sich zuvor klar werden über die Institution des deutschen Generalstabes. Wie war er beschaffen, wo sassen seine Angehörigen, was taten sie? – Zunächst das Wichtigste: *Einen einheitlichen, allgemeinen «Deutschen Generalstab» gab es gar nicht.* Man hat sich im Dritten Reich zwar mit der Bildung eines «*Wehrmacht-Generalstabes*» gedanklich befasst – es haben auch unter der Be-

zeichnung «Wehrmacht-Akademie» Lehrgänge stattgefunden – aber zu seiner Verwirklichung kam es nicht.

Wir müssen den «*Heeresgeneralstab*» und den «*Luftwaffengeneralstab*» unterscheiden. Beide gliederten sich in einen «*Grossen Generalstab*» und die «*Truppengeneralstäbe*» der dem «*Oberkommando des Heeres*» (OKH), bzw. dem «*Oberkommando der Luftwaffe*» (OKL) unterstellten «*Höheren Kommandobehörden*».

Die Bezeichnung «*Grosser Generalstab*» existierte offiziell nur beim Heer bis zu seiner Auflösung auf Grund des Vertrages von Versailles 1919. Seine spätere offizielle Bezeichnung war «*Generalstab des Heeres*» und entsprechend in der Luftwaffe «*Generalstab der Luftwaffe*». Wir werden aber zur besseren Unterscheidung weiter vom «*Grossen Generalstab*» sprechen. Er umfasste in Heer und Luftwaffe diejenigen Persönlichkeiten, die planend und organisierend in engster Fühlung mit der «*Grossen Politik*» des Reiches an der Vorbereitung des Krieges arbeiteten. Eine aktive politische Rolle spielten diese Männer nicht. *Im Gegensatz zu Japan gab das deutsche Militär keine politischen Direktiven, war es nicht Träger der «militaristischen» Politik. Diese lag ausschliesslich bei der Partei.* Selbstverständlich hat es Einzelpersonen gegeben, deren Ideen sich mit dieser Politik deckten, besonders im «*Grossen Generalstab*» der Luftwaffe, während es allgemein bekannt ist, dass der des Heeres, an seiner Spitze der Generaloberst *Beck*, lange gegen die hitlerischen Kriegspläne Widerstand geleistet hat.

Es ist der Vollständigkeit halber noch zu erwähnen, dass der «*Grosse Generalstab*» des Heeres sich auf das «*Oberkommando des Heeres*» (OKH) und das ihm und den beiden anderen Wehrmachtteilen – Marine und Luftwaffe – übergeordnete «*Oberkommando der Wehrmacht*» (OKW) verteilte. Während das OKH lediglich die Ostfront führte (seit 1941), lenkte der Führungsstab des OKW die Operationen auf den übrigen Kriegsschauplätzen. Schliesslich sei bemerkt, dass das «*Oberkommando der Marine*» (OKM) einen «*Admiralstab*» mit analogen Aufgaben besass.

Im Frieden sassen die «*Grossen Generalstäbe*» in Berlin, im Kriege besetzten sie die «Gefechtsstände» der «Hauptquartiere» der drei «Oberbefehlshaber», *Hitler* (OKW und OKH – dieses bis Oktober 1941 durch *Brauchitsch* besetzt), *Göring* (OKL) und *Raeder*, später *Dönitz* (OKM).

Das Führungsinstrument *Görings* war also der «*Grosse Generalstab der Luftwaffe*». An seiner Spitze stand der «*Chef des Generalstabes der Luftwaffe*», zugleich Vorgesetzter aller Offiziere der «*Truppengeneralstäbe*». Seine ersten Gehilfen waren der «*Chef des Führungstabes*», dem alle operativen Aufgaben zufielen und der «*Generalquartiermeister der Luftwaffe*», in dessen Bereich Organisation, Nachschub, Versorgung, Transportwesen und Bodenorganisation der gesamten Luftwaffe bearbeitet wurden. Im «(Grossen) *Generalstab der Luftwaffe*» waren alle verantwortlichen Stellen von Generalstabsoffizieren besetzt. Als Gehilfen waren z.T. Truppen- und Reserveoffiziere, z.T. Generalstabsanwärter tätig. Die «*Truppengeneralstäbe*» bestanden bei allen «Höheren Kommandobehörden». Dies waren beim Heer die Oberkommandos der Heeresgruppen und Armeen, die Generalkommandos und Wehrkreiskommandos sowie die Wehrmachtsbefehlshaber in den besetzten Gebieten. Bei der Luftwaffe waren es die *Luftflottenkommandos*, die *Generalkommandos* der Flieger- und Flakkorps, die *Luftgaukommandos*, das *Oberkommando der Fallschirmarmee*, die *Generalkommandos der Luftwaffenfeldkorps* und der *Fallschirmjägerkorps* sowie die *Luftwaffenkommandos*. Die «Divisionen» (Jagd-, Flieger-, Flak-, Feld- und Fallschirmjägerdivisionen) hatten keine Generalstäbe, sondern nur einen «1. Generalstabsoffizier», den sogenannten «1a».

An der Spitze einer Luftflotte und der Fallschirmarmee stand je ein «*Oberbefehlshaber*», an der Spitze eines Luftwaffenkommandos ein «*Befehlshaber*», eines Luftgaves ein «*Kommandierender General und Befehlshaber*». Die Korps wurden von «*Kommandierenden Generälen*» geführt.

An der Spitze der zu den Kommandobehörden gehörigen Stäbe stand

je ein «*Chef des Generalstabes*». Nur wenige Offiziere der Stäbe gehörten aber dem Generalstab an, nämlich ausser dem «*Chef*» der «*Leiter der Führungsabteilung*» und der «*Quartiermeister*» oder «*Oberquartiermeister*». Diese verfügten über einige jüngere «*Gehilfen*», die Generalstabsoffiziere waren. Der wichtigste von ihnen war der «*1c*», der Leiter des «*Feindnachrichtendienstes*». Die übrigen Offiziere der Stäbe waren Truppenoffiziere (aktive Berufsoffiziere) oder gehörten der Reserve an. Ein Luftflottenkommando hatte einen Stab von 150 bis 250 Offizieren, von denen acht dem Generalstab angehörten. Dem einzigen Generalstabler einer Fliegerdivision standen etwa 25-30 andere Offiziere gegenüber. Durch diese Isolierung war die Stellung des Generalstabsoffiziers unterstrichen; sie erhob ihn auch über Truppenoffiziere höheren Ranges. Er vertrat, mit Ausnahme des Gerichtswesens, den Kommandeur, so wie die «*Chefs*» ihre Befehlshaber vertraten. Die auffällige Uniform – karminrote Doppelstreifen an den Beinkleidern, die berühmten «*roten Hosen*» – hob ihn hervor und deutete auf die enge Verbindung zur Generalität hin.

Während in den «*Grossen Generalstäben*» die Planer, die Organisatoren wirkten, sassen in den Truppengeneralstäben die taktischen Gehilfen der Truppenführer. Sie hatten im Frieden hauptsächlich den Gang der Ausbildung und die Mobilmachungsvorbereitungen der Truppe zu lenken; im Kriege bearbeiteten sie die Befehle des höheren Truppenführers nach dessen Entscheidungen und steuerten Nachschub und Versorgung. Der Bürger, der entweder mit Abscheu oder schwärmerischer Verehrung die Generalstäbler als die markantesten Vertreter der Kriegerkaste betrachtete, und auch der Truppenoffizier, machten sich zumeist von der harten, entsagungsvollen und *bescheidenen* Tätigkeit des Generalstabsdienstes falsche oder übertriebene Vorstellungen. Die Geheimnisse, welche die Leute mit den «*roten Hosen*» umwoben, ihr Wissen um Dinge, die dem einfachen Sterblichen verborgen blieben, ihr Einfluss auf die Vorbereitung militärischer Operationen im Frieden, auf den

Gang der Dinge im Kriege, schufen ihnen eine Stellung, die sie weit über ihre gleichaltrigen Kameraden, oft auch über ältere Kommandeure erhob.

Dabei war der durchschnittliche Generalstabsoffizier nicht der Mann der grossen Entwürfe, der hochfliegenden Gedanken, der mit durchdringender Geistesschärfe den Verlauf kriegerischer Operationen vorherzuberechnen und mit mathematischer Genauigkeit den Sieg herauszukalkulieren hatte. Er war ein Arbeitstier, das meist auf engem Fachgebiet minutiöse, detaillierte Arbeit leisten musste, die ein Höchstmass von Gewissenhaftigkeit, Gründlichkeit und Fleiss voraussetzte, die systematisches Denken erforderte und meist unglaublich öde und langweilig war. Die Rosinen im Kuchen waren nur wenigen vorbehalten. Nur der innere Zusammenhang solcher Arbeit mit weittragenden politischen oder militärischen Aktionen, die Notwendigkeit ihrer absoluten Geheimhaltung, der Stolz, der tiefsten Geheimnisse gewürdigt zu werden, vermochte ihn zu trösten. So fand er sich mit seinem Schicksal ab, das ihn an den Schreibtisch fesselte, während seine glücklicheren Kameraden an der Spitze ihrer Staffeln oder Geschwader dröhnend über ihn hinwegzogen.

Es gab, von wenigen Ausnahmen abgesehen, keinen Generalstabsoffizier, der nicht gern mit jedem Frontkommandeur getauscht hätte. Erst in den letzten Kriegsjahren, als die Moral allgemein nachliess, kam es öfters vor, dass Offiziere sich aus der Front um eine Verwendung im Generalstabsdienst bemühten. Die Mehrzahl musste auch dann noch gegen ihren Willen ausgesucht und befohlen werden. Für die meisten Offiziere galt der Generalstabsdienst keineswegs als erstrebenswert.

Der Heeresgeneralstab hatte eine 150jährige Geschichte und stützte sich auf eine alte Tradition. *Schamhorst*, hannoverscher Bauernsohn und preussischer Offizier, der erste Direktor der *Preussischen Kriegsakademie*, hinterliess dieser hohen Schule der Kriegskunst als Erbe sein eigenes Bildungsideal. Ihm lag die Entwicklung des Charakters zu Grunde.

Der Erwerb militärischer Kenntnisse sollte auf einer umfassenden Allgemeinbildung aufbauen.

Seit den Befreiungskriegen Europas gegen Napoleon war der «*Preussische Generalstab*» die Pflanzstätte grosser Soldaten. *Scharnhorst, Gneisenau, Clausewitz, Moltke, Schlieffen, Hindenburg, Ludendorff* und in jüngerer Zeit *Seeckt, Kuhl, Cochenhausen, Beck*, waren, trotz aller Verschiedenheiten nach Charakter und Laufbahn, seine typischen Vertreter.

Betrachtet man die Epigonen solcher Persönlichkeiten, zumal im Bereich der Luftwaffe, dann spürt man oft allzu krass den Unterschied zwischen dem Ruhmesglanz vergangener Zeiten, von dem sie zehrten, und ihrer eigenen menschlichen Dürftigkeit. Die Kleinen und Mittelmässigen unter ihnen verkörperten den Prototyp jener Soldaten, die sich in der ganzen Welt verhasst gemacht haben. Dieser Typ – als charakteristisch deutsch bezeichnet – ist in Wahrheit eine Verzerrung deutschen Wesens, eine Sammlung seiner negativsten und hässlichsten Charakterzüge: der Anmassung, der Härte, der Kälte und des Zynismus. Er gedieh besonders gut auf dem Boden des Nazismus. Diese von persönlichem Ehrgeiz getriebenen Kleinen, von Eitelkeiten und Geltungsdrang Erfüllten, in beschränkten Horizonten Denkenden, beherrschten das Feld. Wer nicht «mitmachte», wurde beiseitegeschoben; stille und selbstlose Charaktere, die nur der Sache dienten, traten in den Hintergrund. Neid und Missgunst, ehrgeiziger Kampf um Positionen verdunkeln das Bild einer Institution, die längst nicht mehr ihr traditionelles Ansehen verdiente und deren Mitglieder wenig Ursache hatten, auf die Gegenwart besonders stolz zu sein.

Auch in früheren Zeiten waren im Generalstab Gegensätze vorhanden gewesen. Es wurde um Überzeugungen gerungen. Aber die Streitenden blickten von hoher Warte auf die grossen militärischen Probleme ihrer Zeit. Sie trugen ihren Meinungsstreit offen, in vornehmer Form aus. Ihre Veröffentlichungen verrieten ihr hohes geistiges Niveau. Persönliche Perfidie war ihnen fremd. Sie besaßen «Zivilcourage», d.h. den

Mut, für ihre Überzeugung einzustehen, mochte sie auch dem Monarchen und «Obersten Kriegsherrn» selbst nicht passen. Mit Stolz trugen sie die Folgen ihrer mannhaften Haltung.

Dieser Typ des aufrechten, unbeirraren Kämpfers ist in Deutschland im Laufe der letzten 40 Jahre ausgestorben. Sein Gegenstück verkörperte der «Neo-Byzantiner» der wilhelminischen Epoche, der die Überzeugung für den Erfolg, die Karriere, verkaufte. In der republikanischen Reichswehr wurde dieser moderne Typ geradezu gezüchtet. Endgültig brach dann Hitler mit seinem System von «Zuckerbrot und Peitsche» gleich «Beförderung oder Vernichtung» seinem Offizierskorps, einschliesslich des Generalstabes, das moralische Rückgrat. Nur Einzelne empfanden die Schande dieses Verfalls. Aus ihren Reihen standen die Attentäter vom 20. Juli 1944 auf.

Hitler liebte den Generalstab nicht. Es waren ja die Leute, die es «besser wussten», die Fachleute, die «Opposition machten», die ewigen Warner. Die Kriecher und «Jawohl-Sager» unter ihnen waren ihm wahrscheinlich erst recht zuwider. Er sprach mit Verachtung, beissendem Sarkasmus, ja oft mit Hass von den Leuten mit den «roten Hosen». Geschmacklose, derb-gewöhnliche Äusserungen wurden kolportiert. Mehrfach plante er, den Generalstab aufzulösen.

Seine Aversion richtete sich in erster Linie gegen den Heeresgeneralstab. Gegen die Generalstäbler der Luftwaffe war er weniger eingenommen. Woran lag das? Vor allem wohl daran, dass er unter diesen letzteren viel mehr willfähige Elemente, viel mehr Bereitschaft fand, auf seine Ideen einzugehen, weniger Widersetzlichkeit. Von charakterlichen Schwächen Einzelner abgesehen, lag der tiefere Grund für diese Tatsache darin, dass es dem Luftwaffen-Generalstab an Geschlossenheit und Tradition mangelte. Alter, Erfahrung, Weisheit, Mässigung – aber auch allgemeine Bildung und gründliches Fachwissen fehlten.

Wenn man sich die Entstehung des Luftwaffengeneralstabes vergegenwärtigt, wird das begreiflich.

Die Heeres-Akademie bestand – abgesehen von der Unterbrechung zwischen dem Weltkrieg und dem Jahre ihrer offiziellen Wiedergeburt 1935 – über 100 Jahre. Der Luftwaffengeneralstab war erst 1935 als Ableger des Heeresgeneralstabes, dem noch *Wever* und seine ersten Mitarbeiter angehört hatten, gegründet worden. Zur gleichen Zeit entstand die «Kriegsakademie der Luftwaffe». Ihre ersten Schüler kamen 1936 in die Stäbe. Vier Jahre hatten der Luftkriegsakademie (LKA) zur Verfügung gestanden, um den Typ des Luftwaffengeneralstäblers heranzubilden, bevor der Krieg ausbrach. In so kurzer Zeit liess sich weder eine Tradition, noch ein Führungsinstrument schaffen, das den Vergleich mit dem Heeresgeneralstab aushielt. Dazu kamen unerfreuliche innere Verhältnisse im Generalstab der Luftwaffe. Die Gegensätze, die im allgemeinen Offizierskorps verschwommen zutage traten, spitzten sich in diesem kleinen Korps, das bei Kriegsausbruch etwa 180, bei Ende des Krieges 300 Köpfe betrug, in gefährlicher Weise zu. Die Gruppen sonderten sich scharf voneinander ab, Cliques regierten, Cliques opponierten. Persönliche Feinde standen sich wie Fechter mit gezückten Klingen gegenüber, jeder nach einer Blösse des andern spähend, um rücksichtslos zuzustossen, wenn er einen Vorteil fand. Man musste gewärtig sein, von heimlichen Feinden angefallen zu werden, die einem eben noch lächelnd die Hand gereicht hatten.

Es hätte einer beispielgebenden, überragenden Gestalt mit viel sittlicher Kraft bedurft, um das *Generalstabskorps der Luftwaffe* in wenigen Jahren, trotz seiner Spaltungen nach Werdegang, Weltanschauung, politischen Ansichten, Bildung, gesellschaftlicher und sozialer Herkunft, als Gesamtheit zu einem Vorbild für jeden Soldaten zu machen. Fehlte eine solche Persönlichkeit von bildenden und erzieherischen Qualitäten, dann musste das Kleingeistige, Egoistische, Niedrige und Gesinnungslose hochkommen.

Die ursprüngliche Aufgabe der Generalstabsoffiziere war eine reine Gehilfentätigkeit unter ihren Befehlshabern, in deren Schatten sie stan-

den. «Viel sein, wenig scheinen» war eines der Hauptprinzipien. Ein Hervordrängen, ein Hinweis auf die eigene Leistung galt als ungehörig. Der Truppenführer trug die Bürde der Verantwortung, auch im Falle der Niederlage, daher auch den Glanz des Ruhmes im Erfolg.

Die Geschichte des «*Preussischen Generalstabes*» hat dennoch einzelne Persönlichkeiten über alles Mass verherrlicht und in ihrer Gesamtleistung über den Truppenführer gestellt, wie im Fall *Gneisenau-Blücher*. Eine jüngere Parallele hierzu bietet das Beispiel *Ludendorff-Hindenburg*. Auch jener wurde von einer geflissentlich arbeitenden Richtung zum «Feldherm» gestempelt. Auf junge und ehrgeizige Gemüter wirkte das verwirrend und verderblich. Es wimmelte bald von kleinen «Napoleons» und «Ludendorffs», und mancher kam sich im Vergleich zu den viel älteren Befehlshabern sehr bedeutend vor. Dass diese nicht immer glücklich ausgewählt worden waren und nicht den Anforderungen ihrer hohen Stellungen entsprachen, begünstigte ein unerwünschtes Hervortreten des Generalstabes.

Die Jugend, die *Jeschonnek* um sich versammelt hatte, neigte dazu, einen «Generalstabsdienstweg» zu schaffen. Görings zeitweilige Passivität erzwang geradezu eine entsprechend stärkere Aktivität von Seiten des Führungsstabes. So wurde im Laufe des Krieges der «*Grosse Generalstab*» der Luftwaffe ein selbständiger Machtfaktor. Niemand hatte über alle Zweige genügend Übersicht und die Kraft, um im Zeitalter des Telefons die Neigung junger Herren zu «selbständigem Regieren» zu unterbinden. Die grosse Gefahr lag darin, dass nicht nur zwingende Gründe, besondere Eile oder die Notwendigkeit zu schneller Entscheidung untere Organe zu schwerwiegenden Befehlen veranlassten, sondern dass der persönliche Ehrgeiz manchen verlockte, die notwendigen Entschlüsse den Höheren vorwegzunehmen und sie gar nicht oder erst dann zu orientieren, wenn ihnen ein Eingreifen nicht mehr möglich war. Der Hunger nach eigener Macht und Verantwortung war gross. Vom OKL setzten sich diese Neigungen, eine Art «Nebenregierung» des Generalstabes zu bilden, nach unten, in den Truppengeneralstab hinein,

fort. Es war nicht von der Hand zu weisen, dass die durch freundschaftliche Beziehungen avancierten Befehlshaber wie *Keller*, *Loerzer* u.a., infolge ihrer Unzulänglichkeiten von ihren «Chefs» überspielt wurden. *Göring*, von *Milch* unterstützt, bekämpfte von Zeit zu Zeit energisch diese Erscheinung. Er betonte oft, *dass der Generalstab als solcher keine Befehlsgewalt habe, dass die Generalstäbler lediglich Gehilfen der Führung, ohne eigene Verantwortung, bestenfalls Berater ihrer Vorgesetzten seien, diese aber allein die Verantwortung trügen und Entscheidungen allein zu fällen hätten*. Er bekämpfte auch den eigenen Dienstweg des Generalstabes, die Unsitte, dass sich die Truppengeneralstäbe unter Umgehung ihrer Befehlshaber an den «Grossen Generalstab» wandten. Es gab Situationen, in denen kein anderer Weg blieb, um sinnlose Eigenwilligkeiten eines höheren Befehlshabers zu durchkreuzen, als dieser – aber er war in mancher Hinsicht gefährlich. Das Richtige wäre gewesen, nach solchen Vorkommnissen Befehlshaber und Chefs zu trennen.

Da nun meistens starke Befehlshaber schwächere Chefs, schwächere Befehlshaber starke Chefs erhielten, waren die Verhältnisse bezüglich der Rolle der Truppengeneralstäbe unterschiedlich. Selbst dort, wo der Befehlshaber stark persönlich führte, hütete er sich doch, in die internen Angelegenheiten und die Führung des Kommandostabes einzugreifen. *Die «Chefs» gaben ihren Stäben das Gepräge*. Infolgedessen waren die Truppengeneralstäbe uneinheitlich in ihren Methoden, ihrer Arbeitsweise, ihrem Auftreten. Der eine Chef führte am «langen Zügel», liess seinen Mitarbeitern, vor allem seinem «Ersten Generalstabsoffizier» und seinem «Oberquartiermeister» viel Selbständigkeit, gab ihnen eigene Verantwortung. Der andere war kleinlich, eng, bürokratisch, wollte alles selbst machen und glich eher einem Bürovorsteher, der ständig seinen Angestellten auf die Finger sieht, als einem Kavalier unter Kavalieren (im guten Sinne des Wortes). Ein solcher Chef konnte unheimlich sein und seinem Stab das Leben zur Hölle machen. Andere Chefs waren viel

unterwegs, pflegten persönliche Verbindungen – vergassen aber nachher ihre Mitarbeiter zu informieren und waren erstaunt, dass diese keine Gedankenleser waren. Andere blieben selbst gern zu Hause, schickten ihre Gehilfen zur Truppe, zu den Nachbarn und zum Heer, verloren aber damit den persönlichen Kontakt mit diesen Stellen. Dieser achtete auf Distinktion, jener war kameradschaftlich. Der eine arbeitete bei Tage, der andere nachts, der dritte überhaupt nicht. Die «Klugen aber Faulen» galten als die besten, die «Dummen und Fleissigen» als die gefährlichsten.

Es gibt unzählige Methoden, wie man einen Stab führen kann. Es gehört eine ähnliche Gabe dazu, wie die eines Dirigenten. Und so, wie die Harmonie- und Klangfülle des Orchesters nicht von den wildesten Bewegungen dieses Mannes abhängig ist, so wie ein Künstler dieses Fachs mit einem Zucken seiner Augenbrauen mehr sagt als ein anderer mit ungestümen Gebärden, so verstand auch ein fähiger Chef, seinen Stab zu vollendeter Leistung zu bringen, ohne allzuviel Getue und Gehabe, Geschrei und Lärm. Man mochte am langen oder kurzen Zügel führen – die Hauptsache war, *dass* man führte, dass alles zusammenwirkte und jeder das Bewusstsein hatte, nach einem einheitlichen Willen gelenkt, an einem Ganzen mitzuwirken.

In schlecht geführten Stäben arbeitete jeder nach seiner Idee, die Rechte wusste nicht was die Linke tat, die Truppe erhielt unklare, widerspruchsvolle oder widersprechende Befehle, wusste nicht, was sie zu tun hatte und verlor das Vertrauen zur Führung. Leider fehlte es an solchen Stäben nicht.

Es war nicht leicht, den Überblick zu behalten, die Einheitlichkeit des Ganzen zu gewährleisten und doch jeden Mann im Stabe zu freier, geistiger Mitarbeit anzuregen, seine Initiative zu entwickeln und sie in richtige Bahnen zu lenken. Die Stäbe waren im Allgemeinen zu gross. Bei Kriegsausbruch hatte allein die «Führungsabteilung» einer Luftflotte etwa 80 Offiziere und 300 Mann. Ein Luftflottenstab konnte 300 Offiziere und 2'000 Mann stark sein, ein Luftgaustab war nicht viel schwä-

cher. Die grosse Zahl von Reservepersonal und Hilfskräften, vor allem an Frauen, schuf besondere Probleme. Man hätte auch mit viel kleineren Stäben arbeiten können, und in Krisenlagen vermochte ein Stab von 5 Offizieren und 20 Mann mehr zu leisten, als jene «Wasserköpfe», in denen vor allem die Intendanten mit ihren Verwaltungen sich breit machten und jede Art sonstiger Bürokratie sich wie Schimmel in den Spalten einnistete und ausbreitete.

Das Verhältnis eines «Chefs» zu seinem «Befehlshaber» hing von den Charakteren dieser beiden Häupter eines Kommandobereiches ab. Sie konnten verschieden sein, aber sie mussten harmonieren. *Kesselring* und *Richthofen* führten sehr stark persönlich. Ihre Chefs waren wirklich nur ihre ersten Berater und sorgten für die Durchführung ihrer Befehle.

Alle Chefs waren an die Entscheidung des Befehlshabers auch dann gebunden, wenn sie mit einer Massnahme nicht einverstanden waren. Natürlich konnten sie dann um Ablösung bitten. Ebenso selbstverständlich waren sie nicht gebunden, Befehle auszuführen, die ungesetzlich waren. *Ihre Verantwortung vor dem Gesetz stand über dem militärischen Gehorsam!* Dem entscheidenden Entschluss der Befehlshaber gingen oft harte, geistige Kämpfe mit ihrem Chef oder 1. Generalstabsoffizier voraus. Zwar entschied äusserlich das Übergewicht des Dienstgrades, aber in Wirklichkeit doch die stärkere Persönlichkeit. Die Methoden des Durchsetzens waren verschieden. Der eine wandte diplomatische Kniffe an, der andere ging gerade auf sein Ziel los. Männer wie *Kesselring* und *Richthofen* zu überzeugen, war nicht leicht; dagegen war es ein offenes Geheimnis, dass bei *Sperrle*¹, *Löhr*¹, *Dessloch*¹ und *Kelter*¹ die Chefs führten. Diese setzten sich eben durch – jeder auf seine Art. Trotzdem blieb nach aussen das Bild der Stellung der Befehlshaber gewahrt; auch

¹ Generalfeldmarschall Sperrle, Oberbefehlshaber Luftflotte 3,
Generaloberst Löhr, Oberbefehlshaber Luftflotte 4,
Generaloberst Dessloch, sein Nachfolger,
Generaloberst Keller, Oberbefehlshaber Luftflotte 1.

an der Verantwortung änderte sich dadurch nichts. Es war psychologisch interessant, dass aggressive und durchsetzerische Chefs sehr umgängliche Befehlshaber werden konnten, wie z.B. Generaloberst *Korten*.

Zwischen dem «Generalstab des Heeres» und dem der Luftwaffe gab es reichlich Gegensätze und Spannungen. Das Heer lehnte zeitweilig die Anerkennung des Luftwaffengeneralstabes überhaupt ab. Die «Schließen-Gesellschaft», eine Vereinigung aller ehemaligen und aktiven Generalstäbler des Heeres, galt als reaktionär; daher war sie der Luftwaffe verschlossen. Zu Zeiten *Becks* und *von Fritsch'* war mit wenigen Ausnahmen der ganze Heeresgeneralstab «reaktionär». Das konservative Element behielt in ihm bis zum Schlusse die Oberhand, obwohl die «Spitzen» und die hohen Befehlshaber inzwischen fast alle jene Blutsbrüderschaft mit dem Nazismus eingegangen waren, die beiden zum Verhängnis wurde. Auch in der Luftwaffe hat es bis zum Schluss nicht an konservativen und im Sinne des Nazismus «reaktionären» Kräften gefehlt. Selbst der junge Nachwuchs des Jahres 1944 war nicht arm daran. *Aber die führende Richtung im Generalstab der Luftwaffe war doch «Pro-Nazi».* Schon *Wever* liess seinen Offizieren predigen: *«Unser Offizierskorps wird nationalsozialistisch sein, oder wir werden nicht sein.»* Hinter diesem Gedanken stand der Druck der SA und der Partei. *Wever* verlangte damit bereits 1934 ein positives geistiges Bekenntnis zur neuen Staatsführung. Er galt infolgedessen als ein Mann Hitlers, als der er sich auch derjenigen Gruppe höherer Offiziere anschloss, die sich mit den Spitzen von Partei und SA zu verständigen suchte. Dabei war er selbst sicher weit davon entfernt, Nationalsozialist im Parteisinne zu sein. Als alter Kadett und kaiserlicher Offizier konnte er nicht über seinen Schatten springen. *Seine inneren Vorbehalte traten jedoch nicht zu Tage, sein äusseres Verhalten aber machte Schule.* Wie immer folgten dabei viele, mit verschiedenen Graden der Unaufrichtigkeit und Heuchelei, seinem Beispiel. Es gab unter den damals prominenten Offizieren auch erklärte und überzeugte Nationalsozialisten, aber ganz sicher wuss-

te man das eigentlich von keinem, weil *jeder* so tat «als ob», um seine Stellung zu wahren. Man setzte sich leicht Unannehmlichkeiten und Nachteilen aus, wenn man «Ungeschicklichkeiten» gegenüber der Partei beging. Eine Anzahl von Offizieren, die als Reaktionäre verschrien waren, so der General *Kaupisch* und der Generaloberst *Grauert*, beides offene und gerade Charaktere, die ihre Gesinnung nicht verhehlten, machten trotzdem gute Karriere. *Sperrle*, *Stumpff*, *Löhr*, *Dessloch*, *Weise* – alle Befehlshaber von Luftflotten – waren gewiss keine Nazi. Andere, wie *Fink*, *Speidel*, *von Seidel*, *von Waldau*, *Dr. Knauss*, *von Rantzau* und *von Criegern*, waren ebenso bestimmt gesinnungsmässig «anti» eingestellt. Bei einer anderen Gruppe war eine Art Edel-Nazismus ausgebrochen, der die Parteibonzen ablehnte und des Glaubens war, dass *Hitler* «von seinen eigenen Leuten betrogen werde und die Wahrheit nicht erfahre, in Wirklichkeit aber das Gute wollte». Diese wurden, wie alle Idealisten, für gefährlicher angesehen als die stummen Opponenten, auf die man sich zwar nicht verlassen konnte, von denen man aber auch annahm, dass sie an den bestehenden Tatsachen nichts ändern würden.

Die stärkere politische Aktivität war in die Luftwaffe durch eine übermässig grosse Zahl reaktiver Offiziere hineingetragen worden, die auch höhere Stellen besetzten. Zu ihnen gehörten u.a. der Generaloberst *Keller*, die Generäle *Christiansen*, *Ziegler*, *Loerzer* u.a. Dieses politische Element beeinflusste auch die Beziehungen zum Heer. Das innere Verhältnis zwischen den Generalstabsoffizieren des Heeres und der Luftwaffe war von den jeweiligen Persönlichkeiten abhängig. An manchen Stellen herrschte gutes Einvernehmen und Zusammenarbeit. Häufiger waren Gegensätze, die oft zu scharfen Kontroversen und offenen oder versteckten Kämpfen führten. Nach aussen wurden meist Form und Haltung gewahrt – es gab aber auch Fälle, in denen Hitze und Leidenschaft zu peinlichen Auftritten führten. Meist lag die Schuld auf beiden Seiten. Gerechterweise muss dem Heeresgeneralstab die bessere, gründlichere Schulung, die sorgfältigere Durchbildung zugesprochen werden. Auch die allgemeine Bildung und die Erziehung standen auf hö-

herer Stufe als bei der Luftwaffe. Deren Vertreter waren dafür meist grosszügiger. Der Flieger – an weitere Horizonte gewöhnt – haftete weniger am Detail; er war deshalb selten kleinlich, aber leider vielfach oberflächlich. Schwung, Initiative und Unternehmungsgeist waren eher bei der Luftwaffe zu finden; an Selbstbewusstsein fehlte es hier nicht. Dabei war der Generalstabsdienst im Heer bestimmt bedeutungsvoller und die Leistung seiner Generalstäbler für den Kriegsverlauf bestimmender als bei der Luftwaffe.

Wever war zu früh gestorben, um dem noch in der Bildung befindlichen Generalstab die feste Form zu geben, die den zentrifugalen Kräften Grenzen zog. Auch keiner seiner Nachfolger hat es vermocht, aus dieser Institution ein einheitlich wirkendes Instrument zu machen, das der Einzelpersönlichkeit soviel Raum zur Entfaltung liess, wie sie benötigte, um sich zu höchstem Leistungsvermögen zu entwickeln, ohne aus dem Rahmen zu fallen. So ist der Generalstab der Luftwaffe bis zum Schluss ein heterogenes Gebilde, das den unerfreulichsten Anblick auseinanderstrebender Kräfte, uneinheitlichen Denkens und Fühlens, fremdartiger und gegensätzlicher Anschauungen auf allen Gebieten bot. Niemals hat sich wohl eine Institution weiter von den Ideen und Forderungen ihres Gründers entfernt als der Generalstab der Luftwaffe, zumal während des Krieges. Seine inneren Kämpfe und Intrigen konnten nicht ohne nachteilige und nachhaltige Auswirkung auf die gesamte Luftwaffe und schliesslich auch auf den Kriegsverlauf bleiben.

Nach *Wevers* Tod folgte die Führung des Generalstabs durch *Kesselring* und später durch *Stumpff*. *Kesselring*, vor 1934 ohne Beziehungen zur Fliegerei, packte diese für ihn völlig fremde und neuartige Aufgabe mit dem ganzen Schwung seiner Persönlichkeit an. Er besass durchaus die menschlichen Eigenschaften, die ihn bei einer 10–15jährigen Tätigkeit zu einem sehr guten Generalstabschef hätten reifen lassen können. Dazu wurde ihm aber nicht Zeit gelassen. Er genierte sich nicht,

Göring seine Auffassung auf temperamentvolle Weise auszudrücken, wurde daher diesem sehr schnell unbequem. Den Göringschen «Kriegserfahrungen» vom Weltkrieg hatte er nichts entgegenzusetzen. Er war auf sein Vorstellungsvermögen und seine Phantasie angewiesen. Das genügte nicht immer, um das Richtige zu treffen, aber erst recht nicht, um *Göring* zu überzeugen. So mehrten sich sehr schnell die Konflikte, bis *Göring* in *Stumpff* einen geeigneten Ersatz gefunden zu haben glaubte.

Stumpff, bis 1934 ebenfalls fliegerisch «unberührt», hatte bis 1937 eine gewaltige Aufgabe als Personalamtschef zu *Görings* Zufriedenheit bewältigt. Seine Generalstabstätigkeit im Reichsheer war nur von kurzer Dauer gewesen. Schon frühzeitig war er in das Personalfach hinübergewechselt, für das er Anlagen besass. Kein Mensch in der Luftwaffe konnte nach dieser Laufbahn begreifen, welche Erwägungen *Göring* bewegen haben mögen, diesen im Generalstabsdienst wie in der Fliegerei gleich Unerfahrenen zu seinem ersten Mitarbeiter zu machen. *Stumpff*, dessen Eitelkeit seine Rolle mächtig schmeichelte, war von vornherein nur als Platzhalter bis zu dem Augenblick vorgesehen, zu dem der jugendliche *Jeschonnek*, damals noch Chef der Operationsabteilung, so weit sein würde, selbst die Führung des Generalstabes zu übernehmen.

Göring liebte es nun einmal, sich mit jugendlichen Persönlichkeiten zu umgeben. Er erwartete von ihnen mehr Schwung als von den älteren; sie waren auch weniger bedenklich, seinen Ideen zu folgen; er fühlte sich ihnen auf Grund seines Alters und Ranges von Anfang an stärker überlegen als Männern wie *Kesselring* oder *Sperrle*, von denen der letztere langjährige Generalstabspraxis hatte und im Weltkrieg «Kommandeur der Flieger einer Armee» gewesen war. Die jüngere Generation des Generalstabes, vor allem jene Clique, die *Jeschonnek* nahestand, sah in *Stumpff* nur eine Repräsentationsfigur, die sie nicht hindern konnte, ihre eigenen Ideen zu verfolgen und durchzusetzen. Sie waren zu jener Zeit auf *Göring* ganz eingeschworen.

Obwohl die Chefzeit von *Stumpff* in einen entscheidenden Abschnitt vor dem Kriege fiel, wirkte er sich weder in Berlin im «Grossen Generalstab» noch im Truppengeneralstab der Luftflotten und Fliegerdivisionen irgendwie aus. *Stumpff* war vollauf mit den äusserlichen Pflichten seiner Stellung beschäftigt und interessierte sich im übrigen stark für personelle Fragen. Ohne Schwierigkeiten und Federlesen wurde er ausgebootet, als seine eigenen nächsten Mitarbeiter die Stunde für gekommen sahen. Er war weder der Mann, um in fachlicher Hinsicht der Entwicklung des Generalstabes eine Richtung zu geben, noch vermochte er als Persönlichkeit zu überzeugen und erzieherisch zu wirken. Er gehört zu den krassen Opportunisten, jederzeit zufrieden, solange seine Eitelkeit geschont, Konflikte vermieden und kein allzu unbequemer, persönlicher Einsatz von ihm erwartet wurde. Seine Stärke und zugleich seine Schwäche war seine Neigung zum Detail, die ihn zu fleissiger Beschäftigung anzog, ihn aber davon abhielt, sich mit den wesentlichen, grossen Dingen zu befassen. Er hatte keine Linie. So kann man sagen, dass die Zeit seiner Tätigkeit als Generalstabschef eigentlich schon ein Interregnum darstellte, während dessen die nächste Generation auf die Machtergreifung wartete.

Auch *Jeschonnekas* Kraft reichte entgegen allen Erwartungen von Freunden und Gönnern nicht für seine Aufgabe aus. Rasche Auffassungsgabe und eine gute formale Intelligenz ermöglichten ihm zwar, schnell das Wesentliche einer Sache zu erkennen, die einzelnen Punkte der Erkenntnisse und Beobachtungen logisch zu verknüpfen und hieraus klare Folgerungen zu ziehen; seine Energie wirkte sich aus in Fleiss und schneller Entschlusskraft. Es fehlte ihm jedoch an persönlichen Werten, um eine Rolle als Erzieher zu spielen. Er vermochte sich wohl als Vorgesetzter durchzusetzen, sich als Kamerad Achtung zu verschaffen. Er besass Überzeugungskraft, zeitweilig auch genügend diplomatisches Geschick, um *Göring* und *Hitler* für eine Auffassung zu gewinnen, jedoch verfügte er nicht über die durchsetzerische Kraft, um sich diesen beiden Phantasten und Dilettanten der Kriegführung entgegenzustem-

men. Wenn sie sich etwas Unmögliches ausgedacht hatten und dessen Ausführung von ihm verlangten, war er nicht «massiv» genug. Nachdem er selbst einige schwere Fehler begangen hatte, schwanden sein Selbstvertrauen und seine Sicherheit. Von da ab war sein Widerstand gegen seine Oberen nur noch schwach; er liess sich übertrumpfen und missbrauchen; er fiel ab von der Haltung souveräner Unabhängigkeit auf seinem Fachgebiet und spielte die Rolle eines «jungen Mannes», der wie ein Privatsekretär die Wünsche seines Chefs entgegenzunehmen und auszuführen hat, dessen eigene Meinung aber ohne Gewicht ist.

Man kann begabte Menschen dieser Art, die zu früh, in einem Alter ungenügender Reife, zu hoch gestellt werden, nur bedauern. Ihr Schicksal verläuft meist tragisch; so auch in diesem Fall. Nachdem *Jeschonnek* in den ersten Feldzügen der Jahre 1939 bis 1941 Teilhaber des Ruhmes geworden war, den die leichten Erfolge der Luftwaffe auf ihre Repräsentanten in den hohen Kommandostellen warfen, zerrann ihm sein Instrument wie Sand in den Fingern, wenn man allzu kräftig zfasst. Er duldete den Missbrauch der Luftwaffe, so dass ihre menschlichen und materiellen Reserven sinn- und zwecklos aufgebraucht wurden, und zog schliesslich, als das Kapital verloren war, jene letzte Konsequenz aller derer, die nur im Erfolg leben können und keinen Glauben haben.

Es sei nun noch die Frage gestellt, welchen Einfluss der «Grosse Generalstab» der Luftwaffe auf *Hitler* und dessen Aggressionspolitik hatte. Die Tatsache einer Ermunterung zu politischen Risiken wird schwer zu belegen sein, aber sie ergibt sich als logische Folgerung gewisser Umstände. Auf jeden Fall ist die Politik *Hitlers* stets bereitwillig durch *Göring* gestützt worden – aber sicher nicht nur durch diesen. *Wever* und *Jeschonnek* müssen eine ähnliche Rolle gespielt haben, sonst wäre mindestens *einmal* von einem Widerstand des Luftwaffengeneralstabs gesprochen worden, wie es beim Heer der Fall war. Der Einfluss von *Kesselring* und *Stumpff* dürfte jedoch geringere Bedeutung gehabt haben. Sie besaßen damals wenig Resonanz und waren zu kurz im Amt. Ausschlag

gebend ist aber die Rolle *Jeschonneks*. Auch seine starke persönliche Bindung an *Hitler* und *Göring* spricht dafür. Politisch hat er sich zwar nie geäußert, galt aber doch als treuer Gefolgsmann und Anhänger.

Gewiss hätte *Jeschonnek* eine entscheidende Rolle als Warner, als Bremser spielen können. Hat er das jemals versucht? Man muss die Frage wohl verneinen. Denn *Hitler* hatte bis 1941 bei allen militärischen Unternehmungen die Masse der Heeresgenerale und des Heeresgeneralstabes gegen sich. Die Marine war anerkanntermassen schwach und zu entscheidenden Aktionen nicht fähig. Hätte man ihn von der Luftwaffe aus eindringlich auf ihre Schwächen, ihre hohe Empfindlichkeit, den voraussichtlich raschen Abfall ihrer Kraft hingewiesen, dann wäre er kaum zu seinen waghalsigen Entschlüssen gekommen. Mit einem kriegsunlustigen Volk, einem Heer ohne Selbstvertrauen, einem Torso von Marine, wagte er nur deshalb Europa herauszufordern, *weil er von der unüberwindlichen Schlagkraft seiner Luftwaffe und ihrer kriegsentscheidenden Rolle fest überzeugt war*. Zu dieser Überzeugung kann er nur durch die Darlegungen *Görings* und seiner Mitarbeiter gelangt sein. *Göring* allein ist sicher nicht imstande gewesen, *Hitler* alle Auskünfte zu geben, der bei solchen Gelegenheiten sehr ins Detail ging und sehr präzise Angaben verlangte. An derartigen Besprechungen nahmen deshalb der Chef des Generalstabes der Luftwaffe, oft auch einzelne Befehlshaber mit ihren Chefs, die zuständigen Amtschefs des Ministeriums und bestimmte Spezialisten teil.

Man kann nicht ohne Weiteres annehmen, dass *Göring*, *Wever*, *Jeschonnek*, *Kammhuber* usw. bei diesen Vorträgen *Hitler* bewusst belogen haben. Sie haben aber weder die Verantwortung abgelehnt, noch ihre Zweifel – wenn sie solche hatten – klar ausgesprochen und deshalb *Hitler* indirekt in seinen Plänen bestärkt. Hier wirkten sich auch ihr Mangel an Praxis und ihre Frontfremdheit aus. Sie führten eine Luftwaffe in Listen und Statistiken, die sich sehr von derjenigen auf den deutschen Flugplätzen unterschied. Sie besaßen im Grunde nur ein *Programm* der Luftwaffe, wie sie sein oder werden sollte. Die mangelhafte Ausbildung

von Offizier und Mann, der schlechte Zustand der Einsatzbereitschaft, die fehlenden Ersatzteile, die Mängel von Flugzeugen und Motoren, der hohe Ausfall durch Betriebsstörungen – die waren sicher alle nicht darin verzeichnet. Es ist grotesk, aber Tatsache, dass es dem Generalstab des OKL bis zum Sommer 1944 nicht gelungen ist, laufend die tatsächliche taktische Einsatzbereitschaft der Verbände zu ermitteln. Immer rechnete er mit höheren Zahlen, immer fehlten ihm in der Luft ein paar hundert Flugzeuge, die nach seiner Ansicht da sein *mussten*. *Göring* tobte, *Hitler* fluchte – ihr Zorn ergoss sich auf irgendwelche Divisionskommandeure oder auf den Generalquartiermeister. Es wurde offen von Sabotage gesprochen, Befehle mit der Androhung von Kriegsgericht und Erschießung schwirrten an die Front. Sie dienten weder der Belebung der Kriegslust, noch änderten sie den Zustand. Wo aber waren die fehlenden Flugzeuge?

Die Erklärung für dieses Rätsel ist so einfach, dass sie jeder Laie begreifen kann: Die Luftwaffe hatte weit mehr Leute auf den Büros als in der Luft. Eine sehr sorgsam arbeitende Bürokratie hatte sich zwischen Front und höchster Führung eingeschaltet. Wenn der Generalquartiermeister aus der Fertigung der Industrie z.B. 800 Jagdflugzeuge an die Frontverbände überwies, dann wurde diese Tatsache dem Führungsstab OKL gemeldet. Von diesem Augenblick an wurden die Flugzeuge beim OKL auf den Listen der Jagdgeschwader geführt. In Wirklichkeit aber befanden sie sich gar nicht bei den Geschwadern, sondern standen zunächst auf den Plätzen der Verteilungsstellen und blieben dort oft wochenlang. Erstens fehlte es an Piloten, um sie zu den Verbänden zu überführen; denn diese hatten selbst Mangel an Besatzungen und brauchten sie an der Front. Zweitens waren die Flugzeuge von den Fabriken zwar «flugklar» abgegeben worden, aber nicht «einsatzfähig». Oft waren 40 und mehr Änderungen an ihnen vorzunehmen. Daher dauerte es Wochen, bis der Verband seine zugewiesenen Flugzeuge zum Einsatz brin-

gen konnte. Inzwischen aber war er mit ihnen «belastet». Auf der Tabelle des Führungsstabes standen sie auf seinem Konto. Andererseits hatte jeder Verband täglich Ausfälle. Abgesehen von Totalverlusten, gab es viele sonstige Schäden, teilweise durch Beschuss, durch Störung der Instrumente; Funkgeräte versagten, Generatoren setzten aus, Reifenschäden traten ein, Flächen wurden beschädigt – alles leichte Schäden, die man mit Hilfe der Werftzüge und des technischen Personals der Truppen und Fliegerhorste reparieren konnte. Solche Flugzeuge, die innerhalb von 48 Stunden wieder in Ordnung gebracht werden konnten, standen ebenfalls auf der «Haben-Seite» des Kontos der Truppe. Es konnte daher vorkommen, dass eine Jagdgruppe zwar 45 Flugzeuge besass, dass aber davon kein einziges einsatzfähig war. Das sah beispielsweise so aus:

- 12 Flugzeuge, zugewiesen, aber nicht «überführungsklar» auf den Verteilerplätzen.
- 6 Flugzeuge, Durchführung von Änderungen, daher nicht «einsatzklar».
- 5 Flugzeuge, in Überführung, wegen schlechten Wetters unterwegs aufgehalten, Eintreffen unbestimmt.
- 10 Flugzeuge, Beschusschäden, Ausfall 6 Stunden.
- 6 Flugzeuge, Teil-Kontrolle, Ausfall 12 Stunden.
- 2 Flugzeuge, nicht «funkklar», Ausfall 6 Stunden.
- 4 Flugzeuge, Motorenüberholung, Ausfall 24 Stunden.
- 45 Flugzeuge.

Es war kein Wunder, wenn eine solche Gruppe für einen Tag ganz ausfiel und am nächsten Tag vielleicht mit etwa 20 Flugzeugen startete – nur die hohe Führung konnte sich das nicht erklären und tat sehr erstaunt. Meldungen wurden angefordert; aber ehe sie durch den bürokratischen Filter nach oben drangen, hatte sich die Lage längst geändert. Rückfragen – Berichte – Aufregungen ganz unnützer Art belasteten Stäbe und Truppe. Einer schimpfte auf den andern, der eine schrie «Sa-

boteure» – der andere «Idioten»! Dabei wäre alles einfach und verständlich gewesen, wenn die hohen Herren sich im Truppendienst ausgekannt hätten. Wie sollte man erwarten, dass ein Laie wie *Hitler* sich richtige Vorstellungen machte, wenn dies nicht einmal seinem Generalstab gelang? *Die Folge war, dass er weittragende Entschlüsse unter gänzlich falschen Voraussetzungen bezüglich der taktischen Stärke der Luftwaffe fasste.* Niemand war sich darüber klar, weder in der politischen noch in der militärischen Führung, wie geradezu schlagartig sich Luftwaffenverbände verbrauchen, wie schnell ihre Einsatzbereitschaft sinkt, dass ihre Kraft kein absoluter Wert ist, sondern ständigen Schwankungen unterliegt, dass es einer hundertprozentigen Reserve bedarf, um sie zu stabilisieren!

Ein Beispiel: Eine Kampfgruppe Ju 88 verlegte im April 1941 auf den Balkan. 28 Flugzeuge starteten. Nach dem Eintreffen auf einem bulgarischen Platz meldete der Gruppenkommandeur 21 Flugzeuge einsatzbereit; nach dem ersten Einsatz 12 Flugzeuge einsatzbereit; *nach dem zweiten Einsatz 3 Flugzeuge einsatzbereit!* – Es dauerte etwa 4 Wochen, bis diese Gruppe wieder auf etwa 20 Flugzeuge gebracht worden war. Inzwischen lag sie brach!

Man hatte sich zwar im Frieden schon auf ansehnlich hohe Verlustziffern nachschubmässig eingerichtet. Diese wurden aber im Kriege weit übertroffen. Ausser den Verlusten entstand eine noch grössere Zahl von sonstigen Ausfällen für beschränkte Zeit, die zur Lahmlegung ganzer Geschwader führte. Beispiele: Ein Kampfgeschwader, das während der Zeit vom September 1939 bis August 1940 insgesamt etwa 30 Angriffe, teils auf britische Kriegsschiffe, teils auf Handelsschiffe in der Nordsee und im Atlantik geflogen hatte, verlor in dieser Zeit seinen Gesamtbestand von 72 Besatzungen. Die Ausbildung von 72 neuen Besatzungen dauerte aber 18 Monate! Das Geschwader musste deshalb aus anderen, weniger mitgenommenen Verbänden aufgefüllt und zum Teil mit mangelhaftem Ersatz ergänzt werden. Sein Kampfwert sank entsprechend ab. Monatelang war es mit weniger als 10 Flugzeugen im Einsatz.

Ein anderes Geschwader, das im Jahre 1942 vom Januar bis September fast ausschliesslich den Luftkrieg gegen die Britischen Inseln bestreiten musste, verlor in dieser Zeit von 144 Besatzungen 126. Lange Zeit setzte es täglich im Durchschnitt nur 3-5 Flugzeuge ein.

Die Luftwaffe war ein scharfes Instrument, einem Rasiermesser vergleichbar; aber wenn man dieses wie ein Brotmesser benutzt, wird es eben schnell schartig und unbrauchbar! – Dies zu erfassen, fehlte den Verantwortlichen vor 1939 das Vorstellungsvermögen und die Voraussicht, später die Einsicht. Noch im Januar 1944 führten die gleichen Irrtümer zu den sogenannten Vergeltungsangriffen auf London. Bei dem Entschluss zum Einsatz übersah man den mit Sicherheit zu erwartenden schnellen Abfall der Einsatzbereitschaft und wagte nicht, offen einzugehen, dass nach spätestens 3 oder 4 Angriffen die Kraft ohne durchschlagenden Erfolg verbraucht sein würde. Man kann eben nicht mit einer Luftwaffe von 500 Bombern ohne Reserven so operieren, wie mit einer Streitmacht von 3'000, hinter der unerschöpfliche Reserven stehen!

Für die Täuschung, der *Hitler* in Bezug auf die Schlagkraft der Luftwaffe erlag, ist zweifellos der Generalstab unter *Wever* und *Jeschonnek* verantwortlich zu machen. Als *Hitler* dies, wenn auch zu spät, erkannte, brach er mit wütenden Ausfällen gegen *Göring*, *Milch* und ihre Adlatten los. Die späteren Chefs, wie *Kreipe*, hat er kaum noch irgendwelcher Fragen gewürdigt und auf ihre Meinungen keinerlei Wert gelegt.

Die Truppengeneralstäbe waren frontnäher und fronterfahrener als die Herren im OKL. Sie hatten aber vor dem Krieg auf die Vorgänge im Hauptquartier keinerlei Einfluss. Ihre Aufgabe lag vornehmlich in der Überwachung der Ausbildung. Auch im Kriege besaßen sie in der taktischen Führung nur geringe Freiheiten. Der Generalstab, aber auch *Göring* und *Hitler* selbst, befahlen oft persönlich in die Einzelheiten der Durchführung von Kriegsaufgaben hinein. Das erste Fernschreiben *Görings* bei Kriegsausbruch enthielt den Satz: «*Der uneingeschränkte Luft-*

krieg gegen England ist hiermit eröffnet; Einzelheiten befiehlt OKL.» – Das zweite Fernschreiben nahm auf das erste Bezug und befahl: «Luftflotte 2 eröffnet unverzüglich den Luftkrieg gegen England. Hierzu greift sie mit einer Kette (3 Flugzeuge) Ju 88 den britischen Flugzeugträger «Hermes» in Sheernes an.» – Vorher hiess es, der Himmel werde sich verdunkeln, wenn England angegriffen wird. *Nun sollten, auf Befehl Görings, 3 Flugzeuge den Luftkrieg eröffnen!!* – Im Übrigen setzte die Luftflotte 2 durch, dass dieser Befehl vor seiner Ausführung zurückgezogen wurde.

Nach den Führungsgrundsätzen im Frieden war vorgesehen, dass die Luftflotten zur Führung ihres Kampfes für längere Dauer gültige «Weisungen» erhalten sollten. Eine solche hätte z.B. lauten können: «Luftflotte 2 führt den Kampf gegen die britische Versorgungsschiffahrt mit Schwerpunkt im Kanal. Mit Teilen bekämpft sie den feindlichen Seeverkehr in den schottischen Gewässern der Nordsee.» Danach hätte dann die Luftflotte ihrerseits zwei ihrer Divisionen auf den Kanal angesetzt und eine Division auf die Ostküsten von Schottland. Ihr Kampfauftrag hätte gelautet:

«Erste und zweite Fliegerdivision bekämpfen am x. x. beginnend bis auf Weiteres bei Tag und bei Nacht die feindliche Handelsschiffahrt im Kanal zwischen Isle of Wight und Themsemündung. Die Themsemündung ist an geeigneten Punkten mit Minen zu verseuchen. Es kommt darauf an, möglichst viel feindlichen Handelsschiffsraum zu versenken.»

Ähnlich hätte der entsprechende Befehl für die 10. Fliegerdivision lauten müssen. Die Durchführung der Kampfaufträge wäre nun Sache der Fliegerdivisionen gewesen. Neue Befehle waren nur nötig, wenn man den Kampfraum wechseln oder die Methoden des Kampfes ändern wollte. Stattdessen aber führte das OKL am «kurzen Zügel». Zwar hiessen auch dann noch die Befehle «Weisungen», wurden aber täglich ausgegeben. Es wurde darin angeordnet mit welchen Kräften, wo und wann, oft auch in welcher Weise angegriffen werden sollte; es wurden sogar

die Verbände bestimmt und so der oberen und mittleren Führung jede Selbständigkeit genommen. Dadurch gewann *Göring* die Gewissheit, dass nur getan wurde, was er wollte. Andererseits legte er die Initiative der unteren Stellen lahm, nahm ihnen jeden Einfluss und jede Verantwortung und stempelte sie zu Briefträgern, die weiterzugeben hatten, was er befahl. Die grössere geographische und geistige Entfernung des OKL vom Kriegsschauplatz zog weitere Schwierigkeiten nach sich. Der Zeitverzug der Nachrichten und der Aufklärungsmeldungen wurde grösser, die Ausnutzung günstiger taktischer Lagen und Wetterlagen wurde erschwert, die elastische Anpassung an das Verhalten des Feindes ging verloren. Die Luftflotten *wehrten* sich energisch gegen die Gängelei durch das OKL. Vorübergehend gelang es auch einmal, der unteren Führung etwas grössere Freiheit zu verschaffen, aber bald ging sie wieder verloren.

Hitler wandte allmählich das gleiche System unmittelbarer Führung auf *allen* Gebieten an. Von der einst gepriesenen deutschen *Selbständigkeit der Führung* war bald keine Rede mehr. An ihre Stelle traten Schematisierung und Reglementierung. Schliesslich war jedè Division an den lang gespannten Fronten gezwungen, für jeden Schritt, vor- oder rückwärts, seine Genehmigung einzuholen! Auf diese Art wurde ein Chaos der Führung vorbereitet und wesentlich beschleunigt, dem die Zustände von 1944/45 zu verdanken waren. Zu dieser Zeit gab es weder Divisions- noch Regiments-Kommandeure, die ihre Truppen noch auf Grund eigener Lagebeurteilung führen konnten!

Mit diesem System verlor der Truppengeneralstab seinen ursprünglichen Sinn und seine Bedeutung. Nur wenn man die Gefechtsstände so weit nach vom verlegte, dass die Verbindungen nach hinten abrissen, konnte man sich wieder Führungsfreiheit verschaffen. Truppe und Stäbe atmeten auf – die hohe Führung tobte!

Direkten Einfluss auf die Kriegführung im Grossen gewann der Truppengeneralstab nicht. Indirekt hat er durch eine mehr oder weniger

optimistische Beurteilung der Lage und des Fortganges von Operationen in kritischen Augenblicken bestimmend wirken können.

Es kam vor, dass die Heeresgruppen und Armeen ziemlich pessimistisch waren. Sie standen unter dem Druck der einlaufenden Meldungen; ihre Befehlshaber und Chefs suchten die Truppe auf und erlebten häufig unmittelbare Eindrücke schwerer, verlustreicher Kämpfe.

Vom Flugzeug aus konnten die Herren der Luftwaffe das alles viel ruhiger betrachten. Man fuhr nicht im Staub endloser Kolonnen auf unmöglichen Wegen, man passierte nicht das Elend der Fahrzeuge voller Verwundeter und Flüchtlinge, man zählte nicht die zu brennenden Wracks geschossenen Panzer und Lastwagen, man sah nicht die von übermenschlichen Anstrengungen übermüdeten Gesichter der Infanteristen, nicht die Leichen und die frischen Gräber. Der Lärm des Motors übertönte das starke Feuer der feindlichen Artillerie, dem die eigene wegen Munitionsmangel nur matt antworten konnte. Deshalb behielt man die besseren Nerven, blieb sauber und frisch und wurde weniger müde auf einem einstündigen Flug als ein Heeresoffizier, der auf den verstopften Strassen für die gleiche Strecke vielleicht sechs Stunden gebraucht hatte und infolgedessen gehörig durchgerüttelt und abgespannt war. So zeichneten sich denn die Dinge für die Herren von der Luftwaffe wesentlich einfacher und freundlicher ab, und ihre Meldungen fielen demgemäss günstiger aus. Sie wurden «oben» zweifellos lieber vernommen. Die psychologischen Ursachen für die Unterschiede in der Entstehung einer Heeres- und einer Luftwaffenmeldung wurden nicht begriffen, ja wahrscheinlich kaum geahnt. Meist glaubte man einfach an den «besseren Geist» der Luftwaffe.

b) Die Luftkriegsakademie.

Zum Schluss werfen wir noch einen Blick auf die Ausbildung des Generalstabes. Die ersten Generalstabsoffiziere der Luftwaffe hatten alle noch die Heereskriegsakademie besucht. 1935 wurde neben *der Luftkriegsakademie* auch die *Technische Akademie* gegründet, um den Nachwuchs für einen «Technischen Generalstab» hervorzubringen, ein Plan, der nie verwirklicht wurde.

Die jungen Akademiker wurden nach zweijährigem Besuch der Anstalt zum Generalstab kommandiert und einem Stabe als Gehilfen zugeteilt. Im Krieg setzte man die Lehrgänge auf drei Monate herab und verlängerte sie im letzten Kriegsjahr wieder auf sechs.

Der Schwerpunkt der Ausbildung lag im Frieden auf der Hebung des Bildungsniveaus in fachlicher und allgemeiner Beziehung. Im Kriege kam es darauf an, den praktischen Bedürfnissen der Frontstäbe gerecht zu werden und ihnen Gehilfen zu geben, die ihren Dienst sofort ohne lange Anleitung aufnehmen konnten. Das Bildungsprinzip blieb zwar im Grundsatz aufrecht erhalten, aber der Zeitmangel drückte das Niveau der Akademie im Unterricht auf das einer militärischen Fachschule hinab. Die Schüler wiesen so viele Lücken im elementaren Wissen auf, dass man sie nur auf das Bildungsideal hinweisen konnte, dann aber jene Lücken stopfen und ihnen im Übrigen das Rüstzeug für ihren künftigen Stabsdienst in die Hand drücken musste. Grosse kriegsgeschichtliche Probleme, strategische Erwägungen – früher ein Hauptunterrichtsgebiet – wurden aus dem Lehrstoff gestrichen. Der Unterricht gab im Ganzen nur Antwort auf die Frage: «Was muss ich wissen und können, wenn ich im Stabe z.B. der x-ten Flakdivision oder der y-ten Jagddivision als Gehilfe des 1. Generalstabsoffiziers eingeteilt werde?» Das Nachschubfach wurde in der letzten Zeit besonders gründlich behandelt, ebenso das Nachrichtenwesen. Gegen Ende des Krieges stand in der Taktik die Luftverteidigung im Vordergrund, während bis 1943 die Luftangriffslehre Hauptfach war.

Erzieherische Arbeit konnte in den wenigen Monaten der Lehrgänge kaum geleistet werden. Umso wichtiger war die Prüfung der Charaktere und die Ausmerzung ungeeigneter Leute. Leitender Gedanke war hierbei der Offizierspruch: *«Wer's nicht edel und vornehm treibt, lieber weit weg vom Handwerk bleibt.»* Es war nicht leicht, Ablösungen durchzusetzen, da das Personalamt nur mit Mühe den Ersatz und Nachwuchs für viele Fehlstellen im Generalstab aufbrachte. Im Übrigen war die Qualität der jungen Anwärter, unter Berücksichtigung der Kriegsverhältnisse, zufriedenstellend. Vor allem zeigte sich bei ihnen ein bemerkenswerter Drang, offen über die vielen, schwierigen Probleme des Krieges und der Politik zu sprechen. Da es nicht an sehr extremen Ansichten «pro et contra» fehlte, waren die Debatten sehr interessant, aber die Leiter der Diskussionen gerieten nicht selten in Verlegenheit. Für die Gestapo wäre die Teilnahme unerwünscht gewesen! Von einem Versager abgesehen, einem Major, der das Ziel des Lehrganges nicht erreichte, waren alle Teilnehmer dieser Aussprachen verschwiegen. Jener Einzelne revanchierte sich nach seiner Niederlage durch Denunziation mehrerer Offiziere, die für die Betreffenden Unannehmlichkeiten nach sich zog.

Nach dem 20. Juli 1944 erfolgten auch an der Akademie mehrere Verhaftungen und im weiteren Verlauf ein Kommandeurwechsel, doch ging es für die Betroffenen noch glimpflich ab. Für den Kommandeur war die Tatsache, dass er seine Tochter taufen liess und damit seine kirchliche Einstellung bekundete, der Anlass, dass er von seinem Posten entfernt wurde, obwohl kein geeigneter Nachfolger vorhanden war und die Stelle zwei Monate unbesetzt blieb. Er erschien auf Grund dieser Haltung nicht mehr als Erzieher des Generalstabnachwuchses geeignet! Zu dieser Zeit forderten höhere SS-Führer von *Hitler*, gegen alle höheren Offiziere mit Landes- und Hochverratsprozessen vorzugehen, die in ihren Familien noch kirchliche, sakramentale Handlungen duldeten!

Die Lehrerschaft der Akademie entsprach im Frieden guten, im Kriege durchschnittlichen Ansprüchen. Der allgemeine Mangel an Ge-

neralstabsoffizieren – von 180 bei Kriegsausbruch waren 80 bis zum Sommer 1944 gefallen, ausserdem hatte sich die Zahl der Generalstabsstellen verdoppelt – machte sich auch hier bemerkbar. Besonders schwierig war es, Lehrer mit Front- und Cheferfahrung zu bekommen und nur solche konnten aus eigener Anschauung und Erfahrung dem Schüler das notwendige Wissen vermitteln. Im Frieden bleiben *alle* Theoretiker, was den Krieg angeht, im Kriege aber war es schlecht, wenn die Schüler mehr Frontpraxis besaßen als die Leute auf dem Katheder.

Die Kommandeure der Akademie, vor allem der erste, General der Flieger *von Stülpnagel*, und der am längsten wirkende, General der Flieger *Dr. Knauss*, waren integre Charaktere von hoher Bildung und hohem Streben, gewillt, aus der Akademie eine geistige Pflanzstätte militärischer Führung und menschlicher Persönlichkeiten von Rang zu machen. Sie haben es aber nicht vermocht, dem Nachwuchs des Generalstabs der Luftwaffe eine einheitliche geistige Ausrichtung zu geben, die stark genug gewesen wäre, den zersetzenden Einflüssen der Cliques Widerstand zu leisten und dem Mangel einer starken geistigen Führung seitens der Spitzen des Generalstabs entgegenzuwirken.

Die jungen Anwärter verloren sich bald, wenn sie in den Dienst der Stäbe traten. Der Zusammenhalt, den die Akademie hätte pflegen und durch geistige Befruchtung fördern müssen, ging verloren. Zehn Jahre unter so unglücklicher Führung, unter dem das sittliche Verantwortungsgefühl abtötenden Einfluss der Weltanschauung des Nazismus, haben dem Unkraut zuviel Wachstumsmöglichkeiten gegeben, als dass sich die gute, lebendige Kraft einzelner Menschen entfalten konnte. Sie wurde unterdrückt, zurückgedrängt und verkümmerte.

VI

ETWAS ÜBER STRATEGIE UND TAKTIK

Von 1934–1936 hatte Wever für den Kriegsfall die Aufgabe, das Heer in der Defensive zu unterstützen. Seine Theorie vom Luftkrieg wies aber in die Zukunft. Ihr Kernpunkt war der Kampf gegen die wirtschaftlichen Kraftquellen des Feindes. Besass dieser selbst stärkere Luftstreitkräfte, so waren diese auszuschalten, bevor man seine Wirtschaftsbasis angriff.

Der Kampf gegen die feindliche Luftwaffe versprach den stärksten Erfolg, wenn man diese im Ruhezustand auf ihren Basen zerschlug. Dies setzte den Luftüberfall auf den Gegner voraus. Daraus ergab sich für die Führung die Zweckmässigkeit einer überraschenden Kriegseröffnung. Die Niederkämpfung der feindlichen Luftwaffe musste unter geringsten Verlusten erreicht werden. Damit waren die Kräfte im zweiten Abschnitt des Luftkrieges in der Lage, mit starken Schlägen zunächst die feindliche Kriegsindustrie zu vernichten, um dann zu einem laufenden Kampf gegen die Versorgung der feindlichen Wehrmacht überzugehen.

So sollte die kriegerische Kraft des angegriffenen Gegners durch schnelle Reduzierung seines Kriegspotentials gelähmt werden, damit das eigene Heer beim Stoss in das Land des Feindes den Gegner umso leichter überwinden und die kriegsentscheidende Besetzung des Feindlandes durchführen könne. Eine unmittelbare Heeresunterstützung war in dieser Kampfphase nur mit leichten Kräften vorgesehen. Diese strategische Überlegung galt für den Krieg mit den benachbarten *Landmächten*.

Bei einem *Gegner* wie *England* lagen die Dinge nach damaliger Anschauung anders. In Erinnerung an napoleonische Erwägungen einer Okkupation oder Invasion der Britischen Inseln, lehnte man angesichts der eindeutigen Überlegenheit der britischen Flotte jeden derartigen Gedanken ab. Es war bis 1938 Allgemeinauffassung, dass die Politik einen Krieg mit England schon deshalb unter allen Umständen vermeiden müsse, weil praktisch keine Möglichkeit zu erkennen war, bei einem Konflikt mit Grossbritannien dieses mit militärischen Mitteln gefügig zu machen. Erst 1938 änderte man den Standpunkt an höchster Stelle. Danach wurde, angesichts der Schwäche der eigenen Marine, der Luftwaffe die Hauptaufgabe eines Krieges gegen England zudiktiert.

Während die Marine in den weiten Räumen der Weltmeere mit Über- und Unterwasserstreitkräften den Kampf gegen den äusseren Kreis der englischen Seeverbindungen führen sollte, fiel der Luftwaffe die Aufgabe zu, zunächst die Britischen Inseln zu blockieren, ihre Häfen lahmzulegen, die britische Tonnage soweit zu vernichten, dass die Zufuhr unter den Mindestbedarf sinken musste, und schliesslich die britische Kriegsindustrie im Mutterland zu zerschlagen. Später wurden diese Gedankengänge dahingehend ergänzt, dass man zu Beginn des Handelskrieges mit Luft- und Seestreitkräften zunächst der britischen «Home Fleet» durch die Luftwaffe so schwere Verluste zufügen müsse, dass sie gegenüber der deutschen Flotte ihr eindeutiges Übergewicht verlor. Da sie stets zur Deckung weiter Räume und langer Verbindungen mehr Kräfte benötigen würde als der Angreifer, bedurfte es keiner absoluten Überlegenheit von deutscher Seite, um England sehr unangenehme Schläge zuzufügen. Dies übersah wohl Churchill bei der Beurteilung des deutsch-englischen Flottenabkommens. Er stellte die Kräfte so gegenüber, als wenn sie sich in einer zweiten Jütlandschlacht messen sollten, rechnete aber nicht damit, dass Hitler auch die schweren Einheiten mit einem Aktionsradius von 15'000 sm *im Handelskrieg* einsetzen wollte! Schwimmende Stützpunkte in den weiten Räumen des Atlantik sollten ihrer Versorgung dienen.

Selbst die phantasievollsten deutschen Strategen rechneten nicht mit einer Invasion in England, Keine Studie, kein Kriegsspiel enthielt bis 1940 auch nur eine Andeutung dieses Gedankens, obwohl die Marine schon seit 1938 die Gewinnung von Brest einerseits und von norwegischen Stützpunkten andererseits als Basen für ihren Kreuzerkrieg für notwendig hielt und sie im Anschluss an das Kriegsspiel der Seekriegsleitung im Februar 1939 in aller Form forderte.

Es beleuchtet wieder die Tatsache der schlechten Zusammenarbeit zwischen den Wehrmachtteilen, dass an diesem Kriegsspiel kein Vertreter des Heeres teilnahm. Wäre dies der Fall gewesen, dann hätte entweder die Marineforderung als utopisch abgetan werden müssen – was der persönlichen Auffassung der Spielteilnehmer im Wesentlichen entsprochen hätte – oder das Heer hätte zu der Folgerung kommen müssen, sich auf den Fall einer Besetzung ganz Nordfrankreichs vorzubereiten. Hieraus hätte sich zwangsläufig die Überlegung einer Bedrohung der englischen Küste und mindestens des Versuches oder doch der Prüfung der Frage einer Invasion ergeben. Die obenerwähnte politische Auffassung, dass ein Krieg gegen England unter allen Umständen vermieden werden müsse, war aber so beherrschendes geistiges Allgemeingut in der höheren Führung geworden, dass niemand sich die Mühe gab, ernstlich die Chancen eines Angriffs auf die Britischen Inseln von Seiten des Heeres zu prüfen. Wäre dies anders gewesen, dann hätte man zweifellos für den Fall einer erfolgreichen Westoffensive 1940 auch die Mittel für eine Invasion in England wenigstens organisatorisch vorbereitet, selbst wenn sie technisch unvollkommen geblieben wären.

Auch der Krieg gegen *Russland* stand bis 1939 ausserhalb aller Erwägungen, wenigstens soweit es einen Angriffskrieg betraf. Vor den ungeheuren Weiten dieses mächtigsten Kontinentalreiches stand die Luftwaffe im offenen Eingeständnis ihrer Ohnmacht. Man war der Auffassung, dass im Falle eines russischen Angriffs auf das Reich die Luft-

waffe lediglich den Abwehrkampf des Heeres unterstützen könne. Die Reichweiten der deutschen Kampfverbände von 1939 genügten nicht, um auch nur eines der zahlreichen russischen Industriegebiete zu treffen. An diesem Standpunkt hatte sich auch nach den Kriegserfahrungen der Feldzüge von 1939 und 1940 nichts geändert, so dass die Luftwaffe dann beim Angriff auf die Sowjetunion 1941 lediglich die Rolle einer weittragenden Artillerie zur Unterstützung des Heeres übernahm.

Zusammenfassend ist also zu sagen, dass, mit einigen Abweichungen, das Douhetsche Prinzip anwendbar erschien gegen die Kontinentalstaaten, in erster Linie gegen Frankreich, Polen und die Tschechoslowakei, später auch gegen Grossbritannien, dass aber gegenüber Russland von einem strategischen Einsatz der Luftwaffe keine Rede sein konnte.

Von den luftstrategischen Überlegungen gelangt man zu den Problemen der operativen Durchführung. Hier trat die Abhängigkeit von der Technik, der Ausbildung, den vorhandenen Kräften und der Bodenorganisation klar in Erscheinung. Die taktische Eindringungstiefe der Flugzeuge war Ausgangspunkt aller Überlegungen. Sie war bis zum Kriegsausbruch 1939 enttäuschend gering. Als man mit einem militärischen Konflikt zwischen Deutschland und der Tschechoslowakei rechnete, sollte der erste Überfall auf die tschechischen Flugplätze aus den Friedensfliegerhorsten geflogen werden. Es stellte sich dabei heraus, dass nach den *praktisch* erfolgten Werten – die weit hinter den vom Technischen Amt bekanntgegebenen und für die höhere Führung massgeblichen zurückblieben – die in Mecklenburg, Hannover, Westfalen und Hessen liegenden Kampfverbände nicht imstande waren, ihre Ziele anzugreifen und nach dem Angriff mit Sicherheit auf die grenznahen Einsatzhäfen zurückzukehren. Wollte man also die *ganze* Kraft der Luftwaffe zum Einsatz bringen, so liess sich ein verräterischer Aufmarsch in Schlesien, Sachsen oder Süddeutschland nicht vermeiden. Andernfalls musste man bei dem ersten Luftüberfall auf die Mitwirkung von mindestens der Hälfte der deutschen Bombengeschwader verzichten.

Ähnlich lagen die Dinge bei einem Angriff auf Polen. Ein Luftangriff auf Frankreich lag ohne vorhergehenden, massierten Aufmarsch in Westdeutschland ausserhalb jeder Möglichkeit. *Gegen England fehlte bis 1938 überhaupt eine Angriffsbasis!* Diese wurde in Nordwestdeutschland erst im Laufe des Jahres 1938 und 1939 gebaut.

Vor 1939 konnte man mit schlagkräftigen Verbänden in ausreichender Zahl nicht rechnen, um im Sinne der Weverschen Lehre mit der Luftwaffe kriegsentscheidend zu wirken. In diesen Jahren sprach man von der Risiko-Luftwaffe. Damit näherte man sich wieder einer verhängnisvollen Theorie aus der Zeit des Aufbaus der kaiserlichen Flotte. Damals sollte diese Risiko-Flotte stark genug sein, um die absolute Überlegenheit der britischen Flotte in einem Kriege Deutschland-England zu gefährden. Nun sollte die Luftwaffe so stark sein, dass England das Risiko eines Luftkrieges scheuen sollte!

Allmählich aber setzte sich die These von der «kriegsentscheidenden Luftwaffe» durch, und zwar infolge der Vertiefung der Gedankengänge über einen Krieg gegen England, dem man weder mit dem Heer noch mit der Marine beikommen konnte. Es war typisch für *Göring*, in solchem Fall zu sagen: *«Dann werde ich es eben machen !»* – Ich sehe auch in *Göring* und seinem Einfluss auf Hitler den Grund dafür, dass Hitler, dem früher die Aufrechterhaltung des Friedens im Westen als eine unerschütterliche Notwendigkeit erschien, anfang, sich mit der Möglichkeit eines angriffsweisen Westkrieges zu befassen. Der Nachrichtendienst der Luftwaffe hatte 1938 begonnen, Material über England zusammenzutragen. Übersichten über die englischen Schlüsselindustrien, die Vorratslager, die Kraftversorgung, das Verkehrsnetz und die Häfen mit dem See- und Überseeverkehr ergaben, dass hier der schwache Punkt der Britischen Inseln lag. Die gepanzerte Faust der britischen Flotte konnte zwar *zur See* diese offen daliegenden, ungeschützten Adern vor jeder anderen europäischen Seemacht ausreichend schützen, gegen den Feind *in der Luft* aber gab es noch *keinen* wirkungsvollen Schutz.

Nachdem *Hitler* sich überzeugt zu haben glaubte, dass es möglich sein müsse, Grossbritannien mit Hilfe der Luftwaffe so wirkungsvoll zu blockieren – auf die taktischen Probleme der Durchführung komme ich noch – dass seine Versorgung für längere Zeit (man rechnete mit 6 Monaten) unter das Mindestniveau des Lebensbedarfes absinken müsste, *glaubte er auch das Risiko eines Krieges mit England eingehen zu können* und befahl unverzüglich den Ausbau der nord westdeutschen Angriffsbasis. Diese lag im Bereich der Luftflotte 2 und ihr Befehlshaber, General *Felmy*, erhielt den schon im I. Kapitel erwähnten Auftrag, seine Überlegungen über den Luftkrieg gegen England anzustellen und *Göring* vorzulegen.

Hatte man einmal die These von der kriegsentscheidenden Luftwaffe aufgestellt, dann musste man auch dem etwaigen Gegner ähnliche Überlegungen zutrauen. Daraus ergab sich, *neben* der Bekämpfung der feindlichen Luftwaffe als erster Hauptaufgabe der Angriffskräfte, der Schutz der eigenen Luftwaffe mit allen Mitteln durch die Verteidigungskräfte, weil der Feind natürlich auch versuchen könnte, die Luftwaffe am Boden zu überfallen und zu zerschlagen. Hieraus ergaben sich folgende weitere Schlüsse:

1. Ein auffälliger Aufmarsch der Luftwaffe musste vermieden werden.
2. Neben der *Aufmarschbasis*, ihr feindwärts vorgelagert, musste eine zweite Basis zum *Absprung* der eigenen Kräfte geschaffen werden, um deren Reichweite voll ausnützen zu können und zugleich eine Ausweiche zu gewinnen.
3. Bei den gegebenen Reichweiten war die Aufmarschbasis so weit zurückzulegen, dass der Feind sie nicht im geraden Anflug von seiner Basis erreichen konnte. Dagegen musste es möglich sein, mit der gleichen Reichweite aus der Aufmarschbasis anzugreifen und nach dem Angriff in die Plätze der Absprungbasis einzufallen. Somit musste man nach dem ersten Überraschungsangriff bis zum zweiten Angriff den Aufenthalt in der gefährdeten Absprungbasis in Kauf nehmen. Dieses Risiko war durch starken

Flakschutz der Plätze und durch Jagdschutz des ganzen Raumes zu verringern.

4. Nach dem zweiten Angriff konnten die Verbände wieder ihre Aufmarschbasis im ungefährdeten Raum erreichen, sich auffrischen und zum dritten Angriff bereitstellen. Dieser und alle weiteren waren so zu führen, dass man aus der Aufmarschbasis, die also zugleich eine *Ruhezone* war, auf die Absprungplätze vorrückte, dort auftankte und Bomben lud und dann zum Angriff startete, nach diesem aber in die Ruhezone zurückflog. Dem Risiko des Aufenthaltes in der Absprungzone begegnete man durch möglichste Abkürzung des Zeitbedarfs.

Anfänglich verlangten die Verbände für den Absprung sechs Stunden Zeit pro Kampfgruppe. Durch Bereitstellung zweier Flughafenbetriebskompanien und sonstiger Hilfskräfte (z.B. Reichsarbeitsdienst) drückte man den Bedarf auf zwei Stunden herab. Dieser wurde in Übungen und einem Manöver erprobt und schien tragbar. Auch im Kriege konnte man nicht wesentlich darunter gehen, wenn auch in Russland andere Verfahren es ermöglichten, nach einer Rekordzeit von 20 Minuten erneut zu starten. Ein weiteres Mittel gegen die Gefahr eines britischen Gegenangriffes lag darin, dass man spät abends mit letztem Büchsenlicht in der Absprungbasis einfiel und bei erstem Büchsenlicht startete.

Die damaligen Nachtangriffsverfahren versprachen gegen einen gut getarnten Feldflugplatz keinen Erfolg. Die Risiken lagen dann mehr in dem rechtzeitigen Eintreffen der Verbände vor den Abendnebeln, die ihnen sozusagen die Tür vor der Nase zuschlagen konnten, und in den technischen Schwierigkeiten der ungewohnten Nachtarbeit für das Flugzeugbedienungspersonal.

Nach mehreren Angriffen musste sich nach der Ansicht des «Grosen Generalstabes» bereits der Erfolg gegenüber der feindlichen Luftwaffe zeigen und das Risiko stufenweise abnehmen.

Die Unbekannte bei allen diesen Überlegungen, die alle Erwartungen enttäuschen konnte, war die Reichweite der britischen Bomber, über die zuverlässige Angaben natürlich nicht zu erhalten waren. Wäre sie beispielsweise gross genug gewesen, um von der britischen Basis den Angriff gegen die mittel- und süddeutschen Flugplätze zu fliegen, so wäre es sinnlos geworden, auf diese nach den Angriffen zurückzukehren und kostbaren Brennstoff zu verfliegen, wenn man sich doch nicht dem feindlichen Gegenschlag entziehen konnte. Man richtete sich auf diesen Fall dadurch ein, dass man den Ausbau der Absprungplätze verbesserte, die Liegeplätze der Staffeln weiter auseinanderzog, sie mit Splitterboxen schützte und den Flak- und Jagdschutz verstärkte. Auf die Tarnung der Plätze wurde grosser Wert gelegt, Wettbewerbe hierfür veranstaltet. Besondere Tarnoffiziere flogen die Plätze ab, um die Massnahmen zu überprüfen. Es zeigte sich dabei zweierlei:

1. Dass Phantasie und Erfindungsreichtum nicht erlernbar sind; ein Grund dafür, dass viele Fliegerhorstkommandanten in dieser Hinsicht enttäuschten;
2. dass es ein Unterschied ist, ob man einen Flugplatz gegen Tiefangriffe, gegen Angriffe aus mittleren oder grossen Höhen tarnen will.

Es gibt also keine absolute Tarnung, und Tarnung bedeutet nicht «unsichtbar» machen, sondern nur Erschwerung des Erkennens unter gewissen Bedingungen, die nicht immer zutreffen können. Es gab Plätze, die nie getarnt werden konnten. Wenn z.B. ein Platz an einem See, Fluss oder Kanal liegt, wird die Wasserfläche ihn immer verraten.

Die kompliziertesten Massnahmen, zu denen man sich entschliessen musste, um das empfindliche Kriegsinstrument der Luftwaffe zu schützen, und die absolute Überzeugung von der Wirksamkeit der ersten Angriffe, führten zu einer besonders hohen Bewertung des «Luftüberfalls» und des «Überraschungsangriffs». Man sagte sich im Kreis von Hitler, Göring und Jeschonnek: «Schlagen wir nicht selbst als erste zu, so schlägt der andere. Wir sind unsere Waffe los und der Krieg ist verloren,

ehe er begonnen hat.» – Das war reiner «Douhetismus»: *Alles absolut angenommen, nichts bedingt!* – Aber im Kriege gibt es keine *absoluten* Sicherheiten!

Felmy liess sich, bevor er seine Überlegungen anstellte, das von dem damaligen Oberst «*Beppo*» *Schmidt* in der Nachrichtenabteilung des Ministeriums zusammengestellte Material geben, darunter auch den Plan der englischen Bodenorganisation. Es zeigte sich, dass die Briten eine erstaunlich grosse Zahl von Flugplätzen in Südostengland, in den Grafschaften Norfolk, Suffolk, Essex und Kent besaßen. Waren diese Plätze aber alle für Bomber geeignet? Schwerlich! – *Schmidt* behauptete, Genaueres zu wissen. Er hatte Lichtbilder, die über England durch besondere Staffeln erflogen worden waren; er hatte auch Nachrichten von hoch bezahlten V-Leuten (Agenten), und auf einigen Plätzen war ganz offiziell der deutsche Luftattaché, General *Wenninger* (f), gewesen. Wenn man aber das Schmidtsche Material für richtig ansah und die Stärke der eigenen Kräfte, ihr Können, ihre Bomben, ihre Reichweiten berücksichtigte, dann war es jedenfalls unmöglich, mit einem «Schlag» die britischen Bomberverbände auszuschalten.

Auf der Akademie und den Waffenschulen der Bomber wurde damals die Theorie gelehrt, dass es zur «Zerstörung» eines Flugplatzes einer Gruppe bedurfte. Man nahm eine Fläche von 1'000x1'000 an, setzte drei Staffeln diagonal und quer zum Platz an, liess jede pro Flugzeug, kettenweise in Kolonne, eine Reihe von 20 Bomben von 50 kg werfen, die jede einen Sprengtrichter von 1,5 m Tiefe und 3 m Breite aushoben, und erzielte dadurch mehrere Alleen von Bombentrichtern, die eine Benutzung des Rollfeldes – wenigstens für einige Zeit – unmöglich machten. Wollte man ausserdem die Unterkünfte der Besatzungen, die Hallen, Werkstätten und die Liegeplätze der Flugzeuge angreifen, so brauchte man je nach Grösse des Areals – nach Ansicht jener Theoretiker – eine bis zwei weitere Gruppen von je 27 Flugzeugen, d.h. also insgesamt ein Geschwader, wie die Luftwaffe 1936 praktisch keines, 1938 neun, 1939

zwölf besass! – Nun hatten leider die Friedenserfahrungen gezeigt, dass die Bombenwurfergebnisse schlecht waren. Das Lehrgeschwader mit seinen besonders hochwertigen Besatzungen erzielte 1938 im Hochangriff aus 4'000 m 1-2% Treffer, im Tiefangriff 12-25% gegen Zielflächen von 50-100 m. Dagegen erzielten die leichten Bomber, die «Stuka», 35% Treffer in einem Zielkreis von 50 m Radius. Die Ju 88, der schwere Sturzbomber, war 1938 noch in der Entwicklung. 1939 sagte man ihr 10% Treffer in den 50 m-Kreis nach! Bei diesen Werten war zu berücksichtigen, dass sie ohne Störung durch Abwehrfeuer von besten Piloten erzielt wurden. In der Truppe waren die Wurfergebnisse schlechter. Im Herbst 1937 warf das Kampfgeschwader (K. G.) Hindenburg bei einer grossen Übung im Einzelwurf auf seinem gewohnten Bombenübungsplatz aus 1'000-1'500 m Höhe. Dabei kamen Fehlwürfe von über 1'000 m vor!

Felmy waren alle diese Umstände bekannt. Er konnte also unmöglich damit rechnen, dass es ihm gelingen würde, alle britischen Flugplätze auch nur innerhalb seiner Reichweite schlagartig ausser Gefecht zu setzen. Er musste die feindliche Abwehr berücksichtigen. Eigene Jäger konnten die Kampfverbände nicht begleiten; sie hatten zu geringe Reichweiten. *Die Bomber waren also ohne Schutz den Angriffen der britischen Jäger preisgegeben*^x. Ihre Abwehrbewaffnung war schwach – eine Mitschuld *Jeschonneks*, der auf diese wenig Wert gelegt hatte, weil er mit utopischen Geschwindigkeiten rechnete, die von den Konstrukteuren zwar errechnet, aber bei der Truppe nie erflogen wurden. *Felmy* musste mit Verlusten rechnen; die Kraft seiner Luftarmada würde sich rasch verbrauchen. Dazu kamen schwere Sorgen bezüglich des ungelösten Problems der Navigation. Die Luftwaffe hatte auf dem Lande fliegen gelernt – nun sollte sie über See eingesetzt werden! *Göring* verbot das Fliegen über der freien Nordsee. Die Engländer sollten nicht aufmerk-

¹ *Kesselring* bezeichnete noch im März 1937 den Einsatz von Jägern als Begleitschutz für Bomber als «Mord».

sam gemacht werden! In der Ostsee und im engen Dreieck zwischen Helgoland und der Elbemündung konnte man aber nicht navigieren lernen, weil man spätestens alle 10 Minuten neue Landmarken sah. Es bestand starke Abneigung gegen das Fliegen über See. Die Truppe war nicht daran gewöhnt. Die Unzuverlässigkeit der Motore ängstigte sie. Der Seenotdienst war unzulänglich und nur für Flugboote einigermaßen brauchbar organisiert.

Felmy nahm sich seine besten Navigationsexperten an Bord und flog mit Funknavigation von Ostfriesland nach der *Humbermündung*. Es herrschte gutes Wetter, man sah auf 50 sm. Trotzdem kam man nicht nach *Spunhead*, sondern 50 km südlich davon an die Küste. Beim zweiten Versuch war der Fehler noch grösser, und man verwechselte die Humbermündung mit der Wash. – *Felmy* schloss nicht mit Unrecht aus diesen Erfahrungen, dass es noch eines langen, harten Trainings der Luftwaffe bedurfte, bis sie für eine so grosse Aufgabe reif war. Ursprünglich wollte man ihm für den Englandkrieg 3-5 Geschwader geben. Später erhöhte man diese Zahlen auf 6-9. Aber damit, das sah *Felmy* ein, war ein Kampf gegen England genau so wirkungsvoll wie ein Luftgewehr gegen Büffel oder Elefanten.

So sagte sich *Felmy* denn, dass der Kampf gegen die RAF langwierig und hart werden würde, und dass nicht abzusehen war, ob er je dazu kommen würde, die britischen Häfen zu «zermalmen», wie es von ihm gefordert wurde. Ich komme im Kapitel über den Englandkrieg hierauf zurück.

Im Jahre 1936 brach der spanische Bürgerkrieg aus. Eine neue Zeit der Tarnung brach für die Luftwaffe an. Unter äusserster Geheimhaltung, die in Deutschland bis in die Stäbe der Luftwaffe hinein fast hundertprozentig funktionierte, wurden auf *Hitlers* Befehl von *Göring* Verbände für Spanien zusammengestellt, die auf der Seite des «nationalen» gegen das «kommunistische» Spanien kämpfen sollten. Ohne Angabe von Gründen zog man aus der Truppe die besten Offiziere, Unteroffi-

ziere und Mannschaften heraus. Sie mussten sich in *Berlin* bei der Verbindungsstelle des Generals *Wilberg* melden. Dort bekamen sie einen Ausweis über ihre Entlassung aus der deutschen Wehrmacht, erhielten Verhaltensmassregeln – sie durften weder irgendwelchen Briefverkehr führen, noch Frau oder Eltern über ihr Kommando unterrichten, noch nach der Rückkehr über Spanien sprechen – und wurden dann ohne Angabe des Zieles nach der Iberischen Halbinsel verfrachtet. Dort wurden sie eingekleidet und ausgerüstet, in der «*Freiwilligenlegion Condor*» zu Verbänden zusammengestellt und alsbald eingesetzt. Der Beginn des Unternehmens mutet noch an wie eine spontane Hilfeleistung, die der politischen Sympathie – wenn es so etwas geben sollte – zur nationalistischen Revolte Francos und der natürlichen – oder auch unnatürlichen – Gegnerschaft des Nazismus zum Kommunismus entsprach. Allmählich aber machte *Göring* aus dem ganzen Luftwaffeneinsatz ein grosszügig organisiertes Erprobungs- und Versuchsunternehmen der Luftwaffe! – Alle taktischen Erfahrungen, an denen ihm gelegen war, konnten in diesem trübseligsten aller Revolutionskriege gesammelt werden, und in *Richthofen*, der erst als Chef, später als Befehlshaber in einer rasanten Karriere an die Spitze der Legion gestellt, diese Versuchsaktion leitete, hatte er einen kongenialen Experten für Vernichtungstaktik gefunden, der das Unterrichtsmaterial für die Ausbildung in Deutschland lieferte. Der Irrtum, der bei der Übertragung der Spanienerfahrungen auf Europa unterlief, beruhte darauf, dass man

1. in Spanien ein Elitekorps gegen einen weit unterlegenen Gegner kämpfen liess, dass
2. bei den meisten Kämpfen nur kurze Entfernungen zu fliegen waren, dass
3. grossräumige Führungsprobleme nicht auftraten und dass
4. auch nur eine verhältnismässig kleine, leicht zu versorgende Truppe vorhanden war, der unbegrenzt alle Hilfsmittel der Heimat – wenn auch auf umständlichen Wegen – zur Verfügung gestellt werden konnten.

Es entspricht der Geistesverfassung der deutschen höchsten politischen und militärischen Führung jener Zeit, dass sie nur die positiven und «erfreulichen» Erfahrungen des spanischen Versuchsfeldes auswerten liess und anerkannte, während ihr doch gerade die Misserfolge bei der Bekämpfung der Häfen und der Schifffahrt hätten sagen können, eine wie schwere Aufgabe ein Kampf der Luftwaffe sein würde, und welcher enormen Kräfte und Anstrengungen es noch bedürfen würde, um einem Gegner wie Grossbritannien gewachsen zu sein. Gerade nach den Spanierenerfahrungen bestand kein Grund zu der Annahme, dass die Luftwaffe in der Lage sein würde, England so kriegsmüde zu machen, dass ihm ein Hitlersches Friedensdiktat aufgezwungen werden könne. Aber *Hitler* und *Göring* sahen die Dinge anders. *Jeschonnek* und *Richthofen* festigten sie in ihrer Meinung, und die Folge war, dass man «auf dem als richtig erkannten Wege» weiterschritt. *Das Schicksal wollte, dass es der Weg in den Untergang wurde.*

Die Lehre *Wevers* sah den Angriff im geschlossenen Verband als Regel an, normalerweise im Hochangriff, in Ausnahmefällen im Tiefangriff. Unter dem «geschlossenen Verband» verstand man die *Gruppe* als Kampfeinheit. Sie war 27 Flugzeuge stark. Zu jener Zeit bedeutete das eine Bombenladung von 1'000-1'500 kg pro Flugzeug oder 27 bis 40 t pro Gruppe. Die gebräuchlichsten Bomben waren die 50 kg-SC (Sprengbomben) und die 250 kg-SC. Die Bombe zur Bekämpfung beweglicher Ziele war die 10 kg-Splitterbombe. Erst im Kriege erhöhte man das Gewicht der Sprengbomben auf 500, 1'000, 1'400 und 1'800 kg; schliesslich wurde noch eine 2'600 kg-Sprengbombe mit Trialen konstruiert; aber auch bis zum Schluss blieben Bomben unter 1'000 kg die übliche Abwurfwaffe. Ihre Wirkung wurde durch Verbesserung der Zünder und durch brisantere Sprengstoffe erhöht. Angriffe geschlossener Geschwader oder gar von noch stärkeren Verbänden wurden im Frieden, im Hinblick auf die Flakabwehr, nicht für taktisch zweckmässig gehalten. Man erstrebte den konzentrischen Angriff mehrerer Gruppen bei

Zielen mit kleinen Flächen und den rollenden Angriff mit Gruppenabständen von zwei Minuten bei grossflächigen Zielen. Die Kollisionsgefahr wurde sehr hoch eingeschätzt. Treffpunktaufgaben «über dem Ziel» waren ein beliebtes Übungsmittel zwecks Erziehung zu genauer Navigation. Leider wurde dabei viel gemogelt, da unter friedlichen Verhältnissen jeder seine Geschwindigkeit und seinen Aufenthalt «über dem Feind» nach Gefallen regeln konnte, während im Ernstfall jeder die Zeit im Bereich der feindlichen Jagd- und Flakabwehr abzukürzen trachtete.

Eine Zeitlang hatte der Tiefangriff viele Anhänger. Die Spanienerfahrungen bewiesen aber, dass dabei nicht unbeträchtliche Verluste in Kauf genommen werden müssen. Nur in abwehrarmen Räumen und gegen einen demoralisierten Gegner lassen sich Tiefangriffe rechtfertigen; schliesslich auch in solchen einmaligen, entscheidenden Lagen, wo der Angriffszweck nicht anders zu erreichen ist und Verluste in Kauf genommen werden müssen. Einwandfrei waren Angriffshöhen von wenigen hundert Metern als «Selbstmörderhöhen» erkannt worden. Trotzdem wurden sie immer wieder an Stelle echter Tiefangriffe geflogen. Der Grund lag darin, dass man in Höhen unter 50 m nur sehr schwer orientieren kann. Dazu kommt die Kollisionsgefahr und schliesslich die Aussicht, so überraschend auf das Ziel zu stossen, dass die Bomben zu spät und zu weit fallen, oder dass ein zweiter Anflug nötig ist, bei dem die Überraschung fehlt und der damit umso verlustreicher verläuft.

Im Englandkrieg bildete sich später die Taktik der Einzel-Zerstörangriffe aus. Sie basierte auf der Tatsache, dass geschlossene Verbandsangriffe ohne Jagdschutz nicht geflogen werden konnten und Nachtangriffe auf Punktziele mit den damaligen Verfahren ohne Radioführung aussichtslos waren. Darauf wurden auf Ziele ausserhalb der Jägerreichweite Zerstörerbesatzungen eingesetzt, die sich im Einzelflug, unter Ausnutzung schlechter Wetterlagen, an ihr Ziel heranpirschen und es «zerstören» sollten. Der erste Teil der Aufgabe, das Ziel zu finden, war schwer.

Scheinanlagen täuschten, schlechtes Wetter erschwerte nicht nur dem Feind die Abwehr, sondern zugleich dem Angreifer die Orientierung. Viele Flüge wurden vor dem Hauptziel abgebrochen, die Bomben auf wenig lohnende Ausweichziele geworfen. Vor allem aber war dieses Angriffsverfahren für den Kriegsverlauf bedeutungslos, weil die von einer Besatzung mitgeführte Bombenmenge – man liess gegen ein Ziel aus der lächerlichen Sorge vor Kollision stets nur ein Flugzeug fliegen – niemals ausreichte, um eines der Ziele – oft ausgedehnte Industrieanlagen, Brennstofflager, Hafengebäude oder dergleichen – zu «zerstören». Selbst wenn die vier Bomben einer Ju 88 trafen, war ein derartiges Ziel nicht zerstört, sondern günstigsten Falles gestört. Meist war sicher die Belegschaft nur vorübergehend «verstört». Mit solchen Mitteln wollte man nun das Britische Empire klein kriegen! – Es war so absurd, dass sich in der Truppe, die durch hohe Auszeichnungen und sonstige Belohnungen für diese Taktik begeistert werden sollte, allmählich eine tiefe Unzufriedenheit ausbreitete, so dass man wieder von dieser Angriffstaktik abkam. Ausserdem bestand begründeter Verdacht, dass viele der Alleingänger falsche Meldungen abgaben. Andererseits wurde die geforderte «Bildkontrolle» auch nicht den Besatzungen gerecht. Oft konnten die Luftbilder wegen der Wetterlage erst nach Tagen oder Wochen geflogen werden, wenn die Spuren etwaiger Treffer längst beseitigt waren.

So blieb schliesslich noch der Nachtangriff als letzter Ausweg, für den man durch die «Blindflugschulung» die deutschen Besatzungen gut ausgebildet zu haben glaubte. Es erwies sich aber als unterschiedlich, ob man mit allen Hilfsmitteln der Funknavigation einen eigenen Flugplatz ansteuert, oder bei Nacht in fremdem Land ein Ziel finden soll, das sich zu verbergen bemüht. Die Friedenserfahrungen bei Übungen waren schon kaum ermutigend. Nur wenig Anhänger fand die Idee des Generalobersten *Keller*, regelrechte Nachtangriffsgeschwader gegen England aufzustellen und zu formieren. Es kann sein, dass diese Taktik für Grossbritannien vorübergehend sehr unangenehm geworden wäre. Aber es ist

nicht anzunehmen, dass mit den Mitteln von 1938 bis 1940 auf diese Weise eine Kriegsentscheidung herbeizuführen gewesen wäre. Nein – auch die Spaniererfahrungen verliehen der deutschen Luftwaffe nicht ein solches Übergewicht über die Luftstreitkräfte der anderen europäischen Mächte, dass sie in dem Umfange, wie *Hitler* meinte, als Stütze seiner Machtpolitik hätte dienen können.

Die Übungen und Manöver der Luftwaffe von 1935–1938 lagen alle in der Linie der allgemeinen Defensive und des Krieges mit einer Landmacht. 1939 stand ganz im Zeichen der Vorbereitung eines Kampfes mit England. So das letzte Kriegsspiel der Seekriegsleitung in Oberhof, mit dem die Marine ihre strategischen Forderungen begründen wollte, die in der Eroberung Nordfrankreichs und der Bretagne und der Gewinnung von Stützpunkten in Norwegen gipfelten. So die grosse Planübung der Luftflotte 2, in der die organisatorischen und versorgungsmässigen Bedürfnisse für den Krieg gegen die Inseln und ein Verfahren zur Abdrosselung des britischen Versorgungsverkehrs ermittelt werden sollten. So schliesslich das Manöver der Luftflotte 2 im August 1939, bei dem die Bodenorganisation in Ostfriesland auf ihre Eignung als Absprungraum gegen England überprüft wurde.

Ein Jahr vorher hatte sich General *Felmy* mit ernsten Worten in einer detaillierten Begründung gegen den Luftkrieg mit England ausgesprochen und auf die Schwäche der Luftwaffe, die starken Kräfte des Empire hingewiesen, ferner darauf, dass Deutschland diesem nicht mehr als Nadelstiche zufügen könne. Die Kraft der Luftwaffe war in den zwölf Monaten seit der Vorlage der Denkschrift nicht wesentlich gewachsen. Die Denkschrift hatte ohnehin mit einer Weiterentwicklung gerechnet. *Hitler* meinte anders. *Göring* machte ihm Mut, auch England zu trotzen. Sein Trumpf – die Ju 88 – sollte als schwerer Sturzbomber die britische Flotte von der See wegfegen, ihr *Scapa* zur Hölle machen. Jedenfalls wagte *Hitler* daraufhin, das *Risiko eines britischen Ultimatums* einzugehen.

«Sie werden demonstrieren, sie werden protestieren, sie werden paktieren – *aber marschieren werden sie nicht!* Und die Franzosen? – Nun, meine Herren, man vergräbt sich nicht in einer Maginotlinie zwölf Jahre lang, um eines Tages gegen den deutschen Westwall anzurennen!»

So verkündete Hitler wenige Tage vor Kriegsausbruch, als er den Befehlshabern und ihren Chefs seinen Entschluss kund tat, über Polen herzufallen, um es zu vernichten. Er glaubte, dass er den stärkeren Trumpf in der Hand hielt, die Luftwaffe, und *er glaubte, dass er nicht nur stark genug sei, um zu bluffen, sondern um zu stechen!*

VII

TRUPPE UND TECHNIK

Wir haben uns in den vorhergehenden Kapiteln vorwiegend mit der Führung und den Führenden befasst. Wie sah es nun mit den Geführten, mit der Truppe aus? In welcher Abhängigkeit befand sich die Führung von ihr und von der Technik?

Die Fliegertruppe bestand aus Freiwilligen. In der soldatenarmen Zeit von 1918–1933 hatte sich die deutsche Jugend von dem Geist des «preussischen Militarismus» – ich möchte ihn lieber das «preussische Kommisswesen» nennen – befreit. Nur ein kleiner Teil der jungen Jahrgänge war bis dahin in die nationalsozialistischen Verbände eingetreten. Diese – SA und Hitlerjugend vornehmlich – standen der Luftsportbewegung fern und hinderten ihre Mitglieder sogar daran, sich ihr anzuschließen. Dagegen hatte der «Sport» seine Hochkonjunktur. Er lockerte die Jugend geistig und in ihrer Haltung auf. So war es auch im Segelflugsport. Diese langhaarigen Burschen auf der Wasserkuppe \ die Hände tief in den Taschen der flatternden «Knickerbocker», waren weit davon entfernt, militärische Haltung oder militärischen Ehrgeiz zu zeigen. Als ihnen Göring 1934 versprach, dass sie Motoren bekommen sollten, traten sie in Scharen in den Luftsportverband ein, vergnügt und begeistert, weil sich ihre fliegerische Sehnsucht erfüllte. Sie erkannten kaum den Sinn und das Wesen der «Tarnung». Sportlicher Geist erfüllte

¹ Zentrum des deutschen und internationalen Segelflugsportes in der Rhön, von der aus zahlreiche Weltrekorde geflogen wurden.

sie – sie wollten Flieger sein – nichts weiter! Ihr Ideal war, später als gutbezahlte Flugkapitäne bei der «Hansa» zu fliegen oder Industrieflieger oder Fluglehrer an einer der zahlreichen Sportfliegerschulen zu werden, die allorts neu entstanden. Sie bildeten dann den Stamm des ersten Pilotenkorps der Luftwaffe.

Die Flieger der Reichswehr, eine Handvoll Soldaten, in Russland nach militärischen Gesichtspunkten geschult, wurden eines Tages die Vorgesetzten jener langhaarigen und unmilitärischen jungen Leute und gaben sich verzweifelt Mühe, aus ihnen Soldaten zu machen. Das war nicht leicht! Im Frieden behält alle Fliegerei ein sportliches Gesicht. Man kann einen Piloten in die Uniform stecken und ihm einen militärischen Rang geben; wenn er nicht von Haus aus Soldat ist, dann wird er sich auch noch als Stabsoffizier in erster Linie als Sportsmann fühlen. Diese Generation der «Unmilitärischen» bestimmte den Charakter des Pilotenkorps.

Anders war es mit den Soldaten und Polizisten, die nach mehrjähriger Dienstzeit als Flieger ausgebildet wurden. Auch sie kamen freiwillig, teils aus Passion, teils weil ihnen die neue Laufbahn vorteilhaft erschien. Sie brachten «Kommissgeist» in die Luftwaffe. Die militärische Ordnung ihrer Staffeln war sicher meist besser als die jener andern, aber sie flogen schlechter und im Kriege weniger erfolgreich.

Einen vorzüglichen Stamm erhielt das technische Personal. *Student*, zuletzt als Generaloberst Oberbefehlshaber der Fallschirmarmee, ein fleissiger Systematiker, stellte das Technische Korps auf und organisierte die Technischen Schulen.

Weltanschauliche und politische Spannungen fehlten auch unter der Mannschaft nicht, traten aber nicht besonders hervor. Sie zerrissen die kameradschaftliche Gemeinschaft nicht wie im Offizierskorps. Der einfache Mann ist unkomplizierter als der Offizier. Sein Tag ist von praktischen Dingen angefüllt, die ihn geistig und körperlich voll beanspruchen. Er grübelt nicht; er will geführt sein. Imponiert ihm sein Vorgesetzter

durch Können, Haltung und Wissen, dann folgt er ihm gern, tut sein Bestes und entwickelt alle guten Eigenschaften, die in ihm sind. Ein paar Dutzend Männer dieser Art, und man hat eine gute Staffel, Kompanie oder Batterie. Ist an der Truppe etwas auszusetzen, dann wird das dem nächsthöheren Vorgesetzten nicht entgehen. Er wird schnell den Grund erkennen, ihn nicht bei der Mannschaft suchen, sondern den ungeeigneten Führer entfernen und durch einen bessern ersetzen. Dann wird sich die Truppe sehr schnell bessern.

An der Zahl der Menschen und an ihrer Qualität fehlte es in der jungen Luftwaffe nicht. Ihr Ersatz war weit besser als der des Heeres. Nicht nur das! – Der Durchschnitt der Mannschaft war zu jeder Zeit besser als der des Offizierskorps. Die fähigsten Offiziere waren in den Führerstellen und in den fliegenden Besatzungen der Truppe oder im Generalstab. In den Ämtern des Ministeriums und in den Stäben sammelten sich die Herden der Durchschnittlichen.

Bis zum Februar 1935 war die Truppe zahlenmässig schwach, da sich ungefähr 90% noch in der Ausbildung auf den verschiedenen Schulen befanden. Wenn Deutschland zu jener Zeit mobilisiert hätte, dann würde ein Jagdgeschwader, ein Kampfgeschwader (Bomber) nebst zwei Behelfskampfgeschwadern, dazu ein Dutzend Aufklärer-Staffeln alles gewesen sein, was aufgeboten werden konnte. Es hätte längerer Zeit bedurft, diese Verbände an den Feind zu bringen, weil die Masse der Flugzeuge nicht «aufgerüstet», d.h. nicht mit den für Kriegszwecke nötigen Einbauten an Waffen und Bombenwurfgeräten versehen war.

Der Ausbildungsstand war zu jener Zeit uneinheitlich. Bei Tage waren die Leistungen der Flugzeugführer gut. Im Nachtflug fehlte es an Übung und Erfahrung. Der Blindflug, d.h. der Flug ohne Erdsicht nach Instrumenten, wurde erst von wenigen Piloten einwandfrei beherrscht; seine Ausbildungsmethode stand noch in der Entwicklung. Die Blindflugschulen waren zu klein; in der Truppe fehlte dieser Ausbildungszweig völlig. Die Übungsmöglichkeiten waren angesichts des Mangels an Flugzeugen dürftig.

Die Jagdfliegerausbildung war auf der Höhe. Bei den Kampffliegern mangelte es bei Beobachtern und Funkern an Praxis. Ihre theoretischen Kenntnisse waren gut, oft sehr gut; aber im fliegerischen Einsatz versagten die flugungewohnten Leute. Es ist ein Unterschied, ob man Navigationsaufgaben im Lehrsaal löst, ob man Funksprüche auf der Erde absetzt, oder ob man mit vereister Maschine bei Nacht, in Gewittern, bei elektrischen Störungen, knapp an Brennstoff über schwierigem Gelände in der Luft ist und vergeblich einen einsatzklaren Nachtflughafen sucht.

Die Beherrschung des Bombenwurfs entsprach nicht den Kriegsbedürfnissen. Es fehlte an Übungsplätzen, auf denen man ohne Gefährdung der Zivilbevölkerung aus Höhen über 1'000 m werfen konnte. In kriegsmässigen Höhen wurde wenig geflogen. Von den Jägern abgesehen, spielten sich die Übungen meist in Höhen zwischen 2'000 und 4'000 m ab, in denen man im Ernstfall nicht nur den schweren, sondern auch den mittleren und leichten Flugabwehrwaffen ausgesetzt gewesen wäre.

Die Übungen im Schiessen aus der Luft erfolgten nicht unter kriegsmässigen Bedingungen, von der fehlenden Abwehr der beschossenen Ziele ganz zu schweigen. Man ging auf Scheinerfolge aus. Es war falsch, im Frieden die Trefferergebnisse zu hoch zu bewerten. Dadurch wurden die Leute verleitet, die Übungen zu frisieren. Es konnte z.B. dergestalt geschehen, dass man beim Schiessen auf die Schleppsackscheibe auf so nahe Entfernungen heranging, dass ohne Schwierigkeiten 80 bis 90% Treffer erzielt werden konnten. Das Abwehrfeuer der Bomberbesatzungen musste aber im Ernstfall so früh einsetzen, dass der Jäger im Angriff *vor* der günstigsten Entfernung für seine Feueröffnung mindestens gestört wurde. Die Normalentfernung für das Schiessen mit den Abwehrwaffen lag deshalb bei 300 m. Auf diese Entfernung einen Schleppsack zu treffen war schwierig; mehr als 10% Treffer waren auch bei guten Schützen nicht zu erwarten. Es wäre wertvoller gewesen, viele Übungen auf eine Entfernung von 300 m schiessen zu lassen, als sich über den

leicht errungenen Erfolg mit einem Feuerstoss auf 35-50 m zu freuen. Die höheren Vorgesetzten, selbst fliegerisch unerfahren, vor allem aber mit dem Gebrauch der Angriffs- und Abwehrwaffen persönlich nicht vertraut, erkannten die Schwächen der Ausbildung nicht. Bei Besichtigungen waren sie leicht durch die verschiedensten Tricks der Staffelkapitäne und Gruppenkommandeure zu täuschen.

Ein weiterer grosser Fehler lag darin, dass die Gruppenkommandeure zugleich Kommandanten ihrer Fliegerhorste waren. Damit hatten sie neben der Verantwortung für ihre Gruppe die für eine zweite Truppe von oft mehr als 2'000 Köpfen, ferner für ausgedehnte bauliche Anlagen und technische Einrichtungen, für die wirtschaftlichen Probleme des Fliegerhorstes, für die Verwaltung der grossen Vorräte an Bekleidung, Verpflegung, Waffen, Munition, Kraftfahrzeugen, Nachrichten- und sonstigem technischem Gerät. Aber nicht genug damit. Sie waren auch noch mitverantwortlich für den Ausbau der meist unfertigen Anlagen und der Übungsanlagen der Verbände sowie ihrer Ausweich- und Arbeitsplätze. Nebenbei fungierten sie als Standortälteste der Luftwaffe. All dies ergab eine starke Beanspruchung und bei dem vielfach unzulänglichen Hilfspersonal eine hohe persönliche Verantwortung. Unter dieser Belastung litt die eigene fliegerische Tätigkeit der Gruppenkommandeure, die Leitung und Beaufsichtigung der Ausbildung, die sie völlig den Staffelkapitänen überlassen mussten. In der taktischen Ausbildung bildeten sich unklare Begriffe und Vorstellungen.

Jeder machte sich seine eigenen Gedanken über Taktik und Führung. Wechselten die Vorgesetzten, dann wechselten auch alle Methoden der Führung und Ausbildung. Jeder Kommandeur bildete nach eigenem Geschmack seinen Schwerpunkt. Der eine bevorzugte den Blindflug, der andere die Nachtflierei, ein dritter den Tiefflug; jener spezialisierte sich auf das Schiessen, dieser auf den Bombenwurf.

Das Herz der Luftwaffe war nicht stark genug, um immer wieder frisches Blut in die vielen tausend verzweigten Adern zu pumpen. Rück-

stände bildeten sich, Verkalkung machte sich bemerkbar und äusserte sich in einer Neigung zum Schematismus. Oberflächlichkeit, Mangel an Gründlichkeit im Durchdenken taktischer Aufgaben, ein Sichbegnügen mit der äusseren Erledigung von Übungen und Aufträgen waren die Merkmale einer Verflachung des Könnens.

So wurde die Luftwaffe zwar zahlenmässig immer stärker, sie bot äusserlich ein gutes Bild, ihre Passion für den Dienst war anerkennenswert, der Geist ihrer Mannschaft erfreulich. Jedoch war sie vergleichbar mit einem unordentlich gebauten Haus, bei dessen Bau verschiedene, schlechtzusammenpassende Steinsorten und Ziegel verwendet wurden, dessen Statik fehlerhaft und dessen Dach nicht dicht war. Mit Gips und Mörtel war eine flotte Fassade angebracht und diese war schön gestrichen. So fielen dem oberflächlichen Betrachter die Mängel nicht auf – nur die Bewohner merkten, dass das Gebälk nicht in Ordnung war. Aber das Schlimmste: Der Baugrund war nicht fest! – Was vermag die beste Fliegertruppe, wenn ihr Instrument, wenn das technische Gerät, die Flugzeuge, die Motoren, die Waffen und all das unzählige technische Zubehör nicht kriegsbrauchbar ist?

Als Hitler die Wiederherstellung der deutschen Wehrhoheit verkündete und die Welt vor die vollendete Tatsache der Schaffung seiner Luftwaffe stellte, machte diese die erste krisenmässige Belastung durch. Zu dieser Zeit entsprach sie in ihrer Stärke und Schlagkraft – wenn man von der reinen Menschen- und Flugzeugzahl absieht und nach Prüfung ihrer inneren Struktur den effektiven Kampfwert bemisst – nicht derjenigen der kleinsten europäischen Staaten. Gewiss besass sie bereits ihr eigenes Kriegspotential und hätte wahrscheinlich bei einem Waffengang Deutschlands mit den Weststaaten, falls diese nicht eine sehr rasche Okkupation des Reiches durchführten, im Laufe einiger Wochen eine beträchtliche nominelle Vermehrung an Verbänden und Einheiten erfahren. Ein kriegsentscheidendes Machtmittel konnte sie schlechterdings damals nicht werden, zumal nicht unter kriegsmässiger Belastung der Industrie,

d.h. bei Rohstoffmangel, raschem Verbrauch von Materialreserven, Entzug von Arbeitskräften usw.

Das Jahr 1935 verstrich unter ständigem Aufblähen der gesamten Organisation, die durch diesen personell-inflationistischen Prozess und die Überfüllung mit allseits ungeübten und unerfahrenen Menschen immer schwerfälliger und als Kriegsinstrument immer stumpfer wurde. Als im Frühjahr 1936 die Rheinlandbesetzung die zweite Krisis hervorrief, war man eben noch im Begriff, Hunderten von reaktivierten Offizieren zunächst eine neue militärische Grundausbildung zu geben, um sie dann in besonderen Lehrgängen als Verbandsführer zu schulen, weil man nicht imstande war, die Kommandeurstellen in der Truppe auf andere Weise zu besetzen. Diese Tatsache beleuchtet die personellen Schwierigkeiten zu einem Zeitpunkt, als Hitler mit der Möglichkeit rechnen musste, durch militärische Sanktionen im Westen in einen Krieg verwickelt zu werden. Auch zu dieser Zeit konnte er unmöglich in seiner Luftwaffe, ungeachtet ihrer inzwischen angewachsenen zahlenmässigen Stärke, ein kriegsbrauchbares Instrument sehen. Dazu kam, dass zu dieser Zeit die Luftwaffe durch Wevers Tod ihren führenden Kopf verlor.

Die Schwäche der Luftwaffe war, wie gesagt, zu jener Zeit nicht allein durch die mit dem schnellen Aufbau verknüpften personellen und ausbildungsmässigen Schwierigkeiten begründet. Auf technischem Gebiet sah es zur gleichen Zeit nicht besser aus. Als die Fliegertruppe wieder erstand, lief bereits seit Jahren die Entwicklung mehrerer neuer Flugzeugtypen für alle Waffenzweige. Die ersten Jagdflugzeuge waren noch Doppeldecker (Arado 65, später Heinkel 51 und Arado 68). Sie entsprachen noch am ehesten den damaligen ausländischen Mustern nach Leistung und Bewaffnung. Die Kampfverbände waren bis zum Frühjahr 1937 zum Teil noch mit der alten Junkers Ju 52, einem umgebauten Verkehrsflugzeug, ausgerüstet. Diese Maschine, vorzüglich im Luftverkehr und als Transportflugzeug bewährt, verlor einen Teil ihrer Geschwindig-

keit und ihrer guten Flugeigenschaften durch die Anbringung eines Beobachterstandes und den Einbau der Abwehrbewaffnung. Die Verteidigungsmöglichkeit nach vorn war infolge der Motorenanordnung gleich null. Das Flugzeug hatte ungeschützte Tanks und geriet bei Beschuss meist in Brand. Schon in Spanien stellte sich heraus, dass es für Frontzwecke ungeeignet war. An seine Stelle sollte das Dornierflugzeug Do XI treten, in einer späteren Serie die Do XIII, die man dann in Do XXIII umbenannte. Es ergab sich sehr bald bei den ersten Truppenversuchen, dass die Do XI bei Nacht und im Blindflug nicht zu fliegen war. Sie hatte eine peinliche Neigung zum Flügelbruch und zum Trudeln. Man versuchte dem Konstruktionsfehler, der offenbar vorlag, durch Kürzung der Flächen und Abrundung der Flügelenden zu begegnen, doch musste man schliesslich ganz auf den Nachteinsatz verzichten und so weitgehende Beschränkungen im Kurvenflug auferlegen, dass jede Frontverwendung damit ausgeschlossen war.

Die Do XXIII, ein gemütlicher alter Schlitten, solange die Motoren liefen (was sie leider nicht immer taten I), machte einen würdevollen und gesetzten Eindruck, zeigte sich aber als Kampfflugzeug, wegen ihrer minimalen Wendigkeit und noch minimaleren Geschwindigkeit bei völlig unzulänglicher Bombenlast, gleichfalls unbrauchbar. Sie wurde teils als Museumsstück, teils als Schulflugzeug und Abschreckungsmittel für taendurstige Piloten eingesetzt.

Im Laufe des Jahres 1937 verbesserte sich der Flugzeugbestand durch die allmähliche Einführung der ersten Typen des Dornierflugzeuges Do 17 und der Junkersmaschine Ju 86.

Hier ist etwas Grundsätzliches einzuschalten. Bevor das «Versuchsfeld» der deutschen Luftwaffe in Spanien eröffnet wurde, hatte man zunächst eine Versuchsgruppe in Greifswald aufgestellt, die sich allmählich zu einem Geschwader und später zu einer Division ausbaute. Dieses Unternehmen hatte die Aufgabe, alle neueren Typen von Flugzeugen und Waffen im Truppenversuch zu erproben und gleichzeitig die prakti-

sche Anwendbarkeit der auf theoretischen Überlegungen und Hypothesen hissenden Ausbildungsvorschriften zu überprüfen. Da das Geschwader gleichzeitig in kurzen Lehrgängen die unerfahrenen und unbeholfenen Führer der Fliegerverbände ausbilden, üben und belehren sollte, erhielt es die Bezeichnung «Lehrgeschwader», ein Name, der in der Kriegsgeschichte der deutschen Luftwaffe auf verschiedenen Kriegsschauplätzen später in Verbindung mit entscheidenden Aktionen genannt wurde (obwohl böse Mäuler behaupteten, dass «Leergeschwader» eine treffendere Bezeichnung sei). An seiner Spitze stand 1936 Jeschonnek. Er gewann durch diese Stellung, ebenso wie der nachmalige General Seidemann als Kommandeur einer Gruppe des Lehrgeschwaders, entscheidenden Einfluss auf die technische Entwicklung. Jeschonnek war im Frieden ein guter Flieger. Seidemann hatte bei internationalen Flugveranstaltungen Erfolge und einen Namen errungen. Beide galten als Experten der taktischen Führung in technischen Dingen. Jeschonneks Lieblingsgedanke war die Konstruktion eines Flugzeuges, das so schnell wäre, dass es von keinem feindlichen Jäger erreicht werden könnte. Die Konstrukteure fragten ihn nach der Geschwindigkeit der feindlichen Jäger, die damals bei etwa 280 km/h lag, und erklärten ihm, dass es ihnen ein leichtes sein würde, ein Flugzeug von 350 km/h zu konstruieren. Damit schien das Problem gelöst zu sein.

Jeschonnek übersah bei dieser Rechnung, dass die Kollegen dieser Konstrukteure in England, Amerika und sonstwo, sich mit dem gleichen Problem befassten und dass sie zu der Zeit, in der noch die Doppeldecker-Jagdflugzeuge mit 280 km/h träge durch den Äther schaukelten, auf dem Papier bereits modernere Maschinen von 350 bis 400 km/h entworfen hatten. Er übersah weiter, dass seine gefälligen Konstrukteure ihre Versprechen nur auf Grund von Berechnungen abgegeben hatten, dass eben Konstrukteure aus lebensnotwendigen Gründen immer Optimisten sind und ganz besonders optimistisch in Bezug auf die erhofften Leistungen ihrer Flugzeuge. Und schliesslich übersah er, dass die – im Entwurf, auf dem Papier! – so schnellen Flugzeuge in Wirklichkeit mindestens 50

km langsamer fliegen würden als die Konstrukteure errechnet hatten, und endlich, dass von dem Augenblick ihrer Berechnung bis zum Moment ihres ersten Starts mindestens ein Jahr, und bis zu dem Augenblick der Ausrüstung einer Truppe mit diesen Flugzeugen ein weiteres Jahr vergehen würde.

Vielleicht irre ich mich auch, und es mag sein, dass Jeschonnek und Seidemann alle diese Punkte keineswegs übersehen haben und durchaus ähnliche Überlegungen anstellten. Dann ist es aber nicht zu begreifen, warum Flugzeuge wie die Do 17 zunächst so konstruiert wurden, dass sie praktisch nach rückwärts keine Verteidigungsmöglichkeiten hatten, was im Übrigen auch auf die He 70-Aufklärer und auf den von Seidemann protegierten Messerschmitt-Zerstörer Me 110 zutraf. Es ist auch nicht zu begreifen, warum man dann in diese Flugzeuge einen Mann mit einem Maschinengewehr als Heckschützen hineinsetzte, der gar nicht schießen konnte, weil kein Angreifer so töricht war, innerhalb des Winkels von 15° Schwenkungsbereich des Maschinengewehrs anzugreifen, in dem allein auf ihn geschossen werden konnte.

Die Ju 86 erwies sich als ein vollkommener Fehlschlag. Sie war zwar fliegerisch einfach, ihre Flugeigenschaften bewiesen die Verwandtschaft mit der Ju 52, aber ihre Flugleistungen enttäuschten. Die ursprünglich angegebene Geschwindigkeit von 350 km/h war im Horizontalflug nicht zu erreichen. Bei den ersten Geschwindigkeitsmessflügen wurden 290-310 km/h erreicht. Es zeigte sich aber, dass dies Spitzenleistungen waren, die auf Kosten der Motoren gingen und nur auf kurze Strecken geflogen werden durften. Das Flugzeug war mit Rohölmotoren, Jumo 205, ausgerüstet, die auf dem Bremsstand hervorragende Dauerleistungen erzielt hatten. In der Luft zeigte sich aber, dass schon bei der normalen Tourenzahl für Reiseflug Überhitzungen auftraten, die zum Kolbenfressen und damit zum Motorausfall führten. Der Motor erhielt Frischluft durch einen Ansaugschacht, der in etwa 1,5 m Höhe über dem Boden unten aus der Motorverkleidung heraussagte. Beim Start wurde der unter den Flächen

aufgewirbelte Staub angesogen, trat in den Motor und führte zur Verschmutzung und zu Störungen. Ein grobes Drahtgitter, das den Schacht abdeckte, verhinderte eben nur, dass grössere Erdstücke und Steine den Ansaugschacht beschädigten. Man war gezwungen die Maximalgeschwindigkeit für Übungsflüge auf 260, schliesslich auf 240 km/h herabzusetzen. Die Gefechtsgeschwindigkeit lag noch tiefer. In Erwartung feindlicher Jäger fuhr der Bordfunker seinen Heckstand wie einen Fahrstuhl nach unten aus, so dass er wie in einer Tonne unter dem Rumpf des Flugzeugs hing. Hierdurch gewann er ein ausgezeichnetes Schussfeld nach hinten, doch bremste dieser grosse Apparat die Fahrt gewaltig ab, so dass die Geschwindigkeit schliesslich noch 220 km/h betrug. Selbst bei einer durchschnittlichen Reisegeschwindigkeit von 240 km/h traten beim Fluge im Staffel- oder Gruppenverband regelmässig zwei bis drei Ausfälle pro Staffel ein, wenn die Flüge länger als zwei Stunden dauerten. Im Verbandsflug ist der Pilot gezwungen, ständig die Drehzahl und Geschwindigkeit zu korrigieren, um die Zwischenräume und Abstände zu den andern Flugzeugen genau einzuhalten. Damals wurde auf einen engen Verbandsflug besonderer Wert gelegt. Das hatte erzieherische und ausbildungsmässige, aber auch taktische Gründe. Von einem dichtgeschlossenen Verband versprach man sich bei der relativ schwachen Abwehrbewaffnung mit 8 mm-MG's eine starke, abstossende Wirkung auf die angreifenden Jäger. Ich machte die Erfahrung, dass man nur bei einer Geschwindigkeit von 220 km/h in mittleren Höhen, zwischen 2'000 und 4'000 m, mehrere Stunden im Verband mit leidlicher Sicherheit ohne Ausfälle fliegen konnte. Damit war allerdings gegenüber der Ju 52 nichts weiter erreicht, als dass die Bombenzuladung von 1'000 kg auf 800 kg und mit Zusatztanks für grössere Strecken auf 500 kg gesunken war. Man kann fürwahr nicht behaupten, dass die Konstrukteure auf diesen Erfolg stolz sein konnten. Der einzige, unbestrittene Vorteil der Ju 86 lag darin, dass sie mit geschützten Tanks und dem weniger explosiven Dieselöl weniger feuergefährlich war als ihre Vorläuferin, die Ju 52.

Zur Zeit der Krisen im Frühjahr 1937 war die Truppe vorwiegend mit der Do 17 und der Ju 86 ausgerüstet. Im Laufe des Jahres erfolgte eine Umrüstung von der Ju 86 auf He 111 und führte, wie jede Umrüstungsperiode, ein neues Schwächemoment herbei: – die Zeit der Ausbildung und der Kinderkrankheiten des neuen Musters. *Also war 1937 während der politischen Spannungszeit die Luftwaffe abermals nur auf dem Papier schlagfertig!*

Wer konnte von der Truppe erwarten, dass sie mit einem Flugzeug wie der Ju 86 zufrieden sein sollte? – Nichtsdestoweniger kostete es erhebliche Anstrengungen, um die Fachleute im Reichsluftfahrtministerium und im Generalstab davon zu überzeugen, dass mit diesem Kampfflugzeug in einem modernen Luftkrieg «kein Blumentopf» zu gewinnen war. Als man es schliesslich einsah und ein neuer Hoffnungsstern in Gestalt der Heinkel 111 und der Ju 88 am Horizont auftauchte, bemühte man sich, für die «bewährte Ju 86» im Ausland Käufer zu finden. Ausgerechnet den Chilenen wurde der «Vogel» schmackhaft gemacht. Dabei war das Durchschnittsflugzeug nicht auf Höhen über 6'000 m zu bringen. Die normale Höhenleistung mit der *unbeladenen* Ju 86 lag bei 5'000 m, wenn sie im Verband und von einem durchschnittlichen Piloten der Truppe geflogen wurde. Die Chilenen hatten die Absicht, das Flugzeug im Luftverkehr mit Argentinien einzusetzen. Es war denkbar, dass ein besonders guter Verkehrspilot im Einzelflug Höhen bis 6'000 m schaffte. Ich hatte aber doch die Sorge, dass die Herren für ihre Verkehrsstrecke von Chile aus einen Tunnel durch die Kordilleren bauen müssten! – Später erhielt die Ju 86 Benzinmotoren, BMW-Hornet und wurde damit als Schulflugzeug eingesetzt. Damit verbesserte man Steig- und Flugleistung. Für Kriegszwecke wurde sie aber vollends unbrauchbar, da ihre Flugdauer nunmehr auf 1½ Stunden absank! Im grossen Weltkrieg hat man die letzten Veteranen dieses Musters in Lettland und Litauen zur Bandenbekämpfung eingesetzt.

Bei allen neuauftretenden Typen wiederholte sich der Vorgang, dass auf übertriebene Hoffnungen tiefe Enttäuschungen folgten.

Nur zwei «Schlager» glückten der Konstruktion: Die Me 109, die der Standard-Jäger der Luftwaffe wurde, und die Ju 87, genannt «Yolante», die als Sturzkampfflugzeug bis in das Jahr 1943 hinein und bis Kriegsende als Nachtschlachtflugzeug treu und brav ihren Dienst versah. Über die Erfolge und Eigenschaften dieser beiden bekannten Typen ist im In- und Ausland soviel veröffentlicht worden, dass ich es mir versagen kann, darüber zu schreiben. Dagegen verdient noch ein anderer «Schlager» Erwähnung, die Ju 88, der schwere Sturzbomber. Auf ihn wurden ungeheure Erwartungen gesetzt, die nicht nur auf die Taktik, sondern auch auf die operativen und strategischen Gedankengänge der höchsten deutschen Führung entscheidenden Einfluss ausgeübt haben.

Als anlässlich einer Unterredung im Frühjahr 1938 über die so unbefriedigenden Ergebnisse des deutschen Flugzeugbaues, über die Unzulänglichkeit, Unzuverlässigkeit und Kriegsunbrauchbarkeit der meisten damaligen Typen mit Jeschonnek gesprochen wurde, wurde die Ju 88 als Zukunftsflugzeug der Luftwaffe zum ersten Mal erwähnt. Wie alle vorhergehenden Typen sollte sie eine neue Ära in der Fliegerei einleiten, alle Auslandserfolge, ebenso alle früheren deutschen Leistungen in den Schatten stellen und das «non plus ultra» aller Luftstreitkräfte werden. Jeschonnek verfolgte dabei noch weitere Gedanken:

1. Entlastung der personellen Lage durch die Herabsetzung der Besatzungszahl auf drei Köpfe. Es war immer schwieriger geworden, den Offiziersersatz für die Kampfbeobachterlaufbahn aufzubringen. Die jungen Offiziere strebten danach, Flugzeugführer zu werden. Durch Streichung der Kampfbeobachter gewann man eine entsprechende Anzahl von Offizierspiloten.
2. Durchführung der Forderung, nach der alle Verbandsführer bis zum Geschwaderkommodore Flugzeugführer sein sollten. Solange die Beobachterlaufbahn existierte, konnte man diesen Offizieren die Kommandeurstellen nicht verschliessen. Man traute aber den Beobachtern nicht das nötige Verständnis für die Tech-

nik zu und fürchtete zugleich für ihre Autorität bei den Piloten.

3. Entsprechend der Verringerung der Besatzung Verkleinerung des Kommando- und Führerraumes, damit schlankere Flugzeuge, geringerer Rumpfwiderstand und höhere Geschwindigkeit.

Es konnte kein Zweifel sein, dass solche Massnahmen für den Flugzeugführer eine kaum tragbare Mehrbelastung mit sich brachten, da er nunmehr allein nicht nur mit der Führung des Flugzeuges, sondern auch mit der Navigation, mit der taktischen Durchführung des Angriffs, mit der Abwehr nach vorn, mit dem Zielen und dem Bombenabwurf belastet wurde. Nur hochqualifizierte Piloten konnten unter solchen Umständen den Anforderungen eines Kriegseinsatzes bei Flügen von mehrstündiger Dauer mit schwierigen taktischen Aufgaben entsprechen. Für die Verbandsführer, die nicht nur die Verantwortung für ihre eigene Maschine und Besatzung, sondern gleichzeitig für ihre Staffel, ihre Gruppe oder ihr Geschwader hatten, wurde die Belastung einfach untragbar.

Schliesslich musste das selbst Jeschonnek einsehen. Es blieb die vierköpfige Besatzung, doch wurde der Kampfbeobachter, im Allgemeinen ein Offizier, durch einen sogenannten Bombenschützen ersetzt. Dies war ein Unteroffizier, dessen navigatorische Ausbildung ausreichen sollte, um bei längeren Flügen den Piloten zu entlasten oder, falls dieser selbst navigierte, mit einem zweiten Hilfssteuer die Führung des Flugzeugs vorübergehend zu übernehmen. Bei der Abwehr feindlicher Jagdangriffe bediente er die vorderen Maschinengewehre im Führerstand oder unterstützte den Bordfunker. Dieser Ausweg war, wie alle goldenen Mittelwege, schlecht.

Die Massnahme hat die Leistung der Kampfbesatzungen und damit die Schlagkraft der Kampfverbände stark herabgemindert. Als später im Kriege die Qualität des Ersatzes ebenso nachliess wie die der Ausbildung, wirkte sich der Fehler mit allen üblen Folgen immer krasser aus. Hunderte von Besatzungen und Flugzeugen sind im Laufe der Jahre in-

folge dieser auf das persönliche Leistungsvermögen eines einzelnen Mannes – Jeschonnek – abgestellten Massnahme verloren gegangen.

Die entscheidende Wendung in der Taktik sollte der Sturzangriff der Ju 88 mit dem Abwurf von 250-1'000 kg-Bomben bringen. Die Überlegungen bauten sich auf den guten Erfahrungen mit der Ju 87, dem einmotorigen Sturzkampfflugzeug, auf den Erprobungsplätzen und in Spanien auf. Ich erwähnte schon an anderer Stelle, dass die durchschnittlichen Trefferresultate im Sturzangriff das 15-20fache des Hochangriffs betragen. Der Führer der Erprobungsstaffel Ju 88, Hauptmann Pohle, der beim ersten Angriff auf britische Kriegsschiffe im Firth of Forth abgeschossen wurde und in englische Gefangenschaft geriet, überzeugte Göring davon, dass die Ju 88 imstande sei, mit ungefähr 65% Wahrscheinlichkeit ein grösseres Kriegsschiff zu treffen. Es fanden sich sofort Generalstäbler wie *Kammhuber*, der spätere Organisator der deutschen Nachtjagd, zuletzt Befehlshaber der Luftflotte Norwegen, die auf Grund der Angaben von Pohle errechneten, in welcher Zeit man a) die englische Flotte vernichten und b) die englische Handelsflotte derartig dezimieren würde, dass England zu Boden geschlagen wäre. Kammhuber war vorsichtig genug, mit erheblichen Verlusten zu rechnen und die 65% Treffer von Pohle auf 10% herabzusetzen. Ferner schätzte er nach den Weltkriegserfahrungen der deutschen Flotte in der Schlacht von Jütland die Trefferzahl ziemlich hoch, die ein schweres Kriegsschiff aushält, ehe es sinkt. (Der deutsche Schlachtkreuzer «Derfflinger» hatte im Skagerrak 36 britische 40 cm-Granaten ausgehalten, ohne zu sinken!) Hiernach bemass Kammhuber die Zahl der Gruppen und Geschwader, die er bis zur Erreichung des Kriegszieles, der Niederringung Grossbritanniens, brauchte, die man aber nicht besass.

Zu dieser Zeit war *Felmy* noch Befehlshaber der Luftflotte 2. Er hatte, wie schon erwähnt, in seiner Denkschrift die Möglichkeit einer erfolgreichen Luftkriegführung gegen England aus taktischen und technischen Gründen verneint. Als *Kammhuber*, damals «persona gratissima» bei *Göring*, ihm gegen seinen Willen als Chef des Generalstabes

und eine Art Aufsichtsorgan aufoktroiert wurde, gab er seinen Widerstand gegen die Absichten *Görings* und *Jeschonneks* auf, freundete sich mit diesem eng an und hielt sich an die Befehle. Den lebhaften Widerstand, den *Kammhuber*, selbst ein Mann ohne Frontpraxis, bei seinen Generalstabsoffizieren fand, schaltete er dadurch aus, dass er fast alle wichtigeren Dinge persönlich in die Hand nahm und sich dazu mit einem kleinen Stab persönlicher Vertrauter umgab.

Die Truppe wurde, wie zu erwarten war, mit der Ju 88 nicht so fertig, wie es sich die Führung dachte. Im Laufe des ersten Kriegsjahres wurde ein Ju 88-Geschwader aufgestellt, das in ruhigen Zeiten, d.h. bei zwei bis drei Einsätzen im Monat, etwa 30 Flugzeuge einsatzbereit halten konnte. Bei längeren Angriffspausen brachte man es auf 40–50 Flugzeuge. Die Zahl der Verluste durch technische Störungen und Bedienungsfehler war hoch. Um eine hohe Einsatzzahl zu halten, musste man darauf verzichten, die Frontflugzeuge für Zwecke der Ausbildung zu benutzen. Besondere Übungsflugzeuge standen nicht zur Verfügung. Der Ausbildungsstand blieb mangelhaft. Bei Nachteinsätzen traten auch ohne Feindeinwirkung beträchtliche Verluste ein. Ein Gruppenkommandeur, Hauptmann Taubert, erklärte dem Feldmarschall Milch im Oktober 1940, dass er jeden Flugzeugführer beglückwünsche, der überhaupt vom Feindflug zurückkomme, selbst wenn er bei der Landung Bruch mache. Obwohl ständig eine Gruppe des Geschwaders in Ruhe lag, um den Nachwuchs auszubilden, den die Fliegerschulen mit unzulänglicher Übung abgaben, sank die Einsatzbereitschaft mehr und mehr, bis sie schliesslich nach einem Jahr, Mitte Oktober 1940, und nach einem Totalverlust von über 90 Besatzungen kaum noch auf 10 Flugzeugen für das ganze Geschwader zu halten war.

Mit diesen Ergebnissen dokumentiert sich am deutlichsten die Fehlrechnung des *Grossen Generalstabes*, der Männer wie *Jeschonnek* und *Kammhuber* und ihrer technischen Experten wie *Pohle* und *Diesing*, dem späteren und letzten Generalluftzeugmeister. *Göring*, und auf dessen Rat

Hitler, hatten auf eine falsche Karte gesetzt. *Die Ju 88-Geschwader waren dazu bestimmt, die britische Flotte aus dem Bereich der Britischen Inseln zu verjagen und sie zu nötigen, ihre Stützpunkte nach Kanada zu verlegen!* Dadurch sollte die kleinere deutsche Flotte in die Lage kommen, gemeinsam mit den übrigen Geschwadern der deutschen Luftwaffe die britischen Häfen zu blockieren und die Handelsschifffahrt um die Insel auf ein Minimum abzdrosseln. Diese kühnen und weitgesteckten Ziele hatten sich als utopisch erwiesen. Als *Kesselring* Ende September 1940 die zweite Phase des Krieges gegen England begann, war der erste grosse Plan *Görings* bereits gescheitert und damit letzten Endes bereits die Entscheidung im Kriege Deutschland gegen England zugunsten Englands gefallen. Die deutsche Luftwaffe war schon im August 1940 stark angeschlagen. Ihre Spitzenbesatzungen hatte sie eingebüsst. Die *Kesselringsche* Luftoffensive (August, September 1940) brachte ihr einen weiteren Aderlass, durch den der gute Durchschnitt fast aller Geschwader und die besten, noch friedensmässig ausgebildeten Besatzungen verloren gingen. Was übrig blieb, konnte nie mehr mit der frischen Kraft, die in England, Kanada und USA heranwuchs, Schritt halten. Die Blüte der deutschen Luftwaffe war dahin. Die Unzulänglichkeit der Technik, die Überschätzung von Flugzeugen und Waffenwirkung durch die führenden Männer hatten ihren Verlust verschuldet.

Unter den leitenden Persönlichkeiten des RLM war niemand, der das Debakel in der Technik kommen sah und richtig beurteilte, ausser dem Staatssekretär *Milch*. Die technisch angehauchten Experten des Generalstabes erschwerten den Konstrukteuren ihre Aufgaben dadurch, dass sie ein Idealflugzeug forderten, das hohe Geschwindigkeit, beste Steigleistung, grosses Tragvermögen, gute Bewaffnung, Sturzflugfähigkeit, Sicherheit und Festigkeit mit guten Flugeigenschaften bei Tag und Nacht verbinden sollte und auch auf kleinen Plätzen leicht zu starten und zu landen wäre. Dazu kamen die Forderungen der Waffeninspektoren, die sich um jeden neuen und erfolversprechenden Typ schlugen, ihn jeder

für sich forderten, so dass die Baufirmen und später die Erprobung vor unlösbare Aufgaben gestellt wurden. Die Firmen konnten die verschiedenen Baumuster gar nicht so schnell fertigstellen, wie die Forderungen wechselten. Keine Instanz war stark genug oder fand sich bereit, den gordischen Knoten widersprechendster Ansichten zu durchschneiden und eine klare Entscheidung zu fällen. Noch im Jahre 1944 musste Dornier ein Flugzeugmuster innerhalb von 12 Monaten 13mal ändern! Vom Jäger bis zum Aufklärer wurden sämtliche Varianten durchprobiert; leichter Jäger, schwerer Jäger, Jagdbomber, Schlachtflieger, Nachtschlachtflieger, Zerstörer, Einsitzer-Nachtjäger, Zweisitzer-Nachtjäger, leichter Bomber, Nahaufklärer, Fernaufklärer – und dazu noch verschiedene Kombinationen dieser Möglichkeiten! – mit dem endgültigen Ergebnis, dass dieses Flugzeug niemals an die Front kam!

Die Techniker wurden vom Generalstab angetrieben; sie hetzten ihrerseits die Konstrukteure und Flugzeugbauer. Waren aber die Zellen fertig, so fehlten die Motoren, wie beispielsweise bei der Heinkel He 177, die zu Tausenden von Exemplaren niemals fertig wurden und deren Rümpfe und Flächen schliesslich verschrottet werden mussten. Überstürzter Serienbau des Zerstörers Me 210, der einfach flugunbrauchbar war, führte zu sinnlosem Verschleiss von Material, zum Verlust von Zeit und Arbeit. Die Do 217 war ein Fehlschlag, ähnlich enttäuschend wie seinerzeit die Ju 86, wenn auch innerhalb einer höherentwickelten Kategorie.

Wo blieben die Leistungen des vielgepriesenen und bewährten deutschen Flugzeugbaus? – Sie kamen nicht zur Geltung, weil *kein* Mann mit genügend Weitblick, Arbeitskraft und Durchsetzungsvermögen an der Spitze der Technik stand und blieb. Eine Organisation löste die andere ab und schuf neue Desorganisation, weil immer eine Menge Leute mitreden durften und durch ihre Einsprüche, Wünsche, Forderungen die Ruhe und Schnelligkeit jeder Entwicklung störten oder hemmten. *Der Industrie des Flugzeug- und Motorenbaus war jede freie Initiative genommen worden.* Sie war in völliger Abhängigkeit von dem Willen und

den Ansichten ganzer und halber Laien. Jede freie Entfaltung konstruktiven Könnens war damit unterbunden. Schliesslich griff in wichtigsten Fragen *Hitler* persönlich ein und entschied, ob ein Flugzeug als Jäger oder als Bomber fliegen sollte!

Göring hatte seine Urteilslosigkeit und Unfähigkeit in technischen Fragen frühzeitig bewiesen. *Milch*, der einzige klare Kopf, wurde zugunsten von *Udet* ausgeschaltet. *Wimmer*, ein braver General, hätte als Chef des Technischen Amtes einer kleinen Reichswehrfliegererei wohl genügt, versagte aber vor der Grösse der neuen Aufgabe. *Udet*, begabt, liebenswürdig, aber weder energisch, noch fähig, sein riesiges Arbeitsgebiet zu übersehen, ergab sich dem Alkohol, scheiterte an seiner Aufgabe und rettete sich durch Selbstmord vor der Schande peinlicher Anklagen. Als man seinen Gegenspieler *Milch* als Nachfolger berief, viel zu spät, um noch etwas zu retten, erntete er einen Friedhof und eine Klinik schwerkranker Konstruktionen an Stelle einer gesunden Rüstungsfabrik. Man liess ihn dennoch keineswegs ruhig seinen Weg gehen. Wer irgend konnte, warf ihm Knüppel zwischen die Beine: der Generalstab, die Waffeninspektoren, die Konkurrenten der Rüstung von Heer und Marine.

Als *Milch* das Wunder fertig brachte, im Herbst 1943 das erste Jagdflugzeug mit Strahltrieb, die Me 262, serienreif vorführen zu lassen, so dass man sie im Frühjahr 1944 in grosser Zahl den anglo-amerikanischen Bombern hätte entgegenwerfen können, kam *Hitler* einer seiner typischen «szenialen» Einfälle. Bei der Vorführung in *Insterburg* rief er begeistert aus: «Das äst das Flogzeug, mit däm äch dän brittischen Lofittärrorr brächen wärde!» Dann wandte er sich mit der Frage an *Messerschmitt*, ob das Flugzeug Bomben tragen könne. *Messerschmitt* – in seinem Konstrukteurrehgeiz gepackt – ahnungslos, was er der Luftwaffe damit antat, antwortete eilends und servil: «Jawohl, mein Führer! – Eine Tausendkilobombe kann sie tragen!» – Sein «Führer» nickte zufrieden und ingrimmig: «Dann befähle äch dän sofortigen Umbau däs Flogzeugs als Blitzbomber!!!»

Milch und seine Umgebung waren starr vor Schrecken! – *Göring* und seine «Hofgeneräle»: *Bodenschatz*, *Loerzer*, *Kastner* nickten beifällig; *Galland*, der Waffeninspekteur der Jäger und General der Jagdflieger schrie fast auf, weil ihm *seine* Waffe aus der Hand gerissen werden sollte! – Es half nichts, der grosse, «scheniale» Mann hatte gesprochen. Man bearbeitete *Göring* und brachte ihn wirklich dazu, bei *Hitler* zu protestieren. Ängstlich und zaghaft versuchte er, wenigstens einen Teil der Produktion für die Jäger zu retten, zumal sich schon ergeben hatte, dass die Maschine nicht 1'000, sondern nur 500 kg trug. Vergebens – *Hitler* warf ihn raus! – *Galland* versuchte immer und immer wieder zu überzeugen – zwecklos! Ein Vierteljahr, hatte *Messerschmitt* gesagt, sollte der Umbau kosten, aber fast fünfviertel Jahre vergingen, bis das erste Geschwader mit Me 262 als Bomber eingesetzt werden konnte! Der Konstrukteur und «Wirtschaftsführer» *Messerschmitt* hatte nicht daran gedacht und auch nicht gewusst, dass es mit dem «Anhängen» der Bombe nicht getan sein würde. Auch *Adolf Hitler* ahnte in seiner «Schenialität» nicht, dass auf seinen Befehl hin Dutzende neuer Probleme die Flugzeugkonstrukteure, die Waffentechniker, die Zielgerätekonstrukteure, die Taktiker monatelang beschäftigen würden, ehe sein «Blitzbomber» frontreif wurde. Er sah in dem Widerstand, der seinem Plan entgegengesetzt wurde, nur Sabotage, die er zu überwinden gedachte und blieb daher stur und unerbittlich.

Milch machte schliesslich einen letzten Versuch. Er nahm alle Sachverständigen zusammen und erreichte eine gemeinsame Audienz bei *Hitler*. Als dieser wiederum weder den technischen noch den taktischen Gründen weichen will, wird *Milch* ungeduldig und platzt in seiner schnoddrigen Art heraus: «*Aber mein Führer! – Jedes Kind sieht doch, dass dieses Flugzeug ein Jäger und kein Bomber ist!!!*» – Da haut *Hitler* mit voller Kraft die Faust auf den Tisch, brüllt *Milch* an, fällt mit beissendem Sarkasmus über ihn her, reibt ihm alle technischen und sonstigen Fehler und Versager in der Luftwaffe unter die Nase, nicht unzutreffend

– aber alles Dinge, die *Milch* zumeist persönlich gar nichts angehen, sondern *Göring* treffen müssten. Der aber sitzt mit gefalteten Händen in sich zusammengesunken dabei und nickt nur immer zu den schreienden Vorwürfen seines «Obersten Kriegsherrn» mit dem Kopf: «So ist es, mein Führer! – Jawohl! – Mein Führer, so ist es!»

Zum Speien übel ist das Bild für die jüngeren Offiziere in der Begleitung von *Milch*, der den Wutanfall, ohne mit der Wimper zu zucken, ruhig über sich ergehen lässt. Er weiss – wenn diese Audienz vorüber ist, dann ist er Staatssekretär, Generalinspekteur und Generalluftzeugmeister der Luftwaffe *gewesen!* Und so kommt es: Der junge Herr *Speer*, Rüstungsminister, nimmt die gefallene Grösse in seinem Dienstbereich gnädig auf und gibt ihm eine Beschäftigung.

Es liesse sich über die tragischen, für die deutsche Luftwaffe so verhängnisvollen Fehler auf dem Gebiete der Technik allein ein Buch schreiben. Nur ein Beispiel von hunderten sei hier noch erwähnt: Man hatte *Hitler* irgendwann gesagt, dass zum Abschuss einer Boeing-Fortress ein Volltreffer mit einer Granate von 5 cm Kaliber genüge. Er lässt darauf ein Geschütz aus der alten 5 cm-Pak «entwickeln» und «schenkt» es der Luftwaffe. Zugleich befiehlt er, dass zukünftig alle Jäger damit ausgerüstet werden sollen! – Die Feuergeschwindigkeit dieser Kanonen ist für Erdverhältnisse hoch – für die Luft zu niedrig. (Sie nimmt nämlich mit grösserem Kaliber ab, und die tragbare Grenze für Flugzeugwaffen liegt bei einem Kaliber von 3 cm bei Zwillings- oder Vierlingsanordnung.) Ausserdem ist die Kanone ein Ungetüm; ihr Einbau in einen normalen Jäger ist unmöglich, und selbst für Turbo-Flugzeuge würde sie ein Problem. Bei einer Besichtigung in Rechlin, dem grossen Erprobungsunternehmen, beanstandet *Galland* die Nachteile des Geschützes. Einer sagt mit warnender Stimme: «Meine Herren, dieses Geschütz will *der Führer* für die Jäger haben!» – *Galland* darauf: «Wenn man mit dieser Kanone und ihrer geringen Feuergeschwindigkeit auf ein

Flugzeug schießt, dann ist es genau so, wie wenn man auf der Jagd Flugwild mit der Kugel schießen wollte! Soweit mir bekannt ist, hat das ausser «*Old Shatterhand*» bei *Karl May*¹ niemand gekannt!» Da wirft *Milch* ein: «Aber der *Führer* will es – wir werden eben Karl-May-mässig geführt!»

Diese Äusserung, ihre Bitterkeit und ihre Schärfe von Seiten eines mit dem Goldenen Parteiabzeichen geschmückten Staatssekretärs und Feldmarschalls charakterisierte im Frühjahr 1944 Stimmung und Lage! – Aber leider blieb alles beim alten. Allerdings sind auch die 5 cm-Geschütze bei den Jagdfliegern nicht zum Einsatz gekommen. Sie wurden von der Luftwaffe dem Heer «zurückgeschenkt», das ebensowenig mit ihnen anfangen konnte, wie die Luftwaffe.

Der aufgeblasene Ballon sank mehr und mehr zusammen. Anfangs, im Jahre 1935, sollte auf 30 Mann Bodenpersonal ein Flugzeug mit Besatzung in der Luft kommen. Im Herbst 1942 sind es, dank der Misswirtschaft, die seitens der Führung und der Technik die Luftwaffe heruntergewirtschaftet hat, schon Hunderte, und zum Schluss des Krieges sollten es Tausende von Soldaten auf ein Flugzeug sein! Die Schwingen des deutschen Adlers waren innerlich morsch und brachen – Stück um Stück. Niemand war imstande, sie zu heilen.

¹ Einer der Lieblingsschriftsteller Hitlers! Karl May ist einer der phantasievollsten Jugendschriftsteller gewesen.

VIII

AUF DEM WEGE ZUM KRIEG

Eine der markantesten Typen der jungen Luftwaffe war der Kapitän *Christiansen* – kurz «Krischan» genannt. Er stammte von *Wyk Föhr*, einer nordfriesischen Insel, aus einem alten Geschlecht von Seefahrern und Strandräubern. Von Kind auf der See vertraut, als «Schippssjung» um Kap Horn «seilend», hatte er es im Laufe der Jahre zum soliden Kapitän gebracht. Die tausend Falten und Fältchen seines Gesichtes verrieten Biederkeit und Humor, Offenheit und Verschlagenheit, Gutmütigkeit und Härte in einer sonderbaren Mischung. Seine Augen funkelten abwechselnd vor Vergnügen über die blödsinnige Welt und vor Bosheit, wenn ihm einer in die Quere kam. Er sprach jenen wunderbaren Seemannsdialekt, eine Mischung von Platt, Hochdeutsch und Englisch, der die Biederkeit und Behäbigkeit seiner Erscheinung unterstrich, den Unkundigen sympathisch berührte und zugleich darüber täuschte, dass eine gehörige Portion Klugheit und Gerissenheit hinter der harmlosen Fassade lauerte.

Krischan hatte eine abenteuerliche Laufbahn hinter sich. In schon vorgerückten Jahren verschrieb er sich der Seefliegerei, wie es seinem Seeräuberinstinkt entsprach. Er verdiente sich durch die Kaperung von Schiffen im ersten Weltkrieg anständige Prisen und den «*Pour le mérite*». Nach dem Krieg fuhr er zunächst wieder zur See, kehrte aber zur Fliegerei zurück, als ihm das damals grösste Flugboot der Welt, die *Do X*, angeboten wurde. Nicht durch seine Schuld blieb der Erfolg die-

sem Unternehmen der Firma *Dornier* versagt. Kurz danach übertrug ihm *Göring* eine grosse Aufgabe: die Neuorganisation der *Deutschen Verkehrsflieger-Schule* (DVS), aus der sich die «*Inspektion*» und später das «*Kommando der Fliegerschulen*» entwickelte.

1934/35 hatte *Krischan* damit den stärksten Einfluss auf den Aufbau der Luftwaffe, deren Keimzelle sein Unternehmen war. Er wurde zunächst als Kapitän z. S. reaktiviert und avancierte 1935 zum Generalmajor. Für einen ehemaligen Schiffsjungen, der die einfache Dorfschule in *Wyk* besucht und es im Weltkrieg bei aller Tapferkeit nur zum Lt. z. S. der Reserve gebracht hatte, eine ganz anständige Laufbahn. Aber er blieb doch im Kreise der Amtschefs der «*Analphabet*». Die deutsche Sprache beherrschte er auf seine eigene Art. Seine Offiziersbesprechungen waren amüsan und lehrreich, indessen – obwohl ihm in *Felmy* ein Stabschef von hohen Graden beigegeben war – misslang es ihm doch, mit *Wever*, *Kesselring* und *Stumpff* Schritt zu halten. Man bootete ihn schliesslich aus, drückte ihm das «*Nationalsozialistische Fliegerkorps*», den Nachfolger des «*Luftsportverbandes*», in die Hand und machte ihn zum General der Flieger. Als solcher wurde er im Krieg «*Wehrmachtbefehlshaber in den Niederlanden*», befehligte im Kampf um Holland gar noch eine Armee und verschwand dann aus meinem Blickfeld. Es würde mir leid tun, wenn sein Schicksal eine böse Wendung genommen haben sollte. Er war in der deutschen Seefahrt und Fliegerei eine der männlichsten Erscheinungen, ein ganzer Kerl.

Krischan verdanke ich eine der ersten Orientierungen über Hitlers Kriegsziele. Er war eben General geworden und kam im Frühjahr 1935, angeregt und geschwollen von Neuigkeiten und von Mitteilungsdrang, von einer Amtschefbesprechung aus dem Ministerium. Durch Zufall suchte ich ihn in diesem Augenblick auf, um irgend etwas über die Fliegerschulen mit ihm zu besprechen. Er liess mich aber kaum zu Worte kommen, holte eine Europakarte hervor und erläuterte mir Hitlers Expansionspläne in Richtung *Galizien* und *Ukraine*. Mit seiner breiten, be-

haarten Tatze fuhr er über die Länder weg und holte sie, indem er die Hand schloss, gleichsam ans Reich heran, «vereinnahmte» sie. Dann sah er mich, erwartungsvoll strahlend, mit seinen blauen Augen an, in deren Winkeln es fuchsmässig blinkte. Ich fragte: «Und wann soll dieser Plan ausgeführt werden?» – «Frühjahr 1938» – meinte der alte Seebär – «bis dahin muss die Luftwaffe stehen!» – «Also Krieg?» – fragte ich zurück. «Jh woher!?» – antwortete er gemütlich in seinem breiten Küstendeutsch, «bis dahin müssen wir so stark sein, dass kain ain¹ uns angreift! Mit *England* kommen wir klar. Die lassen uns nach Osten freie Hand. Dafür verzichten wir dann auf die Kolonien.» «Ja, aber *Polen!*?» wagte ich zu bemerken. «Tsche!» – fuhr es ihm verächtlich aus den Zähnen. «Mit denen gibt das auch kain Krieg! Die sind froh, wenn wir sie nicht ganz verschlucken.» «Und die *Russen!*?» – «Tscha – die Russen!» – und ganz leise und geheimnisvoll: «Dat passt denn der Führer gerade so ab, dass die innenpolitisch im Druck sind! Die fallen ganz auseinander – und denn» – wieder vereinnahmte die Rechte in kühnem Schwung die Lande nördlich vom Schwarzen Meer – «denn erben *wir* dat all!»

Ich schüttelte den Kopf. «Ich kann mir nicht denken, Herr General, dass das ohne Kampf geht. Das bedeutet einen neuen Weltkrieg, in dem wir alles verlieren können!» – Er legte die Hand auf die Karte, schob sie weg und lehnte sich in seinen Stuhl zurück: «Ich sage Ihnen ja: Krieg gibt dat *nick!* *Der «Führer» will feinen Krieg.* Wir haben *alle* von einem genug! Aber wir müssen so stark sein, dass keiner uns angreifen mag – vor allem die Luftwaffe! Ausserdem – bis 1938 kann ja noch viel passieren.»

— Wieder funkelte es in Krischans Augenwinkeln.

Er sagte nicht weiter, *was* passieren könne, aber ich dachte mir meinen Teil. Im Kreise von Kameraden, besonders denen der ehemaligen Reichswehr, war schon öfters über den Fall gesprochen worden, was ge-

¹ Kain ain = nicht einer.

schehen müsse, wenn Hitlers Politik uns erneut in die Gefahr eines grossen europäischen Krieges bringen würde. Nach dem Sieg der «militärischen Ordnung» über die «Revolte der SA» im Juni 1934 war die Wehrmacht so mächtig, ihr Rückhalt im Volk so stark, dass sie sich einem politischen Abenteuer ohne Weiteres entgegenstellen konnte. Man müsste im Falle der Gefahr *Hitler* noch stärker von der Partei isolieren – (deren Ideologen, wie *Rosenberg*, angeblich den verderblichsten Einfluss auf ihn ausübten) – und ihn *zwingen*, eine friedliche Politik fortzusetzen. *Himmlers* Macht schien noch nicht gefährlich. Mit seinen paar SS-Standarten, der sogenannten «Verfügungstruppe», konnte er nicht gegen das Heer antreten. Von *Göring*, in dem die Offiziere noch den Exponenten des konservativen Flügels der Partei sahen, hoffte man, dass er sein eben erst geschaffenes, schwaches und empfindliches Instrument – die Luftwaffe – nicht gern einer ernsten Belastung aussetzen würde. So schien es damals genügend Sicherheiten, mindestens Möglichkeiten, zu geben, um einem neuen Krieg und damit einer neuen Katastrophe vorzubeugen.

Für das Ausland und auch für die meisten Deutschen stand das Interesse an der Kraftprobe gegenüber *England* und *Frankreich* im Vordergrund. *Hitler* hatte aber zugleich eine Kraftprobe im Innern siegreich bestanden – gegenüber dem Generalstab und der Generalität. Diese hatten sich – wenn auch murrend – vor ihm gebeugt. Der Sieg gegen die militärische Opposition war von ebensolcher Tragweite, wie der aussenpolitische Erfolg. Mehr noch – denn dieser war, à la longue, ein Scheinerfolg, da er zur Zusammenballung der Gegensätze und der gegnerischen Kräfte führte – jener aber zog weitere Kapitulationen der Generäle von einer zur andern Krise nach sich. Nachdem *Hitler* einmal triumphiert und seine Überlegenheit in der politischen Beurteilung der Lage dokumentiert hatte, verstärkte sich seine Position gegenüber den «Zaghafte[n]» und «Feige[n]», den «ewig Bedenkliche[n]», die «immer nur die Schwierigkeiten einer Sache sahen», von einem Fall zum andern immer mehr. Sein

Erfolg brach eine Bresche in die Front seiner Gegner und schuf ihm, vor allem unter den jüngeren Offizieren, Anhänger, die ihm zujubelten; auch ältere gingen zu ihm über – wie Reichenau, Strauss, List, Manstein u.a. So konnte er mit grösserer Ruhe einem kommenden Konflikt entgegensehen. Er fühlte sich stark genug, die Häupter der Opposition abzustreifen, wenn ihre Stunde kam.

In den Morgenstunden eines Märztages, 1936, wurden wir von der Meldung der Rheinlandbesetzung überrascht. Wenige Truppenteile der Luftwaffe waren beteiligt, hauptsächlich Aufklärer, Jäger und Flakartillerie. Die übrigen waren alarmiert und standen bereit, ohne zu wissen, weshalb. Die Geheimhaltung hatte vorzüglich funktioniert. Selbst von den Generälen und sogar innerhalb des Ministeriums waren nur die unmittelbar beteiligten Personen unterrichtet. Ich müsste lügen, wollte ich leugnen, dass zuerst nur die Gefühle der Befriedigung und eines gewissen Stolzes überwogen. Erst nach einiger Zeit stellten sich die kühleren Überlegungen ein. Sie galten zunächst den etwaigen aussenpolitischen Folgen dieses Schrittes. Dann wurden sonstige Zusammenhänge bekannt. Ein Parteimann erzählte mir als erster, dass *Hitler* die Generäle des Heeres in geschlossener Opposition gegen sich gehabt hätte. Nun wären sie «fürchterlich blamiert», da alles gut gegangen sei. Andere bestätigten die Tatsache, dass vor allem der Chef der Heeresleitung sich gegen eine aussenpolitische Belastung gewehrt habe. «Das Heer sei nicht imstande, das Risiko eines Kampfes auf sich zu nehmen.»

Die Autorität der Männer wie *von Fritsch* und *Beck* hatte unter diesem Ereignis in eingeweihten Kreisen der Partei sehr gelitten. Es hiess, dass *Blomberg* allein zu *Hitler* gestanden habe. Demgemäss sank in weiten Kreisen des Offizierskorps *sein* Ansehen. Er galt als «Mann der Partei». Trotzdem soll *Himmler* ihn gefürchtet haben! – oder gerade deshalb? – Die scheussliche Affäre seiner Heirat mit darauffolgender Verabschiedung wurde jedenfalls auf Intrigen *Himmlers* zurückgeführt. Dieser soll zuerst *Blomberg* bei der Herstellung der Verbindung zu des-

sen künftiger Frau behilflich gewesen sein oder doch um ihren Ruf gewusst haben. Nach der Eheschliessung habe er dann die selbst für einen Feldmarschall Hitlers belastenden Details enthüllt. – Jedenfalls war es für die Wehrmacht gleichgültig, ob *Blomberg* stand oder fiel, von *Fritsch* dagegen war einer ihrer wenigen «Unentwegten». Seine sachlich durch nichts gerechtfertigte Verabschiedung war der Hauptschlag *Hitlers* gegen die Opposition der Generalität.

Schon im Frühjahr 1938 war der Überfall auf die Tschechoslowakei geplant. Alle Vorbereitungen waren getroffen. Durch «Studien» der Divisionen und Verbände, durch Besuche der «Einsatzhäfen» in *Schlesien*, durch Spionageflüge von Verbandsführern mit der *Lufthansa* durch die *Tschechei* wurde der Überfall vorbereitet. Die betreffenden Offiziere wurden vom RLM – (Generalstab) – namentlich bestimmt. Ich führte damals zwar eine Einheit, wurde aber nicht eingeweiht und erfuhr erst durch mittel-same Kameraden, wie nahe der Krieg bevorstand. Wir waren uns unserer mangelhaften Schlagfertigkeit bewusst und sahen voller Sorge der Entwicklung der Lage entgegen. Oder galt etwa der Lärm um die *Tschechei* der Tarnung eines anderen «Unternehmens»? – Wir wussten es nicht.

Während alle Verbände alarmiert wurden, erhielt ich eine Einladung des «Reichsministers der Luftfahrt» ins «Haus der Flieger» in Berlin. *Göring* gab ein rauschendes Fest. Das Diplomatische Korps war ebenso voll-zählig vertreten wie die Spitzen der Partei und die Prominenten von Oper, Bühne und Film. Hunderte von Offizieren gaben den Rahmen. *Göring* prä-sidierte in einem Uniformfrack mit langen Schössen, goldbordiert – und offenbar in bester Laune. Man ass vorzüglich – das Staatsopern-Ballett hüpfte, die Prominenten sangen, und der Hausherr verschwand von Zeit zu Zeit auffällig-unauffällig. Die Diplomaten wurden nervös – die Bonzen sassen mit eisernen Mienen wie Götzen zwischen eleganten Frauen. Plötz-lich löste sich die Spannung – *Sir Neville Henderson* und *Lipski* traten an *Göring* heran – lebhaftes Mimik und Bewegungen – *Henderson* ver-

schwand, bald auch *François Poncet*, und dann sprach es sich mit Windeseile herum: *Deutsche Truppen haben die österreichische Grenze überschritten!* – Kein Widerstand! – «Heim ins Reich!» = Stimmung – Jubel – Trubel – Heiterkeit!

Die Leutnants tanzten die Filmstars müde – die Stabsoffiziere debattierten und *Göring*, von seinen ausländischen Gästen verlassen, wandelte mit der Miene eines Gastgebers, den der Aufwand doppelt freut, weil er ihn nichts kostet, durch die Räume, die Havanna im Mundwinkel, die Hände in den Hosentaschen. Er lächelte – es war kein warmes – es war ein gefrorenes Lächeln!

Also Bluff gegen die *Tschechen* und Schlag gegen *Österreich!* – Das war die zweite Krise – innen wie aussen. *Wieder* war die Generalität «contra» gewesen und *wieder* gab sie nach. *Fritsch* war gestürzt. Der Blombergskandal war sehr gelegen gekommen. Es war *ein* Aufwaschen. *Hitler* hatte zwei Figuren voraus – er konnte abtauschen und wusste, dass er gewinnen musste! Immer weiter ging der Prozess, der in der Wehrmacht – auch in der Luftwaffe – an die Stelle der Persönlichkeiten bequemere, fügsamere Leute setzte. An den Platz von *Kaupisch*, der gewandt, aber unbeugsam gewesen war, trat *Kesselring*, ehrlich und anständig, jedoch Wachs in Hitlers Hand. *Brauchitsch* desgleichen – ein Mann, dessen Überzeugung unwandelbar blieb, der aber gegenüber dem politischen Freibeuter und Gangster hilflos war, krankend an falschen Ehr- und Pflichtbegriffen, wie wir damals eigentlich alle.

Nun war für den Macher dieser gewinnbringenden Krisen die Bahn frei geworden. Über die Wiederholungen des Spiels bei der Besetzung des Sudetenlandes, beim Überfall auf Prag, ist nichts zu sagen. Die Tatsachen sind bekannt. Aber weniger bekannt ist, mit welchen Mühen zu dieser Zeit die Schlagfertigkeit der Luftwaffe vorgetäuscht wurde. Mit allen Mitteln, unter wochenlangem Verzicht auf jede Übungstätigkeit, wurde eine hohe Einsatzbereitschaft der Verbände forciert, die auch ohne Feindeinwirkung jäh abgesunken wäre, wenn die Geschwader zwei oder

drei grössere Flüge gemacht hätten. Nicht bekannt war auch, dass beim Heer gerade die *erste* und *einzig*e Batterie von 21 cm-Geschützen vor *Horthy* und *Hitler* in Berlin kurz vor der Tschechenkrise defiliert hatte, dass die artilleristische Ausrüstung überaus schwach war und dass nur ganze 8 Divisionen am Rhein gegen Frankreich decken konnten.

Wie billig wäre damals ein Krieg für Europa geworden, wenn sich die Weststaaten zur Intervention entschlossen hätten! Die britische Beurteilung des Vorsprungs der deutschen Luftrüstung war falsch, weil sie sich auf den äusseren Eindruck stützte. Man strahlte den «Adler» scharf mit Scheinwerfern an und entsetzte sich über seinen riesigen Schatten! Das Beste, was die deutschen Geschwader damals bieten konnten, war eine gute Mannschaft. Technisch sah es traurig aus – ausbildungsmässig desgleichen! Es fehlte an Führern. Die Führung schwankte zwischen Selbstüberhebung und Unsicherheit – sie fürchtete sich vor der unübersehbaren Auswirkung ihrer Pläne und Massnahmen.

Die Truppe wusste um die eigenen Schwächen. Infolgedessen war sie ohne Selbstvertrauen. Von «Kriegslust» war keine Rede. *Wir hatten Angst vor dem Kampf* – ich will das ruhig zugeben! Nur Leute, die keine Ahnung von den Verhältnissen in den Verbänden hatten, konnten sich darüber Täuschungen hingeben.

Hitler und *Göring* wurden Opfer ihres eigenen Bluffs und liessen sich von den servilen Geistern ihrer engeren Umgebung in Illusionen einspinnen. Die «Front» wurde nicht gefragt, man kannte sie auch nicht. Allerdings – als man die Studien für den Luftüberfall auf die Tschechei einforderte, erklärten die Staffelkapitäne ungeniert, dass sie ihre Ziele nicht erreichen, oder nach dem ersten Angriff nicht mehr nach Hause kommen würden. – Aber ob die beiden Männer an der Spitze das erfuhren? – Die Generalität war inzwischen ihrer besten Kräfte beraubt. Die neuen Männer, glücklich über ihre Karriere, machten den scharfen Angriffskurs bedenkenlos mit. *Sperle* grollte, aber fügte sich doch. *Löhr* schwieg und folgte seinem Generalstabschef *Korten*. Er litt, wie alle Ös-

terreicher, an seinem unheilbaren Minderwertigkeitskomplex und reagierte ihn durch besonderen Eifer und stumme Ergebenheit ab, obwohl er an Bildung und Geist seine nordischen Kollegen bei Weitem übertrug. Im Generalstab war die junge Generation, die *Jeschonnek-Clique*, zur führenden Rolle gelangt. Ihr *Beppo Schmidt*, eine der unheilvollsten Gestalten im Luftwaffengeneralstab, der Chef der Nachrichtenabteilung, ein Mann mit einem Boxergesicht, ohne Geist und Kultur, Alkoholiker, begann seinen Aufstieg durch sachlich unrichtige, optimistisch übertriebene – aber für *Göring* massgebliche Fehlbeurteilungen der fremden Mächte, ihrer Heere, ihrer Luftstreitkräfte und ihres Kriegspotentials. Er stützte sich auf die Daten des Amtes für Konjunkturforschung, auf sogenannte V-Leute¹ und auf die Lichtbilderkundung der Bildstaffel Rowehl².

Nach den «glänzenden» Erfolgen gegenüber der *Tschechoslowakei* und *Österreich*, die durch Zugabe von Menschen und Material die deutsche Wehrkraft nicht unbeträchtlich steigerten, war der Zeitpunkt zur Verwirklichung der Ziele nähergekommen, die mir einst Krischan so naiv auseinandergesetzt hatte. Die absolut negative Beurteilung *Grossbritanniens* und *Frankreichs* durch den Luftwaffengeneralstab hat auf *Hitlers* Haltung mindestens soviel Einfluss gehabt wie *Ribbentrops* falsche Beurteilung der britischen und amerikanischen Mentalität und Politik. So miserabel *Hitlers* Auffassung vom Generalstab auch war, so bewertete er dessen sachliche Arbeit doch hoch. Bei *Schmidt* musste er sich besonders sicher fühlen, da dieser als Blutordensträger zu den «innerpolitisch verlässlichen» Elementen zählte. Seine Ansicht wog doppelt. Dabei unterschätzte er jeden möglichen Gegner. Frontpraxis und Truppenkenntnis fehlten ihm. Umso leichter fiel es ihm, *Göring* und mit dessen und *Jeschonneks* Hilfe auch *Hitler* davon zu überzeugen, dass niemand

¹ Agenten.

² Die Staffel flog unter Verletzung der britischen Neutralität im Frieden in grossen Höhen über den Britischen Inseln und photographierte die zukünftigen Ziele.

auf der Welt der Kraft der deutschen Luftwaffe gewachsen sein werde!

Man gewöhnte sich mehr und mehr an den Gedanken, den Krieg gegen die Weststaaten nicht nur in den Bereich der Möglichkeiten einzu beziehen, sondern ihn als aussichtsvoll und gewinnversprechend ins Auge zu fassen. Der Generalstab untersuchte alle Chancen der Durchführung. Auf Grund seiner Erwägungen und Überlegungen wurden die Aufgaben für «Studien» und Manöver der Luftflotten gestellt. Ich habe mich an anderer Stelle hierüber geäußert. Die Jahre 1938 und 1939 waren in den beiden westlichen Luftflotten 2 und 3 (Felmy und Sperrle) ganz der Vorbereitung der Feldzüge gegen Grossbritannien und Frankreich gewidmet.

Diese, Fall «Blau» und «Rot» genannt, sahen zunächst eine selbständige, angriffsweise Kampfführung der Luftwaffe gegen die britische Flotte und den britischen Seeverkehr, unter völligem Verzicht auf Angriffe gegen Landziele, bei gleichzeitiger Defensive des Heeres vor. Die Marine sollte, entgegen ihrem Wunsch auf Zusammenarbeit mit der Luftwaffe, von dieser säuberlich getrennt, allein manövrieren. Die notwendige Abgrenzung der Interessen- und Einsatzräume der beiden Wehrmachtsteile verschärfte unter ständigem Zank die Gegensätze. Offene Feindschaft brach aus. Göring fürchtete, dass ihm der Ruhm des Sieges über Grossbritannien geschmälert werden könnte!

Der Fall «Blau» warf auch die Frage der Neutralität *Belgiens* und *Hollands* auf, die Hitler eben feierlich garantiert hatte. Während er alles über seine wirklichen Absichten im Dunkeln hielt, forderte er die Beachtung dieser Neutralität bis zum Mai 1940 strikte auch von der Luftwaffe, obwohl dadurch eine taktisch äusserst ungemütliche Lage für die fliegenden Verbände geschaffen wurde. Das Umfliegen der Niederlande und Belgiens führte die deutschen Besatzungen im Kanal und in Lothringen zwangsläufig in einen Engpass, in dem sie leichte Opfer der feindlichen Jäger wurden. Ausserdem – ich erwähnte es schon – kostete

die Beachtung der Neutralität dieser Staaten kostbare Flugkilometer, die an der taktischen Reichweite der Bomber verloren gingen und die Angriffsmöglichkeiten gegen England so stark reduzierten, dass von einer Luftblockade nicht mehr gesprochen werden konnte. Letzten Endes führte die Forderung *Jeschonneks*, der sich *Göring* anschloss, zum Bruch der Neutralität und zum Überfall auf *Holland* und *Belgien*. Es mögen auch sonstige Erwägungen mit dazu geführt haben; *den Ausschlag aber gab, dass die Luftwaffe behauptete, ihre kriegsentscheidenden Schläge gegen Grossbritannien nicht führen zu können, ohne Holland und Belgien zu überfliegen und sie später als Luftbasis zu benutzen.*

Bis diese Entscheidung Hitlers fiel, durfte in den Truppenstäben über das Neutralitätsproblem kaum gesprochen werden. Besatzungen, die das Gebiet der neutralen Staaten überflogen, kamen vor das Kriegsgericht. Vom Herbst 1939 an wurde zwar mit der *Möglichkeit* eines Angriffs auf *Holland-Belgien* allgemein gerechnet, zumal sich Student mit der Fallschirmdivision eingehend vorbereitete und Landungen bei Gent und Dinant erwog, aber der endgültige Befehl kam erst in letzter Stunde. Alles blieb im Stadium der «Erwägungen» und der «Studien». Noch in der Nacht vor dem Luftüberfall auf Holland, als das entscheidende Stichwort fiel, geschah die Durchgabe so unklar, dass bei der Luftflotte 2 niemand recht wusste, ob es ernst gemeint war. Da die Luftflotte sicherstellen musste, dass die im Angriff befindlichen Verbände auf ein weiteres Stichwort über See abgedreht und dann zum Notwurf ausserhalb der Dreimeilenzone durch Funkpruch angehalten werden sollten – ein Verfahren, das schwer zu verwirklichen gewesen wäre! – entstanden weitere Zweifel. Bis zum Fall der ersten Bombe wusste niemand definitiv, ob der Angriff auf die Neutralen ernsthaft beabsichtigt oder ein Bluff war, der einen billigen politischen Erfolg erzwingen wollte. Nachträglich stellte sich jedoch heraus, dass selbst die Annahme des Ultimatums im Haag den Luftangriff und die Landungen deutscher Truppen in Holland nicht mehr hätte verhindern können!

Das Gewissen der führenden Kommandostellen wurde vorsorglich durch tendenziöse und gefälschte Meldungen der V-Abteilung des Generalstabes (Schmidt) über angebliche britische Truppenlandungen in Vlissingen und die Überschreitung der französischbelgischen Grenze durch britische und französische Truppen beschwichtigt. Später erfuhr man, dass dies alles «Enten» waren. In der Spannung und Aufregung jener Tage, der sich *niemand* entziehen konnte, glaubte man auch Dinge, die heute nur noch ein Achselzucken bewirken können. Wenn man damals auch manchmal zweifelte, sagte man sich doch: Bei den weitreichenden, ungeheuren Folgen, die jeder unbedachte Schritt für die Völker und für das Schicksal der Deutschen haben könnte, kann doch unmöglich hasardiert werden! Hier kann doch nicht Schindluder mit uns gespielt werden! Wenn eine hohe militärische Kommandostelle dies oder jenes behauptet, dann *muss* es wahr sein! Die Propagandaämter lügen natürlich – aber der Generalstab doch nicht! Die üblen Folgen des Einmarsches in Belgien 1914 waren nicht vergessen – Hitler konnte doch diesen Fehler nicht wiederholen!

So beruhigte man sich und wurde *doch* belogen. – Aber angenommen, man wäre klüger gewesen, man hätte sich nicht täuschen lassen – wäre irgend jemand imstande gewesen, das Riesenrad, das 1933 zu rollen begonnen hatte, anzuhalten? War nicht schon der, der es in Gang gesetzt hatte, aus dem Antreiber ein Getriebener geworden? – Wenn die Menschen versagen, warum griff Gott nicht ein?

Tolstoi sagt in «Krieg und Frieden»: «Ohne Fatalismus kommt man bei der Erklärung der unvernünftigen Erscheinungen in der Geschichte nicht aus, d.h. jener Erscheinungen, deren Sinn wir nicht begreifen» – und später: «Keine Handlung ist im historischen Sinne freiwillig. Sie steht mit dem ganzen Gang der Geschichte im Zusammenhang und ist von Ewigkeit her bestimmt».

Wir lehnen uns in unserm rationalen Rechtsgefühl und mit unserem Sinn für persönliche Verantwortung gegen die Tolstoische Mystik in der

Deutung der Zusammenhänge auf. Aber wer hätte nicht wünschen sollen, der Welt das «Meer von Blut und Tränen» zu ersparen? – Und doch hat es keiner vermocht.

Wer musste nicht in Erkenntnis aller aufgeführten inneren Schwächen der Luftwaffe in Führung, Stand der Truppe und Technik seine Sorgen laut bekennen? – Wer konnte sich ihnen entziehen; wem konnte die Einsicht fehlen? – Ich habe meine Auffassung in der Zeit vom August 1939 bis Mai 1940 immer wieder ausgesprochen und vor allem meine Beurteilung der Engländer, die im schroffen Gegensatz zu der offiziellen des Generalstabes stand, meinen Vorgesetzten und Kameraden nicht verhehlt. *Ich warnte vor dem Einsatz der Luftwaffe, der England Nadelstiche beibringen, es aber niemals tödlich treffen werde.* Ich sah das Empire und hinter ihm die ungeheure Kraft der USA. Damals konnte man das noch aussprechen, ohne erschossen zu werden. Vier Wochen nach Beginn der Westoffensive war ich der «blamierte Mitteleuropäer». Die jüngsten Offiziere konnten mitleidig über mich lächeln. Die «geballte Kraft» des deutschen Heeres hatte gesiegt und auf die «siegreiche» Luftwaffe ergoss sich der Glanz neugewonnenen Ruhmes. Alle angeblichen «Schwächen» waren Irrtum? – Nein! – *Aber eine geschickte Zweckpropaganda hatte sie verhüllt, damit Göring zu seinem Lohn* und damit der Milliardenaufwand für die Luftwaffe in den Augen des Heeres, des Volkes, der Partei – der zahllosen Kritiker und Gegner gerechtfertigt wurde!

Die ernste Bewährung der Luftwaffe aber stand noch aus!

IX

DEUTSCHLAND ALS AUFMARSCHRAUM

Die erste Phase des Aufbaus der deutschen Bodenorganisation unter Wever und Kesselring liess noch nicht erkennen, dass es sich um die Basis für ein Kriegsinstrument handelte, das einst bei der Niederwerfung Europas die erste Rolle spielen sollte. Jene ersten Anlagen, deren System mit allen Schwächen durch mehrere Jahre des Aufbaus beibehalten wurde, mit ihren grossen, massiven Bauten, ihren, im Interesse der um den Boden ringenden Landwirtschaft, knapp bemessenen Flächen, mit ihrer, ohne Rücksicht auf Luftgefährdung, dichten Bebauung, ihren völlig unzureichenden Luftschutzeinrichtungen, machten einen durchaus «friedensmässigen» Eindruck. Sie waren der Stolz der Luftwaffe, der Neid des Heeres, die Empörung der Partei und das Kopfschütteln vieler alter Troupiers, die sich von der Verweichlichung der Soldaten in diesen Hotels und Sanatorien ähnelnden Kasernen nichts Gutes versprachen.

Bequemlichkeit der Betriebe, Übersichtlichkeit, Komfort der Unterkünfte, technische Zweckmässigkeit nach industriellen Vorbildern waren die beherrschenden Gesichtspunkte beim Entwurf. Zwar hatte man mehrere grössere Fliegerhorste teils aus Tarnungsgründen, teils wegen des billigen Grunderwerbs, in verkehrsarme Gegenden, weitab von grösseren Ortschaften gelegt. Die meisten Flugplätze lagen indessen im Weichbild mittlerer und auch grösserer Städte, angenehmen Garnisonsorten für die Truppe. Sie boten alle Unterhaltungsmöglichkeiten, die dem Soldaten das

Leben angenehm machen, soweit sein Dienst es zulässt. Im Kriege erwachsen aus den friedensmässigen Vorteilen sowohl für die Städte wie für die Flugplätze kriegsmässige Nachteile.

Wenn man sich heute die wunderschönen Fliegerhorste vergegenwärtigt, die sich stilvoll in das landschaftliche Bild einfügten und die auch durch die heftigsten Bemühungen ihrer Kommandanten später nicht mehr, «wegzutarnen» waren, wenn man ferner berücksichtigt, dass Wever und Kesselring zwar Nichtflieger, aber doch nicht töricht waren und sich über die Nachteile dieser Luxusbauten wohl Gedanken gemacht haben müssen, so kann man objektiv nur annehmen, dass die leitenden Persönlichkeiten beim Ausbau der Bodenorganisation weder mit ernst politischen, noch militärischen Gefahren von Seiten jener Staaten gerechnet haben können, die als ernsthafte Luftgegner in Betracht kamen.

Dies lässt entsprechende Rückschlüsse auf die damalige Einstellung von *Hitler* und *Göring* zu. Wenn sie ernsthaft kämpfen wollten, hätten sie dann nicht schon von Anfang an eine ganz andere Baupolitik einschlagen müssen? Man darf nicht denken, dass Hitler sich um solche Einzelheiten nicht gekümmert habe! Abgesehen davon, dass ihn *alle* militärischen Fragen von jeher lebhaft interessierten und dass er sich militärische Massnahmen bis ins Kleinste auseinandersetzen liess, waren Bauvorhaben grossen Stils ja gerade sein Steckenpferd. Er hat sich bestimmt auch in diesem Fall die Entwürfe vorlegen und erläutern lassen. Er kannte Göring mit seiner Vorliebe für das Bombastische und Extravagante. Wenn er ihm die Milliarden für den Ausbau der Bodenorganisation bewilligte, musste er wissen, was er tat. Düpieren liess er sich bestimmt nicht. Dafür zur Erläuterung folgende charakteristische, kleine Geschichte: Hitler war bald nach der Einweihung von *Karinhall*, Görings Märchenschloss in der Schorfheide, bei diesem zu Gast. Wuchtige Möbel allenthalben. Hitler nimmt beim Frühstück an einem prächtigen runden Eichentisch mit einer faustdicken Platte Platz. Er bewundert das stabile Möbel und fragt seinen Wirt: «Massiv natürlich?» – Göring nickt.

Aber Hitler – der seinen Hermann kannte! – greift unter den Tisch, bemerkt, dass die Platte lediglich durch einen breiten, geschnitzten Rand «getarnt», in Wirklichkeit nicht massiv, sondern hohl und von ganz normaler Stärke ist und bricht in schallendes Gelächter aus. Göring, wütend und mit rotem Kopf, behauptet, der Architekt habe ihn getäuscht! – Natürlich wurde schleunigst eine massive Platte angefertigt.

Man muss als sicher annehmen, dass Hitler über Vor- und Nachteile der luxuriösen Fliegerhorste nachgedacht hat. Wenn er sie duldete, dann heisst das: er rechnete mit dem Eindruck, den diese nicht übersehbaren, eindrucksvollen Anlagen auf die Welt und auf die ausländischen Fachleute machten. Man gab den Attachés und sonstigen Ausländern gern Gelegenheit, die Fliegerhorste zu besuchen. Ich selbst habe als Staffelpolitän Amerikaner, Japaner und Finnen empfangen und führen müssen, habe wochenlang Argentinier, Chilenen, einen Schweden, einen Norweger als Gäste gehabt, die am Dienst in allen Funktionen teilnahmen.

Natürlich wusste man, dass diese Offiziere den Nachrichtenchefs ihrer Luftstreitkräfte Berichte schuldeten, die ohne deutsche Zensur auf diplomatischem Wege ins Ausland gelangten und die durch die üblichen Kanäle in alle anderen grösseren Länder drangen. Andererseits haben die fremden Offiziere wohl kaum damit gerechnet, dass sie alles und überall nur das Beste zu sehen bekamen, sondern dass man ihnen gerade dies verbarg. Wenn einige Hallentore verschlossen blieben, ahnten sie kaum, dass sich hinter ihnen die veralteten «Möbelwagen» der Do XI und Do XXIII deckten. Wahrscheinlich vermuteten sie etwas besonders Kostbares und Gefährliches dahinter! – Wenn man auf ihre Fragen nach irgendeinem neuen Typ, den man selbst nicht kannte, mit den Achseln zuckte, lächelten sie verständnisinnig und meinten, man *wolle* und dürfe nichts sagen! Neben dem planmässigen Bluff, der von oben organisiert wurde, gab es auch einen Selbstbluff der fremden Fliegeroffiziere, die einfach nicht nüchtern an das Tatsächliche glaubten, sondern immer

noch viel mehr dahinter versteckt vermuteten. Sie wussten nicht, dass viele der riesigen deutschen Flugzeughallen überhaupt leer oder mit altem Gerümpel kriegsunbrauchbarer, verstaubter Flugzeuge angefüllt waren, die niemand mehr flog.

Ich bin der Meinung, dass *Hitler* mit dieser psychologischen Nebenwirkung rechnete. Wie sollte jemand auf den Gedanken kommen, dass die prachtvolle Bodenorganisation der Luftwaffe eine taube Nuss war? So wenig wie man annimmt, dass sich jemand an eine schwere goldene Uhrkette eine Kartoffel hängt! *Und doch war es so! – Der Aufwand für den Flugplatzbau war masslos übertrieben. Er entsprach in keiner Weise dem Stande und der Schlagkraft der Luftwaffe.* Im Kriege erwies sich die Kesselringsche Bodenorganisation als unbrauchbar, nachdem sie Milliarden verschlungen und tatsächlich zur Verwöhnung und Verweichlichung der Truppe beigetragen hatte. Dies war bis in die letzte Kriegsphase bei bestimmten Verbänden spürbar.

Es hat nicht an Opposition gegen diese Baupolitik gefehlt – auch nicht in der Luftwaffe. Aber die propagandistisch wirksamen Prachtanlagen entsprachen so sehr dem Stil des herrschenden Regimes, dass jedes Wort dagegen als «nicht dem Geist der Zeit gemäss» abgetan wurde. Es wurde Grundsatz, die Truppen zu hohen Ansprüchen, anstatt zur Einfachheit zu erziehen. Noch 1942 liess *Generaloberst Keller*, der Oberbefehlshaber der Luftflotte in Nordrussland, ganze Züge mit wertvollem Mobiliar aus Deutschland heranschaffen, weil nach seiner Auffassung der Luftwaffensoldat, vor allem der Flieger, dadurch in seinem «Herrenmenschentum», seiner Überlegenheit über die «inferioren, anderen Rassen» bestärkt werden sollte. Während in Deutschland die Ausgebombten sich vergeblich um Betten, Stühle und Tische bemühten, während es beim Heer bereits an Transportraum für Waffen und Munition mangelte, wurden Schreibtische, Sessel, Betten, Liegesofas, Teppiche, Vorhänge auf die Flugplätze gebracht, wo sie später teils vermoderten, teils vernichtet oder von den Russen erbeutet wurden.

Dieser Wahnsinn war die geradlinige Fortsetzung der Göringschen Richtung. Die Fehler von 1934-1936 waren nie wieder zu korrigieren. Neue Fehler kamen dazu – so musste die deutsche Bodenorganisation 1944 versagen.

Während 1936, nach Wevers Tod, *Kesselring* an die Spitze des Generalstabs trat, wurde der junge *General Loeb* \ zwar auch ein Nichtflieger, aber ein besonders befähigter, überaus kluger Mann, sein Nachfolger im D-Amt und übernahm die Verantwortung für das Luftwaffenbauwesen. Damit trat eine Wende in der Entwicklung der Bodenorganisation ein.

Deutschland hatte bisher eine grosse Anzahl von komfortablen Fliegerstandorten erhalten. Der Fliegerhorst entsprach dem See-Hafen der Marine mit allen Bequemlichkeiten, Kasernen, technischen Einrichtungen und Hilfsmitteln, wie ihn Deutschland in *Kiel*, Grossbritannien in *Portsmouth*, Frankreich in *Brest* besaßen. Es fehlte aber der eigentliche *Kriegshafen*, wie er etwa der Bucht von *Scapa Flow* entsprochen hätte. Die taktischen und operativen Gesichtspunkte waren zurückgestellt worden. *Die neue Planung unter Loeb machte Deutschland zum Aufmarschraum seiner Luft-Waffe, unter Berücksichtigung der militärisch-politischen Lage, der operativen Möglichkeiten und der taktischen Bedürfnisse und schuf ein System von Kriegsflugplätzen.*

An die Stelle des kostspieligen, auffälligen und luftempfindlichen Fliegerhorstes trat der «*Einsatzhafen*» (E-Hafen), einfach, ja primitiv, nur auf feldmässige Ansprüche und kriegsmässige Notwendigkeiten abgestellt. Die Reihenfolge des Ausbaus der verschiedenen Basen entsprach der militärpolitischen Lage. Da die Hauptgefahr kriegerischer Entwicklung nach *Hitlers* Auffassungen und Absichten im Südosten lag, entstanden die ersten E-Häfen in Schlesien und in der Lausitz als Basis für einen Angriff auf die *Tschechoslowakei*. Es schlossen sich Süd-

¹ Als Kommandierender General des Luftgaus Belgien-Nordfrankreich im Juli 1940 in Brüssel-Evère durch Flugzeugzusammenstoss tödlich verunglückt.

deutschland und der deutsche Osten an, dieser als Aufmarschraum gegen *Polen*. *Zuletzt* – dies illustriert wieder die *Hitler-Göringschen* Pläne und Gedankengänge im Hinblick auf *Grossbritannien* – erstand, 1938 beginnend, im Nordwesten Deutschlands *die Absprungbasis gegen England*.

Der E-Hafen bestand im Wesentlichen aus einem grossen Rollfeld von mindestens 1'000 X 1'000 m, dessen Fläche durch Scheingräben, Scheinwege und Scheinäcker gleich zu Beginn der Herrichtung so getarnt wurde, dass sie sich unauffällig in das Landschaftsbild der unmittelbaren Umgebung einfügte. Feste Startbahnen wurden in einzelnen Fällen sofort in Bau genommen, doch wurden sonst noch Grünflächen bevorzugt, weil sie leichter zu tarnen waren. Eine «Ringstrasse» schloss das Rollfeld ein und diente dem Verkehr der Versorgungsfahrzeuge. Von der Ringstrasse zweigten Stichstrassen zu den Liegeplätzen der Staffeln und zu den Unterkünften der Mannschaften ab, die, je nach Gelände, in einem Abstand von einigen Hundert bis zu 3'000 m vom Rollfeldraum entfernt erbaut wurden. Für den Transport schwerer Güter diente ein Gleis mit Anschluss an die nächste Bahnlinie. Die Liegeplätze der Flugzeuge erhielten Boxen für Splitterschutz und Tarnung sowie kleine, bescheidene Werkstätten und Aufenthaltsräume für das technische Personal. Von mehrstöckigen Hochbauten und massiven Gebäuden wurde abgesehen. Die für die Zwecke der Kommandanturen erforderlichen Baulichkeiten in der Nähe der Rollfelder erhielten den Charakter bäuerlicher Anwesen im landestüblichen Stil.

Die Lage der E-Häfen wurde gegenüber der Truppe streng geheim gehalten. Es war verboten, überhaupt von dem *Begriff* «E-Hafen» zu sprechen oder ihn im Schriftverkehr zu erwähnen. Jede Benutzung von E-Häfen zu Übungszwecken war untersagt. In ganz Deutschland wurden lediglich drei «Übungs-E-Häfen» eingerichtet, um die Truppe, vor allem das technische Personal, an die Bedingungen des vereinfachten Betriebes zu gewöhnen. Alarmierungen mit schneller Verlegung auf einen Übungs-E-Hafen, anschliessender Übungseinsatz mit scharfem Bom-

benwurf und Rückkehr auf den Friedensfliegerhorst dienten der Überprüfung der Schlagfertigkeit. Es dauerte geraume Zeit, bis die Truppe den Ernst und die Notwendigkeit solcher Übungen einsah und sich auch hinsichtlich der Mitnahme von Gepäck, der persönlichen Ausrüstung und der Durchführung des Funkbetriebes kriegsmässig verhielt. Die Verwöhnung durch den Fliegerhorstbetrieb machte sich bereits bemerkbar.

Die E-Hafen-Organisation erforderte Anpassung der Truppentechnik und Versorgung. Bis 1939 gehörte das gesamte Flugzeugbedienungspersonal zu den fliegenden Einheiten, den Staffeln. Um die Beweglichkeit und die Schlagfertigkeit der Verbände zu erhöhen, wurde nunmehr die Masse des technischen Personals in «Flughafen-Betriebskompagnien» zusammengefasst, deren jede Kampfgruppe und Sturzkampfgruppe zwei erhielt. Die Staffeln behielten lediglich allgemeines und technisches Spitzenpersonal, etwa in Zugstärke (rund 25 Mann), das mit Transportflugzeugen an den Verlegungen auf die E-Häfen teilnahm. Erfolgte ein Kampfeinsatz vom Friedensfliegerhorst aus mit anschließender Landung auf einem E-Hafen, so nahm das Spitzenpersonal bis zum Start des Verbandes an den Einsatzvorbereitungen teil, startete selbst unmittelbar nach dem Verband zum E-Hafen und nahm ihn dort nach der Landung in Empfang. Die Flughafen-Betriebskompagnien waren motorisiert. Der friedensmässige Übungsbetrieb erforderte die Zuteilung je eines Zuges zu jeder Staffel. Demgemäss bestand jede Kompagnie aus drei Betriebszügen für den Wartungsdienst und einem Werftzug je Gruppe für den Instandsetzungsdienst. Durch die Zuteilung von zwei Kompagnien schuf man im Frieden die Möglichkeit zu intensiver Ausbildung in den Lehrgängen der technischen Schulen und bei der Industrie. Bei Manövern sowie für den Kriegsfall stand jeweils eine zweite Kompagnie zur Verfügung, die man im voraus bei Bedarf auf dem Landmarsch zu dem vorgesehenen E-Hafen in Bewegung setzen konnte.

Diese neue Organisation schuf eigentlich erst kriegsmässige Bedingungen für die fliegerische, technische und taktische Ausbildung der

Truppe. Sie wurde im Wesentlichen während des ganzen Krieges beibehalten. Ihr Vorteil lag in der Erhöhung der Beweglichkeit der Verbände unter Sicherstellung ihrer technischen Versorgung mit ausgebildetem Personal. Im Frieden hatten die Verbände «ihre», d.h. den Gruppen fest zugeteilten Flughafenbetriebskompagnien (FBK). Im Kriege liess sich das nicht aufrecht erhalten. Bei der Weiträumigkeit der Kriegsschauplätze war man gezwungen, zur Vermeidung von wochenlangen Transporten oder Landmärschen, in der Bodenorganisation der verschiedenen Luftbasen eine Anzahl von Flughafen-Betriebskompagnien bereit zu halten und diese den einfallenden Verbänden zuzuteilen. Die Verschiedenartigkeit der Typen brachte es nun mit sich, dass nicht immer eine einschlägige FBK zur Verfügung stand, so dass z.B. ein Ju 88-Verband von einer He 111 -FBK oder sogar ein Stuka-Verband von einer Kampfflieger-FBK betreut werden musste. Die Kompagnien beherrschten jeweils nur die Wartung *eines* Typs. Es wirkte sich unvermeidlich auf die technische Einsatzbereitschaft aus, wenn sie für einen fremden Flugzeugtyp zu sorgen hatten – ein Nachteil der Organisation, der der typenmässigen Uneinheitlichkeit der deutschen Fliegertruppe entsprang.

Durch die Betreuung einer Gruppe war eine FBK vollständig ausgelastet. Die Führung glaubte, dass zur Not eine Kompagnie auch zwei Gruppen betreuen müsste. Das war ein Trugschluss. Natürlich konnte man das Personal einer FBK auf zwei Gruppen verteilen; damit senkte man aber wieder die Einsatzbereitschaft beider Gruppen. Wenn das Maximum der Leistung einer FBK in der Aufrechterhaltung der Einsatzbereitschaft von rund 25 Flugzeugen lag, dann war es für die FBK gleichgültig, ob diese 25 Maschinen zu einer oder zwei Gruppen gehörten. Jedenfalls war die Hoffnung der Führung, dass eine FBK in solchem Fall zweimal 25 Flugzeuge einsatzbereit halten könne, unbegründet und nicht zu erfüllen, so wenig wie man auch nicht bei grösster Anstrengung an einem Tage zweimal 24 Stunden arbeiten kann.

Menschenmangel zwang im Laufe des Krieges die Luftwaffe zu starken Abgaben an das Heer. Im Winter 1941/1942 begann *Göring* ausserdem mit der Aufstellung von Felddivisionen in einer Gesamtstärke von etwa 300'000 Mann. Später vergrösserte er die Fallschirmjägertruppe und bildete eine Fallschirmarmee. Da gleichzeitig das jährliche Rekrutenkontingent der Luftwaffe von Jahr zu Jahr abnahm, während Fallschirmtruppe und Flakartillerie fortgesetzt vermehrt wurden, musste die Fliegertruppe aus den Reihen ihrer Versorgungstruppen Opfer bringen. Hierdurch verloren die Kampf- und Stukaverbände sämtlich ihre zweiten Flughafen-Betriebskompagnien. Eine erhebliche Beeinträchtigung der Beweglichkeit und der Schlagfertigkeit der Verbände trat ein. Sie war z.T. auch auf den Rückgang der Qualität der Versorgungstruppen zurückzuführen, weil diese vor allem ihre jungen Jahrgänge und ihr bestes technisches Personal einbüssten.

Im Übrigen aber hat sich das E-Hafen-Prinzip bewährt. *Der E-Hafen wurde zum Rückhalt der deutschen Bodenorganisation in allen Einsatzräumen der Luftwaffe.* Im Gegensatz zum Friedensfliegerhorst war er meist ausbau- und erweiterungsfähig, weil man grössere Bauten an den Rollfeldern und somit künstliche Hindernisse vermieden hatte. Die im Kriege entstehenden Anlagen wurden verbessert. Sie waren durchwegs mit Startbahnen versehen. In den besetzten Ländern, wo *alle* Interessen den Kriegsbedürfnissen untergeordnet wurden, nahmen die E-Häfen gewaltige Ausmasse an. Wegen der grösseren Luftgefährdung erfolgte eine entsprechend stärkere Auflockerung der Liegeplätze und der Unterkünfte. Die Startbahnen wurden so angelegt, dass es zur Zerstörung durch Bombenabwurf bedeutender Kräfte bedurfte. Die Ausmasse eines solchen Kriegs-E-Hafens im Westen oder südlich der Alpen werden dadurch illustriert, dass die Gesamtlänge der festen Strassen innerhalb eines E-Hafens bis zu 40 km betrug. Die technisch und betrieblich nicht benötigten Flächen wurden weitgehend für landwirtschaftliche Zwecke ausgenutzt. Schon in der ersten Phase des Aufbaus der deutschen Bo-

denorganisation hatte die Luftwaffe eine landwirtschaftliche Organisation mit einer Zentrale im D-Amt geschaffen. Auf jedem Fliegerhorst oder E-Hafen hatte ein Platzlandwirt die Aufgabe der Pflege des Rollfeldes und der landwirtschaftlichen Bebauung aller für den Flugbetrieb nicht benötigten Flächen für Ernährungszwecke. Im Kriege hat die Flugplatzlandwirtschaft an Bedeutung zugenommen und einen nicht unbedeutenden Anteil an der Gesamtversorgung der Wehrmacht und der Bevölkerung gehabt.

Als das E-Hafen-Bauprogramm im Jahre 1940 innerhalb des Reiches im Wesentlichen abgeschlossen war und sich der Schwerpunkt des Ausbaus der Luftwaffenbasis nach Eroberung der westeuropäischen Länder, Dänemarks und Norwegens in diese Räume verlagerte, wurden auch die Kriegserfahrungen hier zuallererst berücksichtigt, während die Entwicklung in Deutschland zum Stillstand kam. *Fon 1940 bis zum Kriegsende ist die Bodenorganisation im Reich liegen geblieben!* Erst nach Verlust des französischen und belgischen Raumes und nach Beginn der Kämpfe in Holland setzten verzweifelte Anstrengungen ein, die inzwischen unzulänglich gewordenen deutschen Flugplätze in einen besseren und den Kriegsbedingungen entsprechenden Stand zu setzen. Dieser Versuch ist gescheitert. Die Versäumnisse von fünf Kriegsjahren liessen sich unmöglich innerhalb eines halben Jahres einholen, zumal der Menschenmangel, vor allem an qualifizierten Arbeitern und Technikern, immer spürbarer wurde. Dazu kamen Fahrzeug- und Treibstoffmangel, Desorganisation des Verkehrsnetzes, Knappheit an Holz, Beton, Asphalt, die den Fortgang der Arbeiten hemmten, bis schliesslich der Eintritt der kalten Jahreszeit die meisten Arbeiten zum Stillstand brachte. Inzwischen engte der Ausfall an Plätzen durch Gebietsverluste und durch Luftangriffe den Raum für die Aufnahme der Verbände mehr und mehr ein. Schon im Frühjahr 1944 lag bei guter Witterung der Ausbildungsbetrieb im Reich still. Die gesamte deutsche Bodenorganisation lag unter der Kontrolle der angloamerikanischen Jäger und Jagdbomber, während die

deutsche Luftwaffe nicht mehr genügend Plätze hatte, um ihre Turbo-Verbände aufzustellen, auszubilden und einzusetzen.

Die alten Friedensfliegerhorste genügten eben noch den Ansprüchen der Jäger und Nachtjäger. Sonst waren sie zu einer wertlosen Fassade geworden. Einst «bewundert viel und viel gescholten» – wurden sie jetzt mit ihren unmodernen, veralteten, für Kriegszwecke unbrauchbaren Anlagen möglichst gemieden, da sie vom Feind leicht gefunden und leicht zerstört wurden.

Betrachtet man abschliessend die ganze Entwicklung der deutschen Bodenorganisation, dann kann man zusammenfassend feststellen:

Nach zaghaften Anfängen 1933, die noch ganz im Geiste der Reichswehrfliegerei und der Brandenburgischen Luftpolitik wurzelten, ging man ruckartig zu dem Milliardenprogramm über, das bis etwa 1938 lief, zum grössten Teil aber schon 1936 beendet wurde. Es entsprach ganz jener Grossmannssucht, die in allen nazistischen Bauprogrammen aufdringlich und umso peinlicher in Erscheinung trat, als sie mit der Finanzlage des Reiches und der Notwendigkeit zu sparen keineswegs in Einklang stand. Vom militärischen Standpunkt gesehen, kennzeichnet sich diese Bauperiode durch eine Kette von Irrtümern und Fehlern, die mit zu dem katastrophalen Zusammenbruch der Luftwaffe 1944/1945 geführt hat. Vom politischen Standpunkt aus betrachtet, erwies sich die Durchführung der grossen Fliegerhorstbauten als eine eindrucksvolle Umrahmung des Bildes, das in diesen Jahren im Ausland von der deutschen Luftwaffe entstand. Sie trug wesentlich dazu bei, dort wie auch in Deutschland, selbst innerhalb der Luftwaffe, die Auffassung zu bilden und zu stützen, dass in der deutschen Fliegertruppe ein starkes, auf sicheren Fundamenten ruhendes Machtinstrument geschaffen worden war. So hatte auch die Bodenorganisation ihren Anteil an dem Erfolg des Bluffs während der Krisenjahre 1937/1938.

Werfen wir noch einen Blick auf die Zusammenhänge zwischen Industrie, Technik und Erprobung einerseits und einigen Nachschubpro-

blemen anderseits. Die starken Bindungen, denen der Friedensvertrag von Versailles die deutsche Luftfahrt unterwarf, hatten zwangsläufig die deutsche Luftfahrtindustrie in Abhängigkeit von der zentralen Luftfahrtbehörde des Reiches gebracht. Die Unmöglichkeit, im In- und Auslande einen gewinnbringenden Absatzmarkt zu finden, nötigte die Reichsregierung zu Subventionen, um die wesentlichsten Firmen des Flugzeug- und Motorenbaus am Leben zu erhalten. Die natürliche Folge war eine starke Einflussnahme *Brandenburgs* auf die industrielle Planung. Jede grössere geschäftliche Krisis der Baufirmen führte zu einer Verstärkung des Regierungseinflusses und zu einer immer schärferen Lenkung dieses finanziell abhängig gewordenen Industriezweiges durch die Männer des Reichsverkehrsministeriums. So waren alle namhaften deutschen Flugzeugbauunternehmen bereits vor 1933 daran gewöhnt, nach dem Willen staatlicher Stellen zu arbeiten und sich deren Intentionen im Hinblick auf die Entwicklung zu fügen. Eine freiwaltende Konkurrenz existierte nicht. Wenn auch die Konstrukteure im Entwurf der Hauptbauelemente ihre eigenen Wege gingen, so waren sie doch gleichzeitig durch die Auflagen, die ihnen nach 1933 vom Technischen Amt des RLM und vom Generalstab der Luftwaffe gemacht wurden, stark gebunden. Ich wies schon im Kapitel «Truppe und Technik» auf den hemmenden Einfluss der Bauforderungen des Generalstabes hin. Ebenso erwähnte ich bereits die Nachteile des Typenwirrwarrs. Bei oberflächlicher Betrachtung könnte es den Anschein haben, als wenn die Vielheit der Typen grosse Freiheit der Industrie verriete. Das anzunehmen wäre aber irrig. Wenn man der Industrie wirklich Freiheit gelassen hätte, würde man z.B. den Wettbewerb im Bau eines Standard-Kampfflugzeuges ausgeschrieben haben. Die Siegerin im Wettbewerb hätte den Bauauftrag erhalten. Damit hätte sie bis zur Erfüllung aller vertraglichen Lieferungen den Vorrang gehabt. Es wäre ein leichtes gewesen, auch die Produktionsmöglichkeiten der übrigen Firmen bei der Durchführung des Gesamtbauprogramms dadurch einzuschalten, dass beispielsweise sämtliche qualifizierten deut-

schen Flugzeugbaufirmen vorübergehend diesen einen Typ herstellten. Inzwischen hätte man zwei bis drei Jahre Zeit gewonnen, um einen verbesserten Typ auszuschreiben, zu entwerfen, zu entwickeln und zu erproben und hierfür wieder alle Firmen aufgerufen. Danach hätte man die Wahl gehabt, einen bewährten Typ beizubehalten oder einen neuen Typ einzuführen. Für den Serienbau konnte man wiederum die gesamte Erzeugungskraft aller Firmen einsetzen. Das geschah aber nicht. So entstand eine Scheinkonkurrenz unter einer scheinbaren Freiheit, die beide das Gesamtpotential der deutschen Flugzeugindustrie an der vollständigen Entfaltung hinderten und seine völlige Ausnützung unmöglich machten. Junkers, Heinkel und Dornier «bastelten» gleichzeitig an einem Kampfflugzeug, das den widersprechendsten Forderungen genügen sollte, die sich im Grunde gegenseitig ausschlossen. Daher waren Fehlschläge unvermeidlich – als letzten erwähne ich denjenigen der He 177, des viermotorigen Bombers. Die straffe Wirtschaftslenkung des Hitlerstaates hat die Entscheidung über die grossen technischen Probleme in die Hände höchst mittelmässiger technischer Beamter und technischer Halblaien im Generalstab gelegt. Den Erfindergeist und die Initiative der Konstrukteure hat sie gelähmt.

Die unangenehmste Störung erfuhr der Flugzeugbau durch die *technischen* Nachforderungen während der Erprobung. Keine der in der Technik führenden Persönlichkeiten ist stark genug gewesen, um eine innige Zusammenarbeit zwischen Praktikern der Front, Erprobungsfliegern, Bauingenieuren und Konstrukteuren schon bei neuen Entwürfen so frühzeitig sicherzustellen, dass man *eine* Sprache sprach, sich untereinander verständigte und über die festzulegenden Ziele einigte. Stattdessen mühten sich die Konstrukteure monatelang ab, einen brauchbaren Typ herauszubringen, um dann erst während der Erprobung auf so undsoviele Dinge hingewiesen zu werden, die man schon beim ersten Entwurf hätte berücksichtigen können, die aber nachträglich den Konstrukteuren schwere Mühe machten, wie z.B. eine Vergrösserung der

Führerstände, eine Verstärkung oder Vermehrung der Abwehrwaffen oder dgl. Kamen die Flugzeuge nach zahllosen Änderungen endlich an die Front, dann begegneten sie erst der Kritik der Frontflieger und machten noch ihre «Kinderkrankheiten» durch, die immer wieder Abänderungen erzwangen. Schliesslich besass, abgesehen von der äusseren Form, das Flugzeug kaum noch die charakteristischen Eigenschaften, die sein Konstrukteur ihm im Entwurf zgedacht hatte.

Mehrere Male traten ernsthafte Nachschubkrisen ein, weil sich der Serienbau einzelner Muster durch eine unerwartet hohe Zahl von Änderungen und durch die Verlängerung der Erprobungszeiten derart verzögerte, dass die Produktion des Vorläufertyps bereits abgeschlossen, die neuen Flugzeuge aber noch nicht frontreif waren. So musste z.B. die Heinkel 111, entgegen der ursprünglichen Absicht, weitergebaut werden, weil die vorgesehene Ausrüstung mit der Ju 88 die Luftwaffe praktisch auf 10-20% ihrer Nominalstärke zurückgeworfen hätte. So mussten ferner mehrere Do 17 Z-Verbände ein Jahr lang ohne Nachschub neuer Flugzeuge den Winterkampf 1940/41, den Südostfeldzug und den Sommer- und Herbstfeldzug 1941 in Russland durchhalten, weil die Do 217 noch nicht in genügender Zahl frontreif geliefert werden konnte, während die Do 17 Z-Serie bereits im Herbst 1940 ausgelaufen war. Ausserdem stellte sich heraus, dass die Do 217 wegen ihrer hohen Wartungsansprüche und ihrer Winterempfindlichkeit in Russland gar nicht eingesetzt werden konnte und derart hohe Ansprüche an die Bodenorganisation stellte, dass in ganz Nordrussland kein einziger für dieses Muster geeigneter Flugplatz zu finden war.

Solange die deutsche Luftwaffe existierte, ist es der Technik niemals gelungen, zugleich mit der Ausbringung neuer Flugzeugmuster auch für die Bereitstellung der notwendigen Ersatzteile zu sorgen. Infolgedessen sank bei jeder Umrüstung die Einsatzstärke der Verbände auf ein Minimum ab, zumal auch das Einfliegen der Besatzungen, für das man zweckmässigerweise besondere Übungsmaschinen vorgesehen hätte, die

Flugzeuge anormal belastete und die Zahl der Ausfälle regelmässig erhöhte. Die Schlagkraft jeder Luftwaffe hängt nicht nur von der Güte des Personals, dem fliegerischen und taktischen Können der Verbände und der einzelnen Besatzungen, sondern vor allem von einer hohen technischen Einsatzbereitschaft und diese wiederum von einem gut funktionierenden Nachschub ab. *Schliesslich ist es für den Erfolg von Luft Streitkräften entscheidend, mit welcher Flugzeugzahl sie angreifen und mit welcher Genauigkeit sie eine möglichst hohe Zahl von Bomben auf ihre Ziele werfen. Demgegenüber spielen operative und taktische Führung eine verhältnismässig geringe Rolle.* Ob ein Geschwader oder eine Fliegerdivision heute A-Stadt und morgen B-Stadt angreift oder umgekehrt, ob ein Ziel morgens um 7 oder nachmittags um 15 Uhr, bei Tag oder bei Nacht, aus 5'000 oder 7'000 m Höhe angegriffen wird, ob man es von Süden, Norden oder Osten anfliegt, ist bedeutungslos, wenn die Verbände nur überhaupt und in grosser Stärke über dem Ziel zum Bombenwurf kommen!

Man müsste deshalb die fähigsten Köpfe in den Nachschubdienst, den Versorgungsdienst und in die technischen Dienste setzen. *Technik, Nachschub und Versorgung galten als zweitklassige Aufgaben. Der langjährige Generalquartiermeister der Luftwaffe General der Flieger von Seidel, der genügend Weitblick, aber zu wenig Frontpraxis besass, erkannte den fehlerhaften Kurs, und bemühte sich jahrelang vergebens, Göring und Jeschonnek von der falschen Personalpolitik im Nachschubdienst abzubringen. Werte von mehreren Milliarden Reichsmark waren den Händen mittelmässiger, wenn nicht unfähiger Offiziere, Ingenieure und Beamter anvertraut. In den riesigen Vorratslagern lagen ungeheure Mengen von Material und wurden aus bürokratischen Erwägungen solange ängstlich behütet und gehortet, bis irgendein feindlicher Luftangriff die pedantischen Verwalter von der Last ihrer Verantwortung befreite. So ging es mit Motoren, mit Funkgeräten, mit Munition, mit vielen anderen Dingen, die an der Front bitter entbehrt wurden. Grosse Lager blieben nach der Invasion im Westen zurück.*

Als sich die anglo-amerikanischen Luftangriffe gegen die Nachschub- und Versorgungszentren wandten, gingen Vorräte an Geräten zugrunde, die an der Front oft vergeblich angefordert, zum Teil aber auch veraltet und unbrauchbar geworden waren, weil man sich gescheut hatte, sie auszugeben. Hieran war vor allem die Interesselosigkeit Görings und seines Führungsstabes, ihre Frontfremdheit und die Unfähigkeit der leitenden Persönlichkeiten im Nachschubdienst schuld. Die geringe Einsatzstärke der Truppe war nicht immer auf wirklichen Mangel an Gerät, einschliesslich Flugzeugen, zurückzuführen, sondern auf schlechte Dispositionen und darauf, dass der Nachschubdienst es nicht verstand, das Gerät dorthin zu schaffen, wo es tatsächlich gebraucht wurde, nämlich an die Front. General *von Seidel* bot wiederholt seinen Rücktritt an, jedoch ohne Erfolg. Nicht imstande, eine Änderung herbeizuführen, sah er die Luftwaffe der materiellen Erschöpfung und einem immer grösseren Chaos entgegentreiben. Im Frühjahr 1944 gab er endlich sein Amt ab. Sein Nachfolger, *General von Griegern*, übernahm eine Erbschaft, an der nichts mehr zu retten war. Dazu erhöhten sich inzwischen laufend die Verluste durch die vernichtenden Schläge der anglo-amerikanischen Luftstreitkräfte. Die Transportkatastrophe tat das ihrige.

Auch hier offenbarten sich unter den harten Belastungen des letzten Kriegsjahres die katastrophalen Fehler falscher Personalpolitik und einer Organisation, die kein normales Wachstum genossen hatte, sondern unnatürlich und ungesund aufgebläht worden war.

«Schnell wachsende Keime welken geschwinde;
Zu lange Bäume brechen im Winde.»

(Wilhelm Busch)

Die Tüchtigkeit und Fähigkeit Einzelner in der Riesenorganisation der Nachschub- und Versorgungsdienste, die pflichttreue Arbeit der «kleinen Leute» und der Truppe, konnten die Auswirkungen der grossen grundlegenden Fehler nicht aufhalten.

Wenn man heute noch nach den Bestandslisten der Nachschubdienststellen die ungeheuren Reichtümer an Material zusammenzählen könnte, die weit verstreut überall in Deutschland und in den besetzten Gebieten lagerten, dann würde man es für unbegreiflich halten, dass die Luftwaffe an Materialknappheit gelitten haben soll. Es ging ihr wie einem Reichen, der hungert, während sein Geld auf der Bank liegt. *Göring* hatte sich an den Ziffern berauscht, die auf der Erzeugungsliste der Industrie, auf den Bestandslisten der Zeugämter und der Truppe, sowie der VI. Abteilung des Generalstabes prangten. Er war aber unfähig, den Fluss der Produktion und des Nachschubes so zu regeln, dass frisches Blut in die Glieder der Luftwaffe gepumpt wurde und dass die Front aktionsfähig blieb. Der Dilettantismus hatte geherrscht und versagt. *Die Luftwaffe blutete aus wie ein Schwerverwundeter, dessen Schlagadern zerrissen sind.*

X

DIE VERTEIDIGUNG DES DEUTSCHEN LUFTRAUMES

a) Organisatorische Probleme.

In den Jahren 1915–1917 genoss ich als Infanterist oft das hübsche Bild, wenn sich Gruppen von drei bis sechs blendendweissen Schrapnellwolken in grosser Höhe aneinander reihten und schliesslich einen grossen Bogen über einen blauen Himmel spannten, manchmal kunstvoll eine Volte einlegend und sich endlich sanft auflösend, wenn der vergeblich beschossene Flieger am Horizont verschwunden war. Das sah so harmlos, so gar nicht böse aus, dass ich mir die Künstler, welche dieses ästhetische Bild schufen, nur wie eine Schar vergnügter Jungen vorstellen konnte, denen ihre Tätigkeit ungeheure Freude machte.

Als ich 1917, kurz vor meiner Versetzung zur Fliegertruppe, bei Laon eine Flakbatterie in ihrer Feuerstellung besuchte, da war es ganz anders. Ein schlecht gelaunter Batteriechef rief scharfe Kommandos, die eilig von einer verbissen arbeitenden Mannschaft ausgeführt wurden. Halblaute Flüche schwirrten den Granaten nach – wie ein flüchtiger Sonnenstrahl huschte Befriedigung über die Gesichter, wenn die Schüsse gut lagen, um wieder zu verschwinden, wenn der Flieger mit einer raschen Wendung die Kette der gefährlichen Wölkchen abgeschüttelt hatte.

Ich wusste, der da oben war ein Feind und musste vernichtet werden, ehe er seine Beobachtungen über den Marschweg der deutschen Kolonnen, die Belegung der Ortschaften, den Verkehr der Eisenbahnzüge zu Hause melden konnte – und doch: Es krampfte sich das Herz zusammen,

wenn man glaubte, ihn wie getroffen schwanken zu sehen – man atmete auf, wenn er doch weiterflog! – Die Sympathie war nicht unten, bei den grimmigen Kanonieren, die – Schaum vor dem Munde – ihre Pflicht taten, sondern bei dem Verfolgten oben, und man wünschte ihm, dass er entkomme.

Wenn ich ein Jahr später im Flakfeuer über Reims, Château-Thierry oder Meaux erheblich «in Druck geriet», blieb nichts von ästhetisierenden Empfindungen übrig und alles ballte sich zusammen in einem zornigen und zugleich verächtlichen Gefühl für die da unten, die mit heissem Eisen und Blei nach mir warfen – die «Flak». Ich sah geistig-bildhaft die Batterie von Laon vor mir, und als man mich im Juli 1918 bei Berry-au-Bac selbst herunterholte, ich mich nur mit Mühe, flügelahm, auf die deutsche Seite der Front retten konnte, da war die Antipathie gegenüber den Flugabwehrwaffen besiegelt. Sie hielt lange an, und wenn ich heute dennoch der deutschen Flakartillerie eine gerechte Beurteilung widerfahren lassen kann, dann beruht dies darauf, dass während des grossen Ringens drei andere Empfindungen die Gefühle der Abneigung allmählich verdrängten: *Hochachtung* vor den Leistungen der Flak im Erdkampf; *Mitleid* gegenüber einer Truppe, die vor unlösbare Aufgaben gestellt wurde, und *Ehrfurcht* angesichts der schicksalhaften Tragödie der deutschen Flakartillerie, die, fast noch eindrucksvoller als die der Fliegertruppe, die Katastrophe des Dritten Reiches illustriert.

Ich will nicht behaupten, dass mein inneres Verhältnis zur Flakartillerie für alle Flieger typisch war, aber es ist auch keine Ausnahme. Die Grundanschauungen über Flakartillerie und Heimatluftverteidigung waren dadurch bestimmt, dass fast alle massgeblichen «Spitzen» in der Luftwaffe Flieger waren, während die Flakartilleristen, wie auch die höheren Offiziere der Nachrichtentruppe, ein Schattendasein führten. Im ganzen Führungsstab des OKL war nur ein junger Generalstäbler, 1940 noch Hauptmann, als Repräsentant der Flakartillerie vertreten. Alle Luftflottenbefehlshaber waren «Flieger», sogar das II. Flakkorps wurde jah-

relang von einem «Flieger», General *Dessloch*, geführt. So wie innerhalb des Generalstabs der Nachschubdienst, so galt gegenüber der Fliegertruppe die «Flak» als absolut zweitklassig. Noch 1944, als die operativen Kräfte der Luftwaffe mehr oder weniger zerschlagen, abgewirtschaftet und wegen Treibstoff mangels am Boden lagen, wurde die Luftangriffslehre an der Kriegsakademie als Hauptfach behandelt. Es kostete grösste Mühe, für die «Luftverteidigung» geeignete Lehrer zu bekommen und diesem Fach den gebührenden Vorrang zu geben.

Zu fordern wusste man wohl, doch wirkliches Verständnis, das das Gleichmass herstellte zwischen Verlangen und Gewähren, zwischen Anforderungen und Ansprüchen einerseits und Unterstützung und Förderung andererseits, das war nirgends vorhanden.

Beim Heer erwarb sich der Generalstabs-Anwärter auf längeren Truppenkommandos bei den verschiedenen Waffengattungen Verständnis für deren Wesen. Er hatte dabei in verantwortlicher Stellung eine Truppe zu führen. In der Luftwaffe schenkte man sich diese Ausbildung. Infolgedessen erzog man auch keine «Luftwaffen-Generalstäbler», sondern lauter einseitige Spezialisten. Sie waren selten im Stande, sich über das Niveau rein waffenmässigen Denkens zu erheben, geschweige denn wehrmachtmässig zu denken. Ausserhalb ihres Spezialfaches verfügten sie nur über dilettantische Kenntnisse. Die militärische Halbbildung war typisch.

So wie die Wehrmachtsteile weit mehr nebeneinander, anstatt miteinander – ja oft gegeneinander arbeiteten, so wurde auch innerhalb der Luftwaffe zwar gern über den «Kampf der verbundenen Waffen» theoretisiert, in der Praxis mangelte es aber an dieser Zusammenarbeit sehr.

Flakartillerie und Luftpnachrichtentruppe hatten sowohl die Gegensätzlichkeiten innerhalb der Luftwaffe, wie die zwischen Heer und Luftwaffe vornehmlich auszubaden.

1934 traten die wenigen als «Fahrabteilung» getarnten Flak- und Scheinwerferbatterien der Reichswehr unter den Befehlsbereich der Luftwaffe. Ihr Kommandeur, Oberstleutnant *Weise*, hat das Hauptver-

dienst an ihrer weiteren Entwicklung. Er war der einzige Flakoffizier, der es zum höheren Befehlshaber brachte. In der Heimatluftverteidigung führte er als «Befehlshaber Mitte» bis 1943. Dann musste er dem «Flieger» *Stumpff* seinen Platz überlassen, weil man ihm das Versagen der Reichsluftverteidigung fälschlicherweise zur Last legte.

Das erste «Flakprogramm» war nicht weniger grosszügig als das der Bodenorganisation. Die Waffen, auf drei Geschütztypen ¹ standardisiert, waren vorzüglich und wurden gesund weiterentwickelt. Auf diesem Gebiet haben sich Technik und Industrie bewährt. Dies lag in erster Linie daran, dass die führenden Männer, an diesem Spezialfach weniger interessiert, den Fachleuten kaum hineinredeten. Wenn sie es taten, geschah es unter derart utopischen Vorstellungen, dass sich ihre Ideen auf die normale Entwicklung nicht störend auswirkten, sondern sich in allen möglichen technischen Versuchen austobten.

Die Organisation der «Luftverteidigung» ist nie zur Ruhe gekommen. Bis in die ersten Monate des Jahres 1945 ist sie laufend Änderungen unterworfen gewesen.

Sie begann mit einer führungsmässigen Spaltung zwischen «Jagd» und «Flak»: Die *Flakartillerie* unterstand – in Regimentern und dann in Brigaden gegliedert – zuerst den *Luftkreiskommandos*, dann den *Luftgaukommandos*, die *Jäger* den *Fliegerdivisionen*. Hieraus erwachsen zwangsläufig Divergenzen, so dass man den die Luftverteidigung führenden Luftgaubefehlshabern schliesslich zeitweilig gewisse Jagdkräfte *einsatzmässig* unterstellte. Als man in Hamburg, in Berlin und im Ruhrgebiet unter den Luftgaukommandos die «Luftverteidigungskommandos» schuf – später *Flakdivisionen* –, die man notwendigerweise höhe-

¹ Schwere Flak: 8,8 cm,
Mittlere Flak: 3,7 cm,
Leichte Flak: 2 cm.

Die 3,7 cm-Kanone wurde später z.T. als Zwillings-, die 2 cm-Kanone auch als Vierlingswaffe konstruiert.

ren Flak-Offizieren unterstellte, strebten die Jagdflieger nach einer eigenen, entsprechenden fliegerischen Führung. Sie wurden alsbald unter «höheren Jagdfliegerführern» zusammengefasst, aus denen sich dann die «Jagddivisionen» entwickelten.

Zeitweilig sicherten noch die vorgesetzten Luftgaukommandos die Einheit der Führung. Aber bald glaubte Göring die Dinge zu verbessern, indem er diese Einheit zerriss und wieder «Jägerführung» und «Flakführung» trennte. Die Jagddivisionen wurden vom «Befehlshaber Mitte» (dem Vorgänger der «Luftflotte Reich») *unmittelbar* geführt. Die Divisionen, Brigaden oder Regimenter der Flak blieben aber den Luftgaukommandos unterstellt. Tag- oder Nachtjagd waren ebenfalls führungs-mässig getrennt. Diese wurde unter *Kammhuber* in einem Korps zusammengeschlossen, das über dem Reichsgebiet und den Westländern, die Führung der Luftflotten überlagernd, führte.

Als der erste grosse Erfolg der britischen Störmittel, der Abwurf von Aluminiumfolien, die Nachtjagd wie die Flak lahmlegte – sozusagen blind machte – wurde *Kammhuber* entfernt. *Stumpff* übernahm die «Luftflotte Reich» und holte sich Görings Liebling, *Beppo Schmidt*, der gerade aus unbekanntem Gründen das Ritterkreuz erhalten hatte. Er übergab ihm das in ein «Jagdkorps» umgewandelte «Nachtjagdkorps» und unterstellte ihm alle Jagddivisionen im Reich und den gesamten Flugdienst. Die Flakartillerie, nunmehr vom «Jägerflugmeldedienst» und damit von den Jagddivisionen taktisch abhängig, blieb den Luftgaukommandos unterstellt, doch hatten diese auf die Gefechtsführung nicht den geringsten Einfluss. Damit hatte man sich wieder dem Stand von 1940 genähert, nur wurde schärfer zentralisiert und der Schwerpunkt in der Führung von der Flakartillerie auf die Jagdflieger übertragen.

Dass *Schmidt* weder Jäger noch Flakartillerist war, sei nur nebenbei erwähnt. Die höheren Flakoffiziere behielten nur noch inspektions-mässige Befugnisse. Aus der taktischen Führung waren sie in der Luftverteidigung des Reiches ausgeschaltet. Natürlich ergab diese Regelung eine weitere Verschlechterung des Ansehens und der Rolle der Flakartil-

lerie. Alle Misserfolge wurden ihr in die Schuhe geschoben. Sie hatte jede taktische Handlungsfreiheit verloren und wurde in ihren, schon durch die technische Entwicklung der Flugzeuge stark beschränkten Wirkungsmöglichkeiten weiter eingeengt. Ihre Erfolge sanken auf ein Minimum herab, was neue Ausbrüche höhnender Wut bei Hitler und Göring bewirkte.

Im Januar 1945 trat die letzte organisatorische Änderung ein. Bei der «Luftflotte Reich» und den Luftgaukommandos wurden Stellen für «Generäle der Flakartillerie» geschaffen. Der gute Grundgedanke war, dass man der Waffe eine fachliche Spitze geben wollte. Die Durchführung scheiterte daran, dass es wegen Personal mangels nicht möglich war, die Stäbe aufzustellen. Die beabsichtigte Drosselung der Kompetenzen der Luftgaubefehlshaber, die man wieder, wie früher, auf «Nachschub» und «Bodenorganisation» beschränken wollte, trat nicht ein. Das Ganze blieb eine papierene Massnahme ohne praktische Auswirkung.

Die organisatorischen Änderungen der Luftverteidigung hatten nicht immer sachliche Gründe. Oft entsprangen sie personellen Wünschen oder Rücksichten. Das Beförderungssystem führte zu einer Anhäufung höherer Offiziere und Generäle, für die es an Verwendungsmöglichkeiten fehlte. Schon im Frieden scheute sich das Personalamt vor Verabschiedungen, erst recht aber im Kriege. Es bedurfte daher der Schaffung neuer Stellen. Trotz aller sonstigen Willkür in der Personalpolitik hielt man an dem Grundsatz fest, dass für jeden Offizier in der Stärkenachweisung eines Truppenteils, eines Stabes oder einer Kommandobehörde, eine Etatstelle vorhanden sein müsse. Im demokratischen Staat hat diese Ordnung einen Sinn. Sie befähigt das Parlament zur Kontrolle der aufgewandten Mittel. Im totalitären Parteistaat, der keine parlamentarische Verantwortung kennt, war dieses System nichts als ein alter Zopf, da jede Neuschaffung von Stellen und die Bewilligung der Geldmittel dafür auf dem Verwaltungswege, ohne Kenntnis des Scheinparlamentes, ja ohne kritische Prüfung durch den Finanzminister möglich war. Die Einfachheit des Verfahrens gab einen Anreiz zur beliebigen Vermehrung

von Posten, die durchgeführt wurde, wenn einflussreiche Persönlichkeiten dahinter standen. Dieses Verfahren gewann somit oft den Charakter einer Versorgung von Personen, die sich guter Beziehungen oder besonderen Ansehens erfreuten. So entstanden aus Brigaden bei passender Gelegenheit Divisionen, aus solchen dann Korps, wenn entsprechende Anwärter für den «Posten» vorhanden waren. Die Zahl der unterstellten Truppenteile vermehrte sich allerdings nicht. Im Gegenteil, es kam vor, dass ein Kommandostab im gleichen Augenblick einen höheren Charakter erhielt, sich beispielsweise aus einem Divisionsstab in einen Korpsstab oder aus einem Generalkommando in ein Luftwaffenkommando¹ umwandelte, während die ihm unterstellten Truppen durch Abgaben an andere Bereiche so zusammenschmolzen, dass eine Verkleinerung des Stabes oder auch eine Herabsetzung des Ranges eher verständlich gewesen wären. Der andere Weg entsprach indessen dem Sinn und Zweck der sonstigen Bluffpolitik. Der hohe Stab bildete eine Fassade. Hinter ihr verbargen sich dürftige Kräfte, deren Dislokation zu ermitteln für den feindlichen Nachrichtendienst nicht leicht war. Sprach es sich herum, dass an Stelle der «x-ten Division» das «y-te Korps» den Befehl an irgendeinem Frontabschnitt übernommen habe, so schloss jeder zunächst auf eine Verstärkung, bestimmt nicht auf eine Schwächung der Kräfte in dem betreffenden Bereich. Um dies zu klären, bedurfte es für den Gegner eingehender und zeitraubender Erkundungen. Nach geraumer Zeit wird es zwar stets gelungen sein, den wahren Sachverhalt zu ermitteln. Bis dahin konnte sich aber die Lage völlig geändert haben und der Zweck der Täuschung erreicht sein. Im Übrigen wandte man dieses System mit Vorliebe im Interesse besonderer Günstlinge und Freunde Görings an. Wer Glück hatte, geriet in die gleiche «gute Streuung» und profitierte, ohne irgendwelches eigenes Verdienst mit davon; wer Pech hatte und in «schlechter Streuung» lag, konnte auch als Regimentskom-

¹ Luftwaffenkommandos entsprachen etwa einem Luftflottenkommando.

mandeur Truppenverbände befehligen, die manche sogenannte «Division» an Stärke weit übertrafen. So führte im Herbst 1942 in den Kämpfen am *Ladogasee* ein junger Major als Korpsflakführer 16 Flakabteilungen im Erd- und Lufteinsatz – während in anderen Abschnitten der russischen Nordfront höhere Stäbe brachlagen. Zur gleichen Zeit unterstellte man einem Oberstleutnant als Fliegerführer mehr Geschwader als manches Generalkommando seit Jahren geführt hatte.

Man setzte das Verfahren der Vermehrung und Vergrößerung der Stäbe solange fort, bis der groteske Zustand eintrat, dass hohe Kommandostäbe ohne die entsprechenden Truppen überreichlich vorhanden waren. Man hielt sie mit der Begründung, dass man ihnen durch die Verlegung von Kräften jederzeit wieder eine Aufgabe geben könne. Inzwischen hatten diese Stäbe in ihren Abschnitten alle Vorbereitungen für die Aufnahme und den Einsatz von Truppen in Zusammenarbeit mit den Heereskommandostellen zu treffen. Es war nicht einzusehen, warum man sich an ruhigen Frontabschnitten nicht mit den unbedingt benötigten Truppenstäben und Verbindungskommandos bei den hohen Heereskommandostellen begnügte. Bei der Zuführung von Kräften von anderen Fronten konnte man auch die entsprechenden Kommandostäbe mitverlegen. Die Gründe für den übermässigen Personalaufwand lagen einfach in dem Bestreben, einen grossen Kreis an sich längst überflüssiger Offiziere aus persönlichen Gründen zu halten, *weil eine Verminderung der höheren Kommandostellen das Prestige der Luftwaffe hätte schädigen können und der Anschein einer bedeutenden Luftmacht aufrechterhalten werden sollte.*

Erst unter dem Druck des katastrophalen Kriegsverlaufs, der anhaltenden Kritik von Seiten des Heeres, der Hetze der SS und der Partei sowie angesichts des allgemeinen Menschenmangels als Folge der verlustreichen Kämpfe im Osten und Westen, begann die Luftwaffe 1944 die längst überflüssigen Stäbe abzubauen und die übrigbleibenden zu verkleinern, um Offiziere und Mannschaften für die Front freizumachen. Es war aber schon zu spät!

b) Taktische Probleme der Flakartillerie.

Die taktischen und operativen Grundsätze der Luftverteidigung unterlagen nicht weniger Wandlungen als ihre Organisation. Im Reichsgebiet ging es um den Schutz fester Objekte, die wegen ihrer militärischen oder kriegswirtschaftlichen Bedeutung als besonders gefährdet galten. Diese sogenannten «Luftschutzobjekte» wurden je nach Bedeutung klassifiziert und in umfangreichen Karteien bei den Luftgaukommandos geführt. Die «Luftschutzobjekt-Kartei» diente mit zur vorausschauenden Beurteilung der vermutlichen Luftlageentwicklung und Feindtätigkeit; sie bot die Grundlage für den Einsatz der Flakkräfte. Der Schutz einzelner Objekte führte zu einem punktförmigen Einsatz der Flak.

Im Frieden und in den ersten Kriegsjahren ergaben sich aus den beschränkten taktischen Eindringetiefen der Kampfflugzeuge benachbarter Staaten, die als Gegner in Betracht kamen, gewisse Schwerpunkträume besonderer Luftgefährdung, wie das *Ruhrgebiet*, *Berlin* und *Hamburg*. Diese Räume wurden bei der Zuteilung von Flakkräften bevorzugt. In anderen Gegenden, die man als weniger gefährdet ansah, begnügte man sich mit dem Schutz der allerwichtigsten Objekte.

Innerhalb der Schwerpunkträume gruppierte man die Flak nach der Bedeutung der Objekte. Bei enger Nachbarschaft summierte sich die Abwehrkraft. In wichtigen Räumen, wie dem *Ruhrgebiet*, erstrebte man eine drei- bis vierfache Überlagerung des Flakfeuers. Diese ergab sich, wenn drei bis vier Batterien in ein und denselben Luftraum wirken konnten. Im Zentrum abwehrstarker Räume kam man auf sechs bis achtfache Überlagerungen, während an den Rändern der Abwehrzonen und in ihren Vorfeldern die Überlagerung abnahm.

Ausserhalb der flakgeschützten Räume und oberhalb der wirksamen Schusshöhen (4'000 bis 6'000 m) lag der Jagdraum der Jäger.

Durch den Begriff der Feuerüberlagerung entstand bei flakartilleristischen Laien häufig die falsche Vorstellung, dass alle Luftziele in die-

sen Räumen tatsächlich von drei bis vier Batterien gleichzeitig beschossen wurden. Das war theoretisch möglich, praktisch nicht sicher. Die taktische Führung lag im Gefecht bei den Batterien. Diesen war die Wahl des Zieles überlassen. Während der wenigen Sekunden, in denen das Luftziel sich innerhalb der Reichweite mehrerer Batterien befand, war es der nächsthöheren taktischen Führung der Flakuntergruppe \ geschweige der Flakgruppe ^{1 2} kaum möglich, das Feuer mehrerer Einheiten auf ein Ziel zusammenzufassen. Es war die Regel, dass bei Verbandsangriffen das einzelne Ziel jeweils auch nur von einer Batterie unter Feuer genommen wurde. Eine wirksame Feuerzusammenfassung liess sich nur durch Vermehrung der Geschützzahlen in den Batterien erreichen. Im Laufe des Krieges, als die Geschützproduktion eine höhere Geschützausstattung der Batterien gestattete und Offizier- und Mannschaftsmangel die Bildung neuer Einheiten erschwerte, ging man von 4 auf 6 Geschütze in der Batterie über. Besondere Abwehrschwerpunkte bildete man durch Grossbatterien von 12 und 24 Geschützen.

In stark flakgeschützten Räumen war der Einsatz gemischter Abteilungen mit 3 schweren, 1 mittleren und 2 leichten Batterien selten. An ihre Stelle trat in der Regel die schwere Flakabteilung ohne leichte und mittlere Waffen, während diese vorwiegend im Frontbereich und an solchen Objekten zum Einsatz kamen, die besonders der Tiefangriffsgefahr ausgesetzt waren.

Die grösseren Flughöhen und die bessere «Standfestigkeit» der schweren Kampfflugzeuge zwangen zur Konstruktion schwererer Kaliber an Stelle des normalen 8,8 cm-Geschützes. So entstand die 10,5 cm-Kanone, vorwiegend als Eisenbahnflak verwendet, die 15 cm-Flak und, als beste und leistungsfähigste Waffe, die 12,8 cm-Flak, mit der z.B. die Flaktürme von Berlin bestückt waren.

¹ Flakabtlg. (3–8 Batterien).

² Flakregiment (2–5 Flakuntergruppen).

«*Wer alles will defendieren, defendieret nichts*» – hatte angeblich schon der Alte Fritz gesagt. Dieses Wort nahmen sich jedenfalls die Strategen der Luftverteidigung mit Recht zum Leitsatz; denn ihre Kräfte hätten niemals ausgereicht, um alle schutzwürdigen Objekte zu schützen. Es gab aber kein starres System. Es galt, auf Grund der Lage zu handeln. Aus naheliegenden Gründen geriet die Luftverteidigung des Reiches gegenüber den Angreifern ins Hintertreffen. Wenn man nicht alles schützen konnte, um an anderen Orten Schwerpunkte der Abwehr zu bilden, dann blieben unvermeidlich eine Anzahl angriffswürdiger Objekte unverteidigt. Der Angreifer konnte also seine Angriffe ungestört dagegen richten; denn die Flakartillerie war nicht in der Lage, feindliche Angriffe so vorauszuberechnen, dass sie sich an *dem* Punkt jeweils am abwehrstärksten bereitstellen konnte, wo der nächste Angriff stattfand.

Durch alle taktischen Erwägungen, Beurteilungen und Entschlüsse, alle Richtlinien, Weisungen und Befehle für den Flakereinsatz im Grossen und im Kleinen drang der Ruf nach Schwerpunktbildung. Es wurde immer davon gesprochen, sogar zuviel davon gesprochen und zu wenig oder in einem falschen Sinne danach gehandelt.

Ich legte bereits dar, wie sich aus der Anhäufung von Objekten in Industriezentren zwangsläufig Abwehrschwerpunkte ergaben, wie aber aus der missverstandenen Bedeutung des Begriffs der «Feuerüberlagerung» in der Gefechtsführung der Flakartillerie jahrelang eine faktische Schwerpunktbildung unterblieb, bis man sich zur Bildung von Grossbatterien entschloss. Lange herrschten höchst unklare Ansichten über Führung und Einsatz der Flakartillerie. Es fehlte auch an Festigkeit der Führung gegenüber den Einflüssen und Forderungen politischer Stellen. Jeder stärkere feindliche Angriff bot Anlass zur Kritik an den Verteidigungskräften. Die Gauleiter hatten durch die Möglichkeit unmittelbarer Berichterstattung für ihre Beschwerden bei *Hitler* stets einen weiten Zeitvorsprung. Dieser reagierte auf ihre Klagen sehr empfindlich.

Das OKL war damit gegenüber seinen Vorwürfen stets in die Verteidigung gedrängt und hatte sich zu rechtfertigen. Selbst wenn es der unteren Führung gelang, eine plausible Erklärung für ihre Massnahmen und für mangelhaften Erfolg oder Misserfolg der Truppe zu geben, so war doch an dem Sachverhalt meist nichts zu ändern. Hieraus resultierten nicht nur Verärgerungen, sondern auch ad hoc gegebene unmittelbare Befehle und Eingriffe in die örtliche Flakführung und in den Flakeinsatz teils von höchster Stelle, teils durch *Göring* oder *Jeschonnek*» Es war nur natürlich, dass die britische Luftkriegführung in den Zeiten relativer Schwäche ihrer Angriffskräfte den Schwerpunkt ihres Kampfes auf wenige, ihr wichtig erscheinende Objekte konzentrierte. Sie führte ihre Angriffe deshalb gerade nicht dahin, wo die deutsche Luftwaffenführung sie erwartete und deshalb die stärksten Flakkräfte versammelte. Fehlbeurteilungen der voraussichtlichen britischen Luftkriegführung führten zur Bindung starker Verteidigungskräfte in Räumen, an Einzelobjekten und in Städten, die jahrelang wenig oder gar nicht angegriffen wurden, während anderswo schwach oder gar nicht geschützte Objekte zerschlagen wurden. Bei der weiträumigen Verteilung kriegswichtiger Objekte im Reich, den unzulänglichen Kräften und den sich daraus ergebenden Schwierigkeiten der Gesamtverteidigung war daran gar nichts zu ändern. Man musste das in Kauf nehmen. Durch die Kritik der Bevölkerung und der Partei nervös gemacht, begannen die Spitzen der Luftverteidigung zu schwanken und bemühten sich vergeblich, durch dauernde Änderungen in der Gruppierung der Flakartillerie den feindlichen Angriffen entgegenzuwirken. Sie markierten damit eine «aufmerksame, bewegliche Führung». Ein Schwerpunkt wurde aufgegeben, um zwei neue zu bilden. Der nächste Angriff auf ein ungeschütztes Objekt zog neue Änderungen nach sich. So eilte man stets der letzten Bombe nach, kam immer zu spät und erreichte nur, dass inzwischen die ursprünglichen Schwerpunkte schwächer und schwächer wurden. Wenn sie schliesslich angegriffen wurden, genügten auch in ihnen die Kräfte nicht mehr für einen durchschlagenden Erfolg.

Bei der Beurteilung der Kräfteverhältnisse und ihrer Erfolgsmöglichkeiten spielte mangelhaftes Raumentdenken der obersten Führungsstellen eine grosse Rolle. Durch die zeichnerische Darstellung des Flakinsatzes, welche die Kräfte und die Feuerwirkungen auf die Ebene projizierte, wurden falsche Vorstellungen geweckt. Der Laie war nicht imstande, sich den Wirkungsbereich der Batterien dreidimensional vorzustellen, daher neigte er zur Überschätzung der Wirkungsmöglichkeiten, ohne zu ahnen, welches gewaltigen Munitionsaufwandes es bedurfte, um den Luftraum über einer Stadt wie Berlin durch Granaten für Flugzeuge «unpassierbar» zu machen. Auf diesem Fehler beruhten die Irrtümer selbst so intelligenter Leute wie General *Korten* oder Minister *Speer* es waren, die den Angreifer durch ein starkes Sperrfeuer abhalten zu können glaubten. Es zeigte sich hierbei, dass es nicht nur an Kenntnis der primitivsten ballistischen Begriffe und an Vorstellungsvermögen, sondern auch an Vertrauen gegenüber den höheren Flakoffizieren mangelte, die sich vergebens bemühten, Leuten wie *Hitler*, *Göring* usw. klare Begriffe von den Möglichkeiten der Flakartillerie beizubringen. Hieraus ergaben sich zwangsläufig die Gründe für immer neue Enttäuschungen über das angebliche Versagen der Flakwaffe.

Neben der räumlichen Schwerpunktbildung entwickelte sich während des Krieges eine Schwerpunktbildung nach Zielarten. Einige Angriffe auf Flugplätze gaben Anlass, damit zu rechnen, dass nun das Hauptgewicht *aller* Angriffe sich gegen die Bodenorganisation wenden würde. Schon wurden dementsprechend die Kräfte an den Flugplätzen verstärkt. Griff der Feind nach kurzer Zeit erfolgreich zur Bekämpfung von Verkehrsanlagen über, während er nur noch vereinzelte Angriffe gegen solche Flugplätze führte, an deren Vernichtung ihm besonders gelegen war, so geriet die deutsche Führung in das Dilemma, ob sie den Schwerpunkt ihres Einsatzes verlagern sollte oder nicht. Die Kräfte waren im Laufe des Krieges immer unbeweglicher geworden, ihre Verlegung legte sie geraume Zeit brach. Daher zögerte man mit der Entschei-

dung. Entschloss man sich endlich, so ging der «böse Feind» wieder auf eine andere Zielart über, so dass bei dem Wettlauf die Flakartillerie abermals zu spät kam. Unter diesen Umständen kamen stets nur etwa 10 bis höchstens 20% der Abwehrkraft der deutschen Flakartillerie in der Heimatluftverteidigung tatsächlich zur Wirkung.

Die katastrophale Lage der Treibstoffindustrie brachte es schliesslich zuwege, dass man sich über alle Ansprüche politischer Stellen hinwegsetzte. Die wichtigsten Objekte der Kriegswirtschaft waren die Fabriken, in denen synthetisches Benzin erzeugt wurde. Seit Oktober 1944 lebte die Luftwaffe nur noch aus Vorräten. Durch die Zerschlagung der Raffinerien in *Schlesien*, im *Sudetenland*, in *Mitteldeutschland* und an der *Oder bei Stettin* war die monatliche Erzeugung von Flugbenzin auf 2'500 t gesunken, während der Bedarf für Front und Ausbildung 250'000 t betrug. Man bemühte sich, die zerstörten Anlagen eilig wieder betriebsfertig zu machen und zog zu ihrem Schutz bedeutende Flakkräfte zusammen. Es standen 1945 bei *Stettin* 500, in *Leuna* 600 und in *Heydebreck* in Oberschlesien 800 schwere Flakgeschütze. Der Raum, auf den sie sich verteilten, war dennoch so gross, dass auf einen im Anflug befindlichen Bomberverband meist nicht mehr als 100-150 Rohre gleichzeitig feuern konnten. Diese Abwehrkraft reichte aber aus, um Tagesangriffe bei klarem Himmel erfolgreich abzuwehren. Sie genügte indessen nicht bei bedecktem Himmel. Wenn man auf elektrische Zielgeräte angewiesen war, konnte man den Erfolg des feindlichen Angriffs nicht verhindern, weil der Folienabwurf als Störmittel die Messgeräte der Flakartillerie ausschaltete und gezieltes Feuer unmöglich machte. Andererseits standen keine Mittel zu Gebote, um die elektrischen Zielgeräte der amerikanischen Bomber gleichfalls zu stören. Auch Nachtangriffe konnten nicht verhindert werden.

Die Überlegenheit in der Hochfrequenztechnik hat, abgesehen von dem Kräfteverhältnis zwischen den Weststaaten und dem Reich, der anglo-amerikanischen Luftwaffe den Sieg gesichert. Als *Göring* im

Frühjahr 1944 einen der ersten und namhaftesten Forscher auf dem Gebiete der technischen Physik, den Jenenser Professor *Dr. Abraham Esau* wieder berief, war es zu spät, um die Fortschritte der Weststaaten einzuholen. Mit den Deutschland verbliebenen schlechten, primitiven Mitteln musste es im Ringen um die Luftherrschaft unterliegen.

Das ganze Volk höhnte über den Grosssprecher *Göring*, der allgemein nur noch *Meier* genannt wurde, weil er einmal geäussert hatte, er wolle so heissen, wenn jemals deutsche Städte angegriffen würden. Was nützte es, dass in den technischen Instituten an der Entwicklung erfolgversprechender Neuerungen gearbeitet wurde: der gesteuerten Flakrakete und schliesslich der sich selbst steuernden Flakgranatrakete. Diese sollte aus einem Geschütz abgefeuert werden, von einer Höhe von 4'000-6'000 m an als Rakete weiterfliegen und durch einen eingebauten Sende- und Empfangsapparat gesteuert werden, der den elektrischen Such- und Führungsgeräten der Nachtjäger entsprach. Theoretisch ergab sie nur Treffer. Vielleicht wäre diese Waffe im Jahre 1950 frontreif gewesen? Vielleicht hätte es auch noch eine bessere gegeben? – Auf der verzweifelten Suche nach irgendeinem billigen Mittel, mit dem man der quantitativen und qualitativen Überlegenheit der Gegner Herr werden könnte, setzten die Führungsstellen und das belogene und betrogene Volk ihre Hoffnung immer wieder auf irgendwelche Wunderwaffen, nicht bedenkend, dass Kriege nach ihren inneren Gesetzen entschieden werden. Wer tiefer in das Wesen der Dinge und in die Probleme der deutschen Kriegführung hineinsah, konnte über alle solche Hoffnungen, wie sie die Verzweiflung eingab, nur mitleidig lächeln.

Die deutsche Luftverteidigung und zumal die Flakartillerie hatten nicht versagt weil die Geschütze nichts taugten, ihre Mannschaft zu schlecht war, ihre Offiziere versagten, es an Munition mangelte, die Beweglichkeit verloren ging, zu schwere Verluste eintraten, die Technik nicht auf der Höhe blieb – nein, alle diese Momente haben zwar mitge-

wirkt und haben zusammen einen ungeheuren Faktor mit negativem Vorzeichen in der Gesamtkriegführung dargestellt, aber die Entscheidung fiel deshalb ebenso gegen die deutsche Flakartillerie wie gegen die Luftangriffskräfte, weil die Grundgedanken, nach denen sie aufgebaut, organisiert und jahrelang eingesetzt wurden ebenso falsch waren wie alle anderen Prinzipien der deutschen Luftkriegführung überhaupt.

c) Taktische Irrwege,

Als der deutsche Westwall gebaut wurde, entstand gleichzeitig die sogenannte «Luftverteidigungszone West». Sie sollte, ähnlich wie der Westwall auf der Erde, die Westgrenze des Reiches in der Luft vor Angriffen schützen. Im Notfall sollte die zur Luftverteidigung eingesetzte Flakartillerie auf der Erde einen Rückhalt für die Reserven des Heeres bieten.

So reihte sich eine lange Schnur von Stellungen vom Niederrhein bis an die Schweizergrenze aneinander. Diese Zone besass nur geringe Tiefe. Der taktische Grundgedanke des Objektschutzes war fallen gelassen worden, an seine Stelle der «*Riegelgedanke*» getreten. Die Idee stammte nicht von Flakartilleristen, sondern von Laien. Selbst unter den Verhältnissen des Jahres 1939 bis 1940 wäre es für jeden Luftangreifer leicht gewesen, an irgendeiner beliebigen Stelle in langer Kolonne den Riegel der Zone zu durchbrechen, während 90% der eingesetzten Flakkräfte rechts und links der Einbruchstelle überhaupt nicht zum Schuss gekommen wären.

Der mehrfach erwähnte General *Kammhuber*, ein Mann, der, ähnlich wie Hitler, zu theoretisierendem, schematischem Denken neigte, überredete eine Zeitlang die entscheidenden Stellen, den Objektschutz ganz aufzugeben und rückwärts der Luftverteidigungszone West noch mehrere derartige Riegel aufzubauen, von denen er sich eine absolute Sicherheit vor allem Berlins versprach.

Mit Mühe gelang es den Flakartilleristen, zunächst eine Kombination von Objektschutz und Riegel zu erwirken, bis schliesslich der «*Riegelgedanke*» wieder begraben und der Objektschutz aufs Neue Grundsatz

wurde. Auch die Bodenorganisation wollte *Kammhuber* durch einen Riegel schützen. Dieser sollte sich allerdings nach Möglichkeit an Flugplätze anlehnen.

Solange Deutschland noch nicht unter schweren Luftangriffen zu leiden hatte, wurde die Bodenorganisation mit Flakkräften ziemlich reichlich bedacht. Man hielt für den Schutz eines Fliegerhorstes alter Art eine gemischte Flakabteilung für notwendig. Später sah man sich genötigt, auf 2 schwere Batterien zurückzugehen und schliesslich glaubte man, in Frankreich bei der Luftflotte 3, auch mit einer schweren Batterie pro Flugplatz auszukommen. Es ist klar, dass mit derart minimalen Kräften keine vernichtende, kaum eine moralische Wirkung hervorgerufen werden konnte. Schliesslich sah man das ein und verzichtete überhaupt völlig auf den Schutz der Flugplätze durch schwere Waffen.

Als die Zeit der laufenden Tiefangriffe anbrach, verstärkte man in der Bodenorganisation den leichten Flakschutz beträchtlich und setzte darüber hinaus eine Menge Behelfswaffen ein, so dass an manchen Flugplätzen 120–150 9 mm bis 3,7 cm-Waffen vorhanden waren. Sie konnten bei entsprechender Führung auf Tiefflieger stark abstossend wirken. Verständnisloser Einsatz und Mangel an befähigtem Personal schränkten jedoch die Wirkung stark ein. Von einer Staffel Mustangs wurde im Januar 1945 auf einen süddeutschen Flugplatz 20 Minuten lang ein Angriff in mehreren Anflügen durchgeführt. Etwa 30 deutsche Flugzeuge fielen ihm zum Opfer, ohne dass es gelang, einen einzigen Angreifer abzuschliessen. Dabei wurden nahezu 6'000 Schuss Munition verbraucht.

Besonders stark waren die Plätze zu schützen, auf denen Turbo-Verbände zum Einsatz kamen. Das *Luftwaffenkommando West*¹ forderte für den Schutz einer Startbahn und der startenden und landenden Flugzeuge allein drei Batterien und weitere zwei leichte oder mittlere Batterien für die Liegeplätze der Flugzeuge, ohne Berücksichtigung von etwa 100 Be-

¹ Führte nach der Invasion alle Fliegerverbände und zwei Flakkorps an der Westfront.

helfswaffen. Die Feuerkraft einer derartigen Platzverteidigung liess selbstverständlich *Tiefangriffe* wenig ratsam erscheinen. Aus diesem Grunde wurde auch der Platz *Schwäbisch-Hall* nach seiner Verstärkung mit leichter und mittlerer Flak im *Hochangriff* von etwa 200 Bombern angegriffen, die den Platz und die Startbahn mit ihren 250 kg-Bomben in eine Wüste verwandelten, ohne dass auch nur ein einziges Geschütz Gelegenheit hatte, einen Schuss abzufeuern. Die 1'800 m lange Startbahn hatte allein 170 Treffer erhalten. Man sieht aus diesem Beispiel, dass die Massierung leichter Waffen auch nicht absolute Sicherheit für einen Flugplatz bedeutete.

Trotz dieser Erfahrungen konzentrierte man zuletzt leichte Flak auf den wenigen Turbo-Plätzen, während alle übrigen Flugplätze rücksichtslos von Flak entblösst wurden, um die dadurch freiwerdenden Kräfte zum Schutze von Verkehrsanlagen einzusetzen. Die meisten Flugplätze behielten lediglich ihre Behelfswaffen. Es ist bekannt, dass auch diese letzte grosse Umgruppierung innerhalb der Luftverteidigung nicht den gewünschten Erfolg zeitigte. Weder die Flugplätze noch die Verkehrsanlagen konnten betriebsfähig gehalten werden.

d) Jagdflugwesen in der Reichsverteidigung.

Obwohl in der Luftverteidigung die Flakartillerie zahlenmässig das Übergewicht besass, anfangs auch organisatorisch und führungsmässig, hat doch die Jagdabwehr stets eine Vorrangstellung besessen, aus der sich allmählich eine führende und ausschlaggebende Rolle in *allen* Luftverteidigungsfragen entwickelte. Dies ist nicht ohne Weiteres verständlich, wenn man bedenkt, dass es im letzten Kriegsjahre vom Frühjahr 1944 an bis zur Kapitulation selten war, wenn einmal mehr als 300 Jagdflugzeuge zur Abwehr feindlicher Grossangriffe in die Luft gebracht werden konnten. Meist waren es aber viel weniger. Ein Einsatz von 150 Jagdflugzeugen galt schon als beachtlich. Zur gleichen Zeit standen im

Reichsgebiet schätzungsweise 10'000 schwere Geschütze und etwa 30'000 leichte und mittlere Rohre in der Luftverteidigung. Also umfasste die Flakartillerie zahlenmässig ein vielfaches der Jagdfliegertruppe. Worauf war dieses Missverhältnis von zahlenmässiger Stärke gegenüber der einflussmässigen Schwäche zurückzuführen?

Zunächst spielte dabei eine Rolle, dass *Göring* im ersten Weltkrieg selbst Jagdflieger gewesen war. Er liebte, verwöhnte, ja hätschelte diese Truppe. Ihm eiferten viele andere nach, die zum Teil ebenfalls Jagdflieger gewesen waren, wie z.B. *Udet*, *Loerzer*, *von Greim*, *Richthofen* und *Jeschonnefc*, zum Teil aber überhaupt keine «richtigen» Flieger waren. Die Bevorzugung der Jagdflieger machte sich in der Fliegertruppe ebenfalls bemerkbar. Sie führte zu einer derartigen Arroganz, dass es beinahe unmöglich schien, Jäger und Flakartilleristen in einem Atem zu nennen oder gar irgendwie miteinander zu vergleichen. Schon im Frieden breiteten sich als Folge dieser geistigen Haltung Misstrauen und Geringschätzung gegenüber der Flakartillerie aus. Nichtsdestoweniger gelang es in den ersten Jahren der Luftwaffe dem nivellierenden Einfluss *Wevers* und auch *Kesselrings*, ihr in der Heimatluftverteidigung die führende Rolle zuzusprechen. Die Kampfanweisungen für Jäger und Flak sahen vor, dass in flakgeschützten Räumen die Kanone den Vorrang vor dem Jagdflugzeug hatte.

Die Abgrenzung der taktischen Bereiche machte den Führungsstellen grosse Sorgen. Es war niemals ganz zu vermeiden, dass Jagdflieger, meist unbeabsichtigt, in Flakzonen gerieten und hierbei infolge von Verwechslungen oder bei der Verfolgung eines Gegners versehentlich und unbeabsichtigt beschossen wurden. Soviel ich weiss, nahm die britische Luftverteidigung solche Fälle ohne Aufregung hin. Im Reich führten sie, meist unter masslosen Übertreibungen und Verallgemeinerungen, zu schweren Angriffen gegen die Flakartillerie. Jeder Batteriechef, der das Unglück hatte, einmal einen eigenen Jäger zu beschiessen oder gar zu treffen, hatte sich vor einem Kriegsgericht zu verantworten. Dies berührt deshalb eigenartig, weil zahlreiche Angriffe von Bombern und Stukas

der eigenen Erdtruppe empfindliche Verluste beibrachten, ohne dass ähnliche Folgerungen gezogen wurden. Auch die Fälle, in denen deutsche Jagdflieger eigene Kampfflugzeuge oder Aufklärer angriffen und auch abschossen, waren nicht selten, haben aber fast niemals zu unangenehmen Folgen für die Jäger geführt.

Den höheren Flakführern sprach man das nötige Verständnis für die fliegenden Teile der Luftverteidigung ab. Selbst wenn es hieran gemangelt haben sollte, so war dies erstens nicht Schuld der Flakführer, sondern der höheren Führung, die es unterlassen hatte, die Flakartilleristen entsprechend auszubilden. Ausserdem verstanden fraglos die höheren Fliegerführer ebensowenig von den Aufgaben der Flakartillerie. Die Berufung von Offizieren wie dem General *Kammhuber* zum Führer der Nachtjagd oder dem General *Schmidt* zum Führer sämtlicher Jagdflieger im Reichsgebiet, die beide weder im Frieden noch im Kriege selbst Jagdflieger gewesen waren, zeigt, wie wenig Wert man auf praktische Erfahrungsgrundlagen in höheren Führungsstellen legte.

Auch in den Reihen der Divisionskommandeure und ihrer ersten Generalstabsoffiziere gab es Leute, die weder im Krieg noch im Frieden jemals ein Jagdflugzeug geflogen hatten. Ich will nicht behaupten, dass nicht die Führung von Jagdverbänden auch ohne eigene *grosse* Frontpraxis erlernt werden kann, dann aber nur auf Kosten des Blutes der Truppe und vieler bitterer Erfahrungen. Das Letzte wird allen höheren Führern fehlen, die nicht selbst den Kampf in der Luft innerlich durchlebt haben mit all seinen Spannungen, der fieberhaften Erregung, der Enttäuschung, auch über sich selbst, und der schmerzlichen Erkenntnis, dass man vieles hätte besser machen müssen, die selbst nicht durch die Freude am Erfolg völlig aufgewogen werden kann.

Dem Wesen der Jagdfliegertruppe entsprach der *Raumschutz* im Gegensatz zum *Objektschutz* der Flakartillerie. Bei der Entwicklung der deutschen Jagdflugzeuge hatte sich ein folgenschwerer Fehler eingeschlichen, der sich, nachdem er im Krieg erkannt worden war, nicht mehr ausmerzen liess: ein Mangel an Reichweite und Flugdauer. Mes-

serschmitt war zweifellos ein genialer Konstrukteur. Seine Erfolge beruhten auf der Fähigkeit, leistungsfähige *leichte* Flugzeuge zu bauen. Dies sicherte lange Zeit seinen Typen den Vorsprung vor fremden Jagdflugzeugen. Im Verlauf des Krieges hat sich aber das leichte Gewicht der Messerschmitt-Flugzeuge in einen Nachteil umgewandelt. Ihr Betriebsstoffvorrat war geringer als der ihrer Gegner; also waren sie genötigt, einen Kampf früher abzubrechen als jene. Dieser Augenblick wurde ihnen zum Verhängnis; denn in der Verfolgung erreichten die schwereren Typen, wie Mustang und Thunderbolt, dank ihres Gewichts eine überlegene Geschwindigkeit, die sie immer befähigte, ihr Opfer einzuholen und zur Strecke zu bringen. Die meisten Messerschmitt-Jäger sind in der Heimatluftverteidigung nicht beim eigenen Angriff und nicht beim ersten Zusammenstoss mit dem anschliessenden Luftkampf verloren gegangen, sondern dann, wenn sie sich überlegenen Kräften entziehen oder den Kampf wegen Brennstoffmangel abbrechen wollten. Ähnliches trifft für die FW 190¹ zu.

Diese technischen Schwächen der deutschen Jagdflugzeuge und die durch sie bedingten taktischen Nachteile machten einen wirksamen Raumschutz und einen grossräumigen Einsatz unmöglich. So blieb eine Art erweiterten Objektschutzes übrig. Die deutsche Jägerführung war dabei ständig bemüht, durch schwerpunktmässige Zusammenfassung mit der Masse ihrer Kräfte den Hauptangreifer vor seinem Ziel zu stellen und davon abzudrängen. Sie hat mit diesem Bemühen niemals Erfolg gehabt. Zunächst war es schon schwierig, den Hauptangriff frühzeitig zu erkennen. Unterschiedliche Wetterlagen in Nord- und Süddeutschland hinderten oder erschwerten eine Zusammenfassung der Kräfte. Auf den Anflügen in die Versammlungsräume ging bereits kostbarer Brennstoff verloren. Missglückte die Auffindung des Gegners, dann war im Augenblick der Feindberührung oft kaum noch Zeit vorhanden, sich in Angriffsposition zu setzen und sich auf längere Luftkämpfe einzulassen.

¹ Focke Wulf.

Die überlegenen Jagdkräfte des Feindes waren meist imstande, die deutschen Jäger ihrerseits anzugreifen, bevor diese sich auf die Kampfverbände werfen konnten. Kam es zum Luftkampf, so ging der Zusammenhalt sehr schnell verloren; die zersprengten Verbände mussten sich absetzen, neu sammeln und wieder in Angriffsposition gebracht werden, alles Aufgaben die, weil sie eine überragend gute Ausbildung zur Voraussetzung hatten, nur sehr selten gelangen. An der Ausbildung fehlte es ganz besonders. Die Jagdgruppenkommandeure versicherten oft, dass sie lieber mit vier oder sechs ihrer besten Besatzungen einen überlegenen Gegner angreifen wollten, als ihre ganze Gruppe von 25 bis 30 Flugzeugen in die Luft zu nehmen, weil die meisten Piloten zu ungeübt waren, um den Zusammenhalt zu wahren und infolgedessen für den Kommandeur und die Staffelnkapitäne nur eine Belastung darstellten, im Übrigen aber verloren gingen. Tatsächlich waren bei ernsthaften Luftkämpfen die Verluste ungeheuer hoch. Auf einen Feindabschuss musste man im Durchschnitt 2-3 eigene Verluste rechnen. Das bedeutete, dass 7 Abschüsse durch eine Jagdgruppe oft nahezu den vollständigen Verlust des ganzen Verbandes zur Folge hatten.

Die Misserfolge der Jagdflieger hatten ausserordentlich krasse Befehle und Massnahmen seitens des OKL verursacht. *Göring* machte dem General der Jagdflieger, *Galland*, heftige Vorwürfe. Dieser war, wie die Dinge nun einmal lagen, auch nicht imstande, die Verhältnisse zu ändern. Er konnte weder die Fehler der technischen Entwicklung früherer Jahre, noch die Mängel der Ausbildung beseitigen, so wenig wie man von einem Mann, der am Galgen hängt, verlangen kann, dass er tief Luft holen soll.

Wie immer, wenn sie sich schwierigen Verhältnissen gegenüber sahen, suchten *Göring* und seine Gehilfen im Generalstab die Schuld bei andern, und zwar teils im persönlichen Versagen, teils in vermeintlichen organisatorischen Fehlern. 1944 war die Blüte der deutschen Jagdfliegerei schon weggerafft. Was sich bis dahin in die höheren Kommandostel-

len durchlaviert hatte, war mit wenigen Ausnahmen keineswegs erstklassig. Einzelne erfolgreiche, aber noch sehr jugendliche Jagdführer wurden mit Aufgaben betraut, für die ihnen weitere militärische Kenntnisse und Erfahrungen fehlten, oder für die sie sonst noch nicht die nötige Reife besaßen. Infolgedessen enttäuschten sie auf die Dauer sowohl die höhere Führung wie die eigene Truppe.

Je mehr die Kräfte zusammenschmolzen, umso komplizierter wurde der Führungsapparat. Die Bildung mehrerer Divisionskommandos, deren Truppen im Einsatz kaum die Gefechtsstärke eines Geschwaders erreichten, sollte die Beweglichkeit der Führung erhöhen und eine raschere Anpassung an die schnell wechselnden Luftlagen und die raffinierten Täuschungsmanöver der Angreifer gewährleisten. Die Organisation war vielleicht gut, aber entscheidend war sie nicht. *Entscheidend war, ob es der deutschen Führung gelang, einem Angriffsverband von 800 Bombern und 1'000 Jägern der Engländer und Amerikaner 2'000 eigene Jagdflugzeuge entgegen zu werfen oder nicht.* Es ist nie dazu gekommen! Dabei war die Monatsproduktion an Flugzeugen hoch genug, um mindestens von Ende 1944 an eine taktische Einsatzbereitschaft von 1'000 bis 2'000 Jägern zu halten. Man hätte dann aber darauf verzichten müssen, sich zu verzetteln und bei jedem stärkeren oder schwächeren Angriff Jagdkräfte einzusetzen. Hohe Verluste traten ein, ohne dass ihnen Erfolge gegenüberstanden, weil die Einsätze unüberlegt und zum Teil aus psychologischen, aber nicht aus taktischen Gründen erfolgten. Hätte die deutsche Führung genügend Nervenkraft besessen, um mit dem Jagdeinsatz auf *entscheidende* Lagen zu warten, in denen sie imstande war, mit überlegenen Kräften vorzugehen, dann wäre auch die Absicht, einen starken Bomberangriff unter schweren Verlusten abzuschlagen, zu verwirklichen gewesen. Angst vor *Hitler* und *Göring* und Nervosität führten dazu, die Jäger bei schwierigsten Wetterlagen und unter aussichtslosen taktischen Bedingungen einzusetzen, so dass Hunderte von Flugzeugen und Mannschaften bei hoffnungslosen Unternehmungen verloren gingen.

Die Fliegerschulen waren schon 1944 nicht mehr in der Lage, die Verluste zu decken. Aus der Kampfflieger- und Aufklärertruppe wurden Tausende von Piloten in die Jagdfliegerei überführt, eine Massnahme, die auf die Dauer ebenfalls keine Entlastung bringen konnte, da der Vorrat bald verbraucht war. Ausserdem besaßen die ehemaligen Bomberpiloten nur zu einem Teil die persönlichen Eigenschaften, die man von einem Jagdflieger fordern muss, in erster Linie ein gutes Auge und Schnelligkeit des Handelns.

Je länger der Krieg dauerte, je mehr wirkten sich in der Jagdfliegerei der Heimatluftverteidigung die gleichen allgemeinen Schwächen der deutschen Luftkriegführung aus, wie bei der Flakartillerie. Die Jäger hatten keinerlei Grund, auf die Flakartillerie herabzusehen. In beiden Waffengattungen haben Tausende ihre Pflicht getan und dafür ihr Leben eingesetzt. Aber das konnte den Lauf der Dinge nicht aufhalten. Ebenso wie bei der Flakwaffe wurden grosse Hoffnungen auf technische Entwicklungen und Erfindungen gesetzt. Ohne das verhängnisvolle Eingreifen Hitlers in den Flugzeugbau hätte die deutsche Jagdfliegertruppe im Jahre 1944 sicher besser dagestanden. Es mag auch sein, dass der «Raketenjäger» vorübergehend zu einer Zunahme der Abschusserfolge geführt hätte. An der Gesamtentwicklung hätte sich damit nichts geändert. *Der Erfolg einer Luftwaffe basiert nicht nur auf der Überlegenheit eines oder mehrerer Flugzeugtypen an Geschwindigkeit.* Der Luftkrieg über dem Reichsgebiet ging auch für die Jagdfliegerei verloren, weil ihre innere Kraft erschöpft war. Sie war bereits erschöpft, als die Entscheidungsschlacht begann. Sie war niemals stark genug gewesen, um die ihr zugeordneten Aufgaben zu erfüllen. Im Frieden und in ruhigen Zeiten hatte man sie überschätzt, im Kriege war sie überfordert worden. Auch hier zeigte sich das völlige Versagen in der Regelung des Nachschubs an Menschen und Gerät. Die unfähige oberste Führung begriff nicht, dass ihr Nachschubverfahren die lebendige Kraft erdrosselte. Sie lebte in Zahlen, Stärkenachweisungen, Statistiken und Plänen, aber sie verstand es nicht, die Leistungen der Industrie an der kämpfenden Front zur

Auswirkung zu bringen. Der Riesenapparat der Rüstung lief auf höchsten Touren, aber er kam nicht vom Fleck. So wie der billige falsche Glanz von Aluminium an den Uniformen Silber und gelbes Garn Gold vortäuschen sollte, so hatte man allenthalben dem *Schein* gehuldigt und das *Sein* vernachlässigt. Hätte *Göring* die Milliarden, die seine kriegs-unbrauchbare Luxusbodenorganisation verschlungen hatte, rechtzeitig für Material und Menschenkraft, für die Produktion von Flugzeugen auf gewandt und industriell ausgenützt, für die Jagdflieger aber eine einfache, feldmässige Bodenorganisation geschaffen, sie zur Härte und Einfachheit, zum Leben unter kriegsmässigen Bedingungen erzogen, hätte er sich seiner laienhaften Eingriffe enthalten und fliegerisch- und kampferfahrenen Männern die Führung überlassen, dann hätte die Luftverteidigung des Reiches ihren Gegnern schwer zu schaffen gemacht. *Göring* konnte das alles nicht. Er war dazu verdammt, alle Fehler so zu begehen, wie er sie begangen hat. Sie entsprachen in seinem Bereich ganz dem Irrsinn und der Unvernunft mit denen Hitler das deutsche Heer militärisch und das deutsche Volk politisch in den Abgrund führte.

e) Im Erdkampf – die Tragödie der Flakartillerie.

Die Flakartillerie des Weltkrieges hatte sich aus der Feldartillerie entwickelt. Die ersten Flugabwehrgeschütze waren behelfsmässig auf Sockel gesetzte Feldkanonen. Allmählich entwickelte sich ein Spezialgeschütz, das mit maximaler Rohrerhöhung, hoher Feuergeschwindigkeit und rasanter Flugbahn besonders für den Beschuss fliegender Ziele geeignet war. Zugleich verzichtete man bei dieser Kanone auf einige typische Eigenschaften des Feldgeschützes, die im Erdkampf unerlässlich sind, u.a. die niedrige Geschützhöhe und die Eignung für den horizontalen Schuss. Niemand dachte daran, dass die Flakgeschütze jemals wieder eine umgekehrte Entwicklung durchmachen und für den erdartilleristischen Einsatz in Betracht kommen würden. Der Beschuss von Luft-

zielen erforderte hochentwickelte, schnell und automatisch arbeitende Feuerleitgeräte. Sie berücksichtigten Fluggeschwindigkeit des Zieles, Windeinflüsse, Luftfeuchtigkeit, Entfernung, Zünderlaufzeit, übertrugen diese Berechnungen auf elektrischem Wege auf die vier Geschütze der Batterie, ohne dass ein Kanonier andere als mechanische Arbeit zu verrichten hatte. Das Denken besorgten die sogenannten «Kommando-geräte». Diese waren ausschliesslich für die Bekämpfung von Luftzielen konstruiert. Eine Ausrüstung für den Beschuss von Erdzielen gab es für die Flakartillerie vorerst nicht.

Der Gedanke an einen Erdeinsatz von Flakgeschützen kam zuerst an der Küste auf. Sie wurden in der Bekämpfung von Seezielen erprobt und zeichneten sich durch besonders gute Schiessleistungen aus. Darauf kam man auf den Gedanken, Luft- und Erdkampfaufgaben zu verbinden. Im Jahre 1938 fand auf dem Artillerieschiessplatz *Jüterbog* im Beisein von *Hitler* und *Göring* ein Probeschiessen auf Bunkerscharten statt. Es handelte sich um die Vorbereitung des Durchbruchs durch die Grenzbefestigungen der *Tschechoslowakei*. Von allen Geschützarten schnitt hierbei die 8,8-cm-Flak am besten ab. Daraufhin erfolgte die Ausstattung aller motorisierten Flakabteilungen mit Panzerschutzschilden für den Erdeinsatz. Gleichzeitig wurden auf Hitlers Befehl Versuche mit gepanzerten Selbstfahrlafetten und gepanzerten Mannschaftstransportwagen eingeleitet.

Die im Bereich des Heeres eingesetzten Aufklärungs-, Jagd- und Flakkräfte waren unter «Kommandeuren der Luftwaffe» (Koluft) zusammengefasst. Diese setzten ihre Truppen nach den Forderungen der Oberkommandos der Heeresgruppen oder Armeen ein. Das etwas komplizierte und Reibungsmöglichkeiten bergende Unterstellungsverhältnis unterschied sich von dem der Kräfte der operativen Luftwaffe und der Heimatluftverteidigung. Diese wurden rein luftwaffenseitig geführt. Die Heereskommandostellen konnten nur Wünsche äussern, desgleichen die Marine. Im Herbst 1939 entschloss sich *Göring*, grössere Flakverbände,

die ihm in der Heimatluftverteidigung entbehrlich erschienen, unter Luftwaffenführung zusammenzufassen und an den Erdkämpfen des Heeres teilnehmen zu lassen. Die Flakartillerie sollte an dem Ruhm eines siegreichen Feldzuges Anteil haben! Zu diesem Zweck wurden zwei Flakkorps gebildet. Sie sollten in engster Zusammenarbeit mit den Panzerdivisionen den Durchbruch durch die alliierte Front im Westen erzwingen.

Das Heer war über einen starken Zuwachs an Flakkräften sehr erfreut, wollte sie aber vorwiegend im Luftschutz seiner Marschbewegungen einsetzen. Es gab langwierige Auseinandersetzungen zwischen OKL und OKH. Als dieses schliesslich sein Einverständnis mit dem Erdkampfeinsatz unter Führung der Luftwaffe gegeben hatte, machten die Heeresgruppen und Armeen Schwierigkeiten. Sie sagten nicht ganz mit Unrecht, dass auf der Erde nur *einer* führen könne, und das sei das Heer. Die Flakkorps müssten daher den Heeresgruppen unterstellt werden. *Göring* lehnte das ab. Er unterstellte je ein Flakkorps den Luftflotten 2 und 3 und wies diese auf Zusammenarbeit mit den Heeresgruppenkommandos A und B an. Nun entstanden zwischen diesen und den Luftflotten die gleichen Auseinandersetzungen wie vorher zwischen OKL und OKH. Nach langem Hin und Her und langwierigen Diskussionen wurde eine praktische Lösung gefunden, die den begreiflichen Heereswünschen gerecht wurde und das Prestige des *Oberbefehlshabers der Luftwaffe* wahrte.

Die Flakkorps haben sich bewährt, wenn sie auch nicht eine derartige Bedeutung gewannen, wie *Göring* sich das vorgestellt hatte. Die Eigenheiten der Flakwaffe zwangen doch zu gewisser Rücksichtnahme. In einzelnen Kampfphasen, vor allem bei einigen grösseren Panzergegenstössen, hat sich die Flak im Westfeldzug hervorragend geschlagen. Da diese Erfolge, um *Göring* zu schmeicheln, mit dem entsprechenden Propagandalärm stark aufgebauscht wurden, blieben die Flakkorps nach dem Westfeldzug eine ständige Einrichtung und nahmen an allen Offensivhandlungen der späteren Feldzüge teil. Ausser den beiden ersten Flak-

korps entstanden noch weitere Divisionen, Brigaden und selbständige Regimenter. Ein solches wurde auch dem VIII. Fliegerkorps, dem sogenannten Nahkampfkorps des Generals *von Richthofen* zugeteilt. Es erzielte beim Durchbruch durch die Metaxas-Linie auf dem Balkan entscheidende Erfolge in der Bunkerbekämpfung.

Im Laufe des Krieges sah *Göring* ein, dass der ursprüngliche Gedanke, starke Teile seiner Flakartillerie ausschliesslich erdarterillistisch einzusetzen, übertrieben war. Infolgedessen wurden den im Bereich des Heeres eingesetzten Flakkräften je nach der Lage sowohl erdarterillistische wie luftschutzmässige Aufgaben gestellt. Im Jahre 1942 verschwanden die «Kommandeure der Luftwaffe» beim Heer. Die Luftflotten übernahmen die gesamte Führung der Flakartillerie, sowohl in der Gefechtszone wie in den rückwärtigen Teilen des Operationsgebietes des Heeres.

Bis in die letzte Phase des Krieges hinein waren die Unterstellungsverhältnisse der Flak der ständige Anlass zum Streit zwischen Heer und Luftwaffe. Immer wieder sahen sich OKH und OKL genötigt, Befehle zu geben, die Klarheit schaffen sollten. Dies ist niemals völlig gelungen. Der Normalfall sah vor, dass die Flakartillerie ausschliesslich der Luftwaffe *unterstand*. Ihre Kommandostellen waren auf *Zusammenarbeit mit dem Heere* angewiesen. Das rangmässige Übergewicht der Heeresoffiziere bewirkte aber in entscheidenden Lagen fast immer, dass praktisch die Flakartillerie nach den *Befehlen* des Heeres einzusetzen hatte.

Es ist unzählige Male vorgekommen, dass Heeresgeneräle sich gegenüber einem Stabsoffizier oder Hauptmann der Flakartillerie, zum Teil unter Drohung mit der Waffe, Gehorsam erzwangen und die Flakartillerie nach ihrem Gutdünken einsetzten, ohne Verständnis und daher auch ohne Rücksicht auf die Eigentümlichkeiten der Flak. Flakgeschütze wurden ohne jeden infanteristischen Schutz in vorderste Linien gestellt, um Infanterie- und Panzerangriffe abzuschlagen; Flakbatterien hatten als Nachhuten den Rückzug der Infanterie zu decken und verloren dabei ihre Geschütze und schliesslich ihre Mannschaften, wenn sich

diese nicht mit dem Karabiner in der Faust durchschlagen konnten. Von Seiten des Heeres regte sich keine Hand zu ihrer Unterstützung. Die Behandlung der Flak durch zahlreiche Kommandierende Generäle und Divisionskommandeure, in einzelnen Fällen auch durch Regimentskommandeure und sogenannte Kampfkommandanten, war empörend. In ihrem Egoismus vergassen diese Offiziere, dass es sich um die Truppe eines *deutschen* Wehrmachtsteils und nicht um missliebige Verbündete oder gar um Feinde handelte! Hinweise auf voraussichtliche Geschütz- und Mannschaftsverluste bei sinnlosen Einsätzen wurden oft mit einem Achselzucken quittiert. Bis sich die vorgesetzten höheren Luftwaffenstellen ins Mittel legen konnten, war es meist zu spät. Diese unerfreulichen und üblen Erscheinungen waren letzten Endes eine *Folge der falschen inneren Wehrmachtspolitik, an der vor allem Göring selbst die Schuld trug*. Die Flakartillerie ist es in erster Linie gewesen, die für seine Arroganz und seine Fehler büßen musste.

In den grossen Abwehrschlachten des Ostens war die Flakartillerie der stärkste Rückhalt der kämpfenden Divisionen. Sie brachte dabei hohe blutige Opfer, prozentual höher als selbst die der Infanterie. Das Hitlersche System der «Verteidigung jeder Stellung bis zum letzten Mann», geboren aus der Gedankenarmut eines Menschen, der sich nicht mehr zu helfen wusste und der nicht imstande war, einen defensiven Kampf beweglich zu führen, stützte sich vorwiegend auf die Tapferkeit und die Opferbereitschaft der Flak. Fast überall musste sie solange halten, bis ihre Geschütze entweder im Nahkampf vernichtet wurden oder gesprengt werden mussten, um nicht in die Hand des Feindes zu fallen. Neben den blutigen Verlusten waren die Geschützverluste ungeheuerlich. Tausende von Kanonen bezeichneten, von Stalingrad angefangen, den Rückzugsweg der geschlagenen deutschen Heeresgruppen. Mehrere Divisionen verloren mehrere Male ihren gesamten Bestand. In Nordafrika und Tunis war es nicht anders.

Die Flakartillerie als eine Truppe, die im Kriegsfall vornehmlich weit hinter der Front zum Einsatz kommen sollte, hatte starken Zustrom

an Freiwilligen und daher einen guten Mannschaftsstand gehabt. Der Durchschnitt ihres Offizierskorps war, verglichen mit dem der Fliegertruppe, nicht überragend. Die Reichswehr hatte nur wenig Anteil an seiner Bildung, umso mehr die Polizei. Die Masse der Offiziere war einfacher Herkunft. Es gab viele Söhne von Arbeitern, kleinen Gewerbetreibenden und Beamten darunter. In dem grossen Reserve-Offizierskorps standen viele Lehrer, Juristen und Theologen. Es hat seine Pflicht ebenso erfüllt wie das aktive Offizierskorps, und es bleibt erstaunlich, was es noch im Stadium der inneren Auflösung geleistet hat.

Die Verluste der Flakartillerie waren bis 1940 unbedeutend. 1941 hielten sie sich in erträglichen Grenzen. Von 1942 nahmen sie ständig zu. Da gleichzeitig die Neuaufstellungen von Einheiten weitergingen und die Batterien durch Geschütze und Personal verstärkt werden mussten, begnügten sich die Kräfte der Heimatluftverteidigung mit Beihilfspersonal, das bis zu 90% der Gefechtsstärke ausmachte. In den Heimatflakbatterien waren teilweise nur noch die Geschützführer und die Chargen Soldaten, während sich die gesamten Geschützbedienungen aus 16-17jährigen Schülern und Lehrlingen zusammensetzten. Ausserdem verwandte man geistig oder körperlich Unentwickelte (sogenannte Flak-V-Soldaten), Russen, Kroaten, Arbeitsdienstmänner, Ungarn und schliesslich in wachsender Zahl Frauen.

Der Offiziermangel nahm zu, so dass kaum noch eine Batterie ausser ihrem Chef einen Offizier besass. Die Qualität liess in allen Dienstgraden erheblich nach. Aktive Regimentskommandeure wurden selten. Von Tag zu Tag wurde der Kampf schwerer, der Einsatz härter, der Gegner immer stärker. Trotz des Mangels an Munition, der Unbeweglichkeit, des Fehlens von Zugmitteln, der personellen Nöte, der schlechten Ausbildung, musste das Offizierskorps Leistungen vollbringen, die man im Frieden von aktiven Führern nie gefordert hätte. Eine unsichere, ewig schwankende Führung, die Unruhe verursachte, schliesslich abstumpfte und Gleichgültigkeit bewirkte, stand über ihm. Die Fürsorge für die

Truppe erlahmte. Die Mannschaft führte ein trostloses Dasein. Sie litt teils unter Untätigkeit in sinnlosen Einsätzen, teils unter der ständigen Überforderung ihrer physischen Kräfte. Erfolg war selten, noch seltener fand er Anerkennung. Die Irrtümer und Fehler der Führung musste die Truppe ausbaden. Die Bevölkerung legte ungerechterweise ihr das Versagen anderer zur Last. Die höheren Truppenführer hatten ständig gegen die Einmischungen der hohen politischen Exponenten, besonders der Gauleiter, anzukämpfen. Die Partei entfaltete eine wüste Hetze gegen die Truppe, die Offiziere und die höheren Kommandostellen. Leider fand sich von der «Luftflotte Reich» angefangen nach oben niemand, der die ausgepumpte und personell wie materiell ausgesogene Waffengattung in Schutz nahm. Im Gegenteil: Wüstes Geschimpfe, Verächtlichmachung von allen Seiten, Hohn, Vorwürfe, Drohungen und schlechteste Behandlung waren der Lohn für die Anstrengungen einer Truppe, die zu jeder Zeit mehr geleistet hatte, als man billigerweise erwarten durfte, wenn sie auch die übertriebenen Hoffnungen der durch Propaganda falsch belehrten Bevölkerung nicht erfüllen konnte.

Im Herbst 1943 war die Kraft der im Felde stehenden Flakartillerie gebrochen. Die normalen Ersatzmassnahmen und Rekrutenkontingente reichten nicht aus, um die Lücken zu schliessen. Das junge aktive Flakoffizierskorps hatte sich verblutet. Die Heimatluftverteidigung stellte die letzte Reserve dar. Aus ihr wurden alle Kräfte zusammengekratzt, um die Formationen aufzufüllen. Als die Weichselstellungen durchbrochen wurden und die nach allen Regeln hitlerischer Strategie in Kurland und in Ostpreussen aufgeopferten Armeen im letzten Kampf dahinschwanden, waren von den Flakdivisionen der Ostfront nur noch Trümmer vorhanden.

Die «Luftflotte Reich» bekam den Auftrag, an der Oder einen Abwehrriegel aus Flakbatterien aufzubauen, der die russischen Panzerarmeen aufhalten sollte. Der Gedanke war absurd; denn seit *El Alamein* in Nordafrika war der Nimbus von der panzerüberlegenen Waffenwirkung der Flak gebrochen. Dort aber hatten noch aktive und motorisierte For-

mationen gekämpft, die ausschliesslich aus Soldaten bestanden, und waren dennoch zerschlagen worden. Als die «Luftflotte Reich» erst 300, dann 500 Flakbatterien an die Oder zog, handelte es sich nicht mehr um feldmässig brauchbare Verbände, sondern um die kläglichen Reste des Luftschutzes der Heimat. Ihr Personal bestand nur noch zu 5% aus aktiven Soldaten, der Rest war Behelfspersonal aller Art, ohne jede Ausbildung für den Erdkampf, ohne Waffen zur Selbstverteidigung, ohne Mittel sich zu bewegen, ohne Offiziere, die ihrer Aufgabe gewachsen waren, ohne ausreichende Munition, ohne Fahrzeuge für ihre Versorgung, kurz und gut – *führerlose oder schlecht geführte, hilf- und ahnungslose Menschen, die mit unzulänglichen Waffen den siegesbewussten und siegegewohnten russischen Panzerverbänden entgegengestellt wurden!* Volksturm ersetzte die Infanterie, geführt von Parteifunktionären. Fanatismus sollte Munition und Waffen ersetzen! Der Opfermut der Flak war vergeblich. Sie wurde einfach überrollt. Ihre Verluste waren enorm.

Nicht viel besser war es inzwischen seit Beginn der Invasion im Westen gegangen. Ein Befehl Hitlers, der jedem Heeresführer das Recht gab, in Krisenlagen sich etwa vorhandene Flakkräfte zu unterstellen, führte auch hier dazu, dass alle Rückzüge des Heeres auf Kosten der Flakverbände durchgeführt wurden. Einzelne Flakführer mögen versagt haben, die Masse hat aber auch hier mit einer unübertrefflichen und eigentlich unbegreiflichen Hingabe überall ihre Pflicht getan. Es gab Batterien, deren Mannschaft aus 17- und 18jährigen Arbeitsdienstmännern bestand, die wegen Mangels an Zugmitteln ihre Geschütze tagelang im Mannschaftszug zurückführten. Erneut Front machend und an irgendeinem geeigneten Geländeabschnitt eingesetzt, verbluteten sie sich endgültig für das Heer. Die Zerstörung der Nachschubbahnen und die Blockierung des Strassenverkehrs durch laufende Tiefangriffe unterbanden den Munitionersatz. Oft standen Batterien, in der Heimatluftverteidigung wie an der Front, tagelang mit einem kleinen Rest von Granaten in Erwartung feindlicher Angriffe unter Feuerverbot, weil die letzte Muni-

tion für den äussersten Notfall der Selbstverteidigung aufgespart werden musste.

Dies alles hat die Flakartillerie geleistet, ausgelaut und überfordert wie keine andere Truppe. Nichts charakterisiert das Stadium des Verzweiflungskampfes der deutschen Wehrmacht, das schon 1944 erreicht worden war, besser, als ihr Schicksal. Ursprünglich für eindeutige Aufgaben in der Luftverteidigung der Heimat bestimmt, wurde sie durch den Zwang der Lage in eine Rolle gedrängt, die weder ihrem Sinn, noch ihrer Ausbildung, noch ihrer Bewaffnung entsprach. Um ein Bild davon zu geben, unter welchen Verhältnissen Deutschland in der Endphase kämpfte, sei von tausend ein beliebig herausgegriffener Einzelfall geschildert: Im November 1944 erhielt der Führer eines leichten Flakzuges den Auftrag, südlich *Ensisheim* an der Strasse nach *Mühlhausen i. E.* den Vormarsch der Panzer des Generals *de Lattre de Tassigny* aufzuhalten. Der Offizier suchte sich eine Stellung aus, liess die Geschütze eingraben und erwartete den Feind. Der Leutnant wusste, dass er mit seinen drei 2 cm-Kanonen keinem der französischen Panzer ernsthaften Schaden zufügen konnte. Trotzdem führte er den Befehl aus. Er hatte insgesamt 18 Mann bei sich. Infanteristische Bedeckung fehlte. Als die Panzer heranrollten, beschoss er sie, ohne jede Wirkung. Sie fuhren an ihm vorbei, um seine Erledigung der nachfolgenden motorisierten Infanterie zu überlassen. Der Leutnant führte ein langes Feuergefecht gegen etwa 300 abgessene Marokkaner. Im Verlauf des Kampfes wurde ein Geschütz unbrauchbar. Nach Einbruch der Dunkelheit sprengte er die beiden anderen Geschütze mit Handgranaten und zog sich unter dem Schutz der Nacht und unter Mitnahme von Verwundeten auf den Brückenkopf von *Neuenburg a/Rh.* zurück. Angesichts der feindlichen Übermacht und der Unmöglichkeit, auftragsgemäss die französischen Panzer aufzuhalten, hielt er einen weiteren Kampf am folgenden Tag für zwecklos. Zugmittel, um die Geschütze aus den Stellungen zurückzunehmen, besass er nicht. Fahrbare Lafetten waren nicht vorhanden, so dass auch Mann-

schaftszug nicht in Frage kam. Der Leutnant *wurde am nächsten Tag auf Befehl von Generaloberst Stumpff trotz der Gegenvorstellungen seiner Vorgesetzten verhaftet, weil er den Befehl Görings, dass jede Stellung bis zum letzten Mann zu halten sei, nicht befolgt hatte.*

Man kann dazu nur sagen: War das Ganze auch sinnlos, so hatte es doch Methode. Dies ein Beispiel, dieses ein Schicksal eines kleinen, armseligen Leutnants, der das Opfer irrsinniger Führungsgrundsätze wurde, illustriert die ganze Tragödie der Flakartillerie.

XI

KRIEG IM WESTEN

Bis zum Frühjahr 1938 trugen alle Überlegungen über einen zukünftigen Krieg im Westen defensiven Charakter. Ebenso lag den zahlreichen Planübungen, Kriegsspielen und Geländebesprechungen in der Truppe und in höheren Stäben der Gedanke eines Verteidigungskampfes zugrunde. Dies war verständlich, wenn man sich das militärische Kräfteverhältnis Deutschland-Frankreich und die starken Befestigungen der Maginot-Linie vergegenwärtigte, der deutscherseits nichts Entsprechendes gegenüberstand. Bis 1936 war das linksrheinische Gebiet militärisch neutral; Befestigungen waren nicht vorhanden. Wenn man ferner berücksichtigt, dass die Kriegsindustrie Deutschlands noch im Aufbau war, dass es an schwerer Artillerie fehlte, die Luftwaffe in den Kinderschuhen steckte und eine nennenswerte Marine überhaupt nicht existierte, wird das Bewusstsein der absoluten Unterlegenheit Deutschlands begreiflich sein.

Die Entwicklung der politischen Lage seit 1933 deutete einhellig auf kommende Konflikte im Südosten und Osten des Reiches. Sie mussten im Kriegsfall die Masse des deutschen Heeres binden, so dass im Westen ohnehin nur an hinhaltenden Widerstand zu denken war. Unter diesen Umständen musste Hitler an einer strikten Neutralität der Schweiz, Belgiens und der Niederlande schon deshalb interessiert sein, weil durch sie die etwaige Front gegenüber dem stärksten militärischen Gegner, Frankreich, auf ein Minimum verkürzt wurde.

Mit der Erstarkung der deutschen Wehrkraft, deren wesentlichstes und augenfälligstes Merkmal im Vergleich zu den Nachbarstaaten der rüstungsmässige Vorsprung der Luftwaffe war, und mit dem Eintritt zunehmender Spannungen zwischen Grossbritannien und dem Reich, glaubte die militärische wie die politische Führung, in gewissen Lagen mit einem militärischen Druck der Weststaaten rechnen zu müssen. Demgemäss wurden Vorkehrungen getroffen, um einer solchen Lage gewachsen zu sein.

Hieraus ergab sich auch für die Luftwaffe die Notwendigkeit ihrerseits alle Aussichten eines Krieges im Westen mit England als Hauptgegner zu prüfen. So traten alle operativen und taktischen Überlegungen in jenes zweite Stadium ein, in welchem der gegen Grossbritannien gerichtete Offensivplan Kern- und Richtungspunkt wurde.

Der Luftflotte 2 wurde die Vorbereitung des Luftkrieges gegen England übertragen. Die Beschaffung der Angriffsunterlagen behielt sich aber der Führungsstab des OKL selbst vor. Daher beschränkte sich die Luftflotte 2 auf die Erwägungen der operativen und taktischen Führung des Kampfes und auf die Prüfung der hierfür notwendigen Voraussetzungen. Hierbei ergab sich im Sommer 1938 mit eindeutiger Klarheit, dass für eine erfolgversprechende Luftkriegführung die vorhandenen Zielunterlagen zur Beurteilung der Angriffsaussichten auf die verschiedenen Zielgruppen wie Häfen, Werften, Rüstungsindustrien, Vorratslager aller Art, Flottenstützpunkte usw. nicht ausreichten. Dennoch liessen schon die vorhandenen dürftigen Unterlagen erkennen, dass deutscherseits weder die Kräfte, noch die taktischen Leistungen der Luftwaffe genügten. Zudem fehlte eine Basis mit ausreichenden Versorgungsmöglichkeiten.

Auch die Ausbildung der Kampfbesatzungen, die bisher darauf basierte, dass Angriffsflüge von etwa zweistündiger Dauer über Land zu fliegen waren, entsprach nicht den Anforderungen, die Angriffe auf die Britischen Inseln hinsichtlich Dauer und Schwierigkeiten der Navigation stellen mussten. Erschwerend wirkten die klimatischen und meteo-

rologischen Besonderheiten Nordwestdeutschlands, der Nordsee und Grossbritanniens mit ihrer charakteristischen Nebelhäufigkeit. Weitere Schwierigkeiten ergaben sich aus der Notwendigkeit, die Gebiete der Neutralen ausserhalb der Dreimeilenzone zu umfliegen. Dieser Umstand verwies die Angreifer gegen England auf Zwangskurse, die sie bei ihren knappen Reichweiten unvermeidlich zum Anflug auf engbegrenzte Küstenabschnitte führten. Dies erleichterte der britischen Luftverteidigung ihre Aufgabe wesentlich und bot ihr die Möglichkeit zu ausgesprochener Schwerpunktbildung. Sie gewann den Vorteil, trotz relativ geringer Kräfte sich jeweils dort stark machen zu können, wo die feindlichen Angriffe erfolgen mussten. Sie genoss somit im Vergleich zur Luftverteidigung des Reiches, das sich in genau entgegengesetzter Lage befand, eine gewisse operative Überlegenheit.

Es wurde bereits früher erwähnt, dass General *Felmy* nach gewissenhafter Prüfung die Frage nach den Möglichkeiten einer erfolgreichen Luftkriegführung negativ beantwortete. Hätten *Göring* und *Hitler* die Felmyschen Bedenken anerkannt, so wäre der Kurs der Aussenpolitik anders zu führen gewesen, und zwar so, dass *jegliches* Risiko eines Konfliktes mit England ausgeschaltet blieb. Doch *Göring* fand vor allem in *Jeschonnek*, *Schmidt* und *Kammhuber* die Leute, die sich über die Bedenken *Felmys* und seines Chefs, *von Wühlisch*, hinwegsetzten. Es stand für sie lediglich fest, dass diese «für die Führung des Luftkrieges gegen England nicht geeignet waren». So wurde erst *Wühlisch* durch *Kammhuber* und dann *Felmy* durch *Kesselring* ersetzt.

Man ging aber daran, den von *Felmy* aufgedeckten Schwächen ab-zuhelfen. Der Chef des Nachrichtendienstes des OKL, der damalige Oberst *Schmidt*, machte gewaltige Anstrengungen, um die Lücken in seiner englischen Zielkartei zu schliessen. Regelmässige Luftbildaufklärung über England wurde eingeleitet, der Agentendienst verstärkt. Dem Luftattaché bei der deutschen Botschaft in London, General *Weninger*, wurde ein energischer und «gewandter» Gehilfe zugeteilt, der auf eigene

Faust erkundete. Die bekannte britische Grosszügigkeit erleichterte ihm seine «Arbeit». In West-Hannover, Westfalen, Oldenburg und Ostfriesland wurde die Absprungbasis der Angriffskräfte ausgebaut und bevorratet. Die Ausbildung der Kampfverbände im Blindflug, im Einsatz über See und gegen Seeziele wurde forciert. Die Dislokation der Kampfverbände wurde so vorbereitet, dass die Verbände mit den besten Reichweiten (He 111) auf England angesetzt werden konnten, während die Verbände mit Do 17 Z für den Einsatz an der französischen Front vorgesehen wurden. Endlich wurde der Bau und die Erprobung des schweren Sturzbombers Ju 88 vorangetrieben, mit dem man vorwiegend die britische Flotte anzugreifen gedachte.

Die heikle Frage der belgischen und holländischen Neutralität wurde schon im Kapitel VI behandelt. Die in Form einer Studie vorbereiteten Befehle für den Aufmarsch und den ersten Einsatz einer Angriffsluftflotte waren so gehalten, dass alle Eventualitäten berücksichtigt wurden. Die Begleitmusik anlässlich häufiger Besprechungen und Erörterungen zwischen der Luftflotte und dem Führungsstab OKL erweckte den Eindruck, dass die Einbeziehung der Neutralen in den Kreis der Angegriffenen solange vermieden werden sollte, als nicht in Belgien durch Frankreich, in Holland britischerseits Neutralitätsverletzungen *ernannt* wurden. Erst im Laufe des ersten Kriegswinters begann der Führungsstab OKL seine Zielerkundungstätigkeit auch auf Belgien und Holland auszuweiten.

Zu Beginn des Polenkrieges hatte die Luftflotte 2 ihre Kräfte, mit Ausnahme des Jagdschutzes an der Küste und im Ruhrgebiet, für den Kampf im Osten abgeben müssen. Sie verfügte im Augenblick der englisch-französischen Kriegserklärung über keinerlei Angriffskräfte. *Der ursprüngliche Gedanke aller «Studien», den Krieg im Westen durch einen Überraschungsangriff zu eröffnen, war undurchführbar.* Mehrere Wochen verstrichen, bis die Verbände wieder in die heimatische Bodenorganisation zurückkehrten. Sie hatten in Polen zwar nur geringe Einbussen über dem Feind erlitten, aber trotz einer minimalen Tätigkeit –

im Durchschnitt weniger als 10 Einsätze je Besatzung – durch zahlreiche technische Ausfälle ihre Schlagkraft eingebüsst.

Der Truppe war der kurze und leichte Feldzug nicht bekommen. Das äussere Bild war schlecht. Haltung, Anzug und Auftreten waren vernachlässigt. Der ohnehin schlechte Ausbildungsstand war infolge des Nachlassens der Disziplin weiter abgesunken. Die Verbandsführer klagten über den schlechten Bombenwurf. Die Angriffsergebnisse einzelner Verbände auf Verkehrsziele waren, wie die Lichtbilder bewiesen, beschämend schlecht. Übertrug man diese Ergebnisse auf englische Ziele, so musste jeder die Bedenken des Generals *Felmy* als berechtigt anerkennen.

Diese Zustände erforderten dringend Abhilfe. Deshalb sah man zunächst davon ab, die Luftwaffe sofort nach dem ursprünglichen Plan gegen England in den Kampf zu schicken. Auch politische Bedenken und Illusionen sprachen dagegen. Für die Luftflotte 2 begann ein neuer Abschnitt intensiver Ausbildung. Nur die Aufklärung über England wurde von den Aufklärungskräften des OKL fortgesetzt geflogen. Von der Luftflotte 2 erfolgte sie lediglich gegen die britischen Flottenstützpunkte. Inzwischen waren nach ihrer Erprobung die ersten Staffeln der Ju 88 in der Bildung begriffen.

Auf das Drängen einiger jugendlicher Elemente, die, von der Vortrefflichkeit ihrer Waffe überzeugt, danach lechzten, sie zu verwenden, liess *Göring* sich dazu herbei, von *Hitler* die Genehmigung zum Angriff auf britische Kriegsschiffe zu erwirken. Abermals wurde er von der Luftflotte 2 gewarnt, die neue Waffe der Ju 88 mit unzulänglichen Kräften einzusetzen. *Felmy* schlug vor, damit zu warten, bis man mit einem Geschwader von mindestens 100 Flugzeugen angreifen könne. Er wurde wiederum nicht gehört. Es folgten die bekannten Angriffe mit einzelnen Flugzeugen auf die im *Firth of Forth* vor Anker liegenden Kreuzer. Das Schlachtschiff *Repulse*, das im Augenblick des Angriffs im Dock lag, durfte auf *Hitlers* persönlichen Befehl nicht angegriffen werden, *weil unter allen Umständen vermieden werden sollte, dass auch nur eine Bombe auf englischen Boden fiel!*

Dieser Befehl *Hitlers* entsprang der Sorge vor britischen Vergeltungsmassnahmen. Er wollte ganz offensichtlich so lange wie möglich die Bombardierungen anderer, als *im engsten Sinne militärischer, maritimer Ziele* vermeiden und glaubte, den unübersehbaren Auswirkungen eines totalen Luftkriegs dadurch auszuweichen, dass er den britischen Löwen nicht reizte. *Diese Tatsache beweist eindeutig, dass er in Bezug auf die Schlagkraft seiner Luftwaffe selbst bereits ernste Zweifel hegte* und sich nach ihren Proben im Polenfeldzug scheute, seine schlechten Karten aufzudecken.

Wie erwartet, blieben die Erfolge aus. Eine Enttäuschung folgte der anderen. Durch den Kreislauf einer falsch verstandenen Meldung bei verschiedenen Dienststellen der Marine und der Luftwaffe entstand der Irrtum von der Versenkung des englischen Flugzeugträgers «*Arc Royal*». *Göbbels* bemächtigte sich dieser «Ente» und machte einen «*Condor*» daraus. Die Luftflotte 2 wusste von Anfang an, dass es sich um eine Falschmeldung handelte. Trotzdem und obwohl er seinen Erfolg selbst bestritt, wurde der angeblich glückliche Bombenschütze, ein Ingenieur der Erprobungsstelle *Rechlin*, sofort zum Leutnant befördert und mit beiden Eisernen Kreuzen ausgezeichnet! Aus Prestige Gründen wurde wochenlang die deutsche Öffentlichkeit irreführt. Auch die wenigen Erfolge der Ju 88 wurden übertrieben dargestellt und durch Presse und Rundfunk verbreitet. Die Piloten erhielten besonders reichlich hohe Auszeichnungen. Im Laufe eines Jahres hatte das erste Ju 88-Geschwader, das sogenannte *Adler-Geschwader*, schon 12 Ritterkreuze, die meist auf Grund von Falschbeobachtungen oder Falschmeldungen über die Versenkung von Schlachtschiffen verliehen worden waren.

Während des Spätherbstes 1939 begann der Aufmarsch des Heeres und der Luftwaffe im Westen des Reiches. Der erste Angriffsbefehl löste selbst bei dem fanatischen Gefolgsmann *Hitlers*, *Kammhuber*, den Schreckensruf aus: «*Das ist der Anfang vom Ende!*»

Einige Wochen später flog ein Offizier der Fallschirmjägerdivision des Generals *Student* mit sämtlichen Aufmarsch- und Angriffsplänen des Heeres und der Luftwaffe in der Tasche, versehentlich über die bel-

gische Grenze. Er versuchte vergeblich, die umfangreichen Akten zu vernichten. Ein Teil fiel in die Hände der Belgier. Man musste damit rechnen, dass wesentliche Gesichtspunkte des Operationsplans verraten waren. Heeres- und Luftwaffenaufmarsch wurden sofort geändert, die Ziele der Fallschirmjäger und Luftlandetruppen, die bis dahin entweder bei *Gent* oder bei *Dinant* eingesetzt werden sollten, in den holländischen Raum verlegt. General *Student*, der Führer des gesamten Luftlandeunternehmens, stand ständig in engster Verbindung mit *Hitler* und *Göring*. Die Ausbildung seiner Truppen hat er mit peinlicher Sorgfalt durchgeführt. Dem sind auch die Erfolge zuzuschreiben, die er errang, obwohl er stellenweise auf eine wohlvorbereitete Abwehr stiess.

Kammhubers, des nunmehrigen Generalstabschefs der Luftflotte 2 unruhiger Geist hielt bis zum Januar 1940 die Luftwaffenverbände in ständiger Bewegung. Fortlaufend änderte er ihre Dislokation. Der eingeschüchterte *Felmy* beugte sich ihm. Nachdem der Aufmarsch sich im Grossen vollzogen hatte, wurde die Ausbildung aus Angst vor Enttarnung fast völlig eingestellt, sogar bei der Flakartillerie des Ruhrgebietes. Ein Wandel trat erst ein, als *Kammhuber* durch den General *Speidel* und *Felmy*, unter Verabschiedung, durch *Kesselring* ersetzt wurden. Auch die Zusammenarbeit mit der Heeresgruppe B (Generaloberst *von Bock*) wurde nun besser. Nur der Streit um die Führung der Heeresflak und der Verbände des II. Flakkorps dauerte bis kurz vor Beginn des Angriffs an.

Während der ersten Monate des Jahres 1940 wurde von Tag zu Tag auf das Stichwort zum Angriff gewartet. Die Nervenbelastung für Stäbe und Truppe war gross. Das Heer widersetzte sich mit Erfolg der Absicht, schon im Januar oder Februar zum Angriff anzutreten, weil die motorisierten Verbände sich auf den vereisten Strassen der Eifel und der Ardennen nicht bewegen konnten. Jeder Übungsmarsch forderte grosse Einbussen an Gerät. Das Selbstvertrauen war gering. Man hoffte stark auf die Unterstützung durch die Luftwaffe, betonte dies eindringlich und

legte ihr im Voraus alle Misserfolge zur Last. Gross war die Angst vor den Luftstreitkräften der Briten und Franzosen.

Eine längere Periode guten Wetters war für die Durchbruchsschlacht unerlässlich. Das OKL war um günstige meteorologische Bedingungen so besorgt, dass es einem Schwindler aufsass, der behauptete, auf elektrischem Wege die Wetterentwicklung beeinflussen zu können. Er erhielt den Auftrag, zur Zeit des Angriffs über England und dem Kanal Wirbelstürme zu erzeugen, an der Angriffsfront des deutschen Heeres aber für Gut-Wetter zu sorgen. Sein Gerät bestand aus einer Art unbrauchbar gewordenem Radioempfänger, mit dem er eine «Jonen-Strasse» bilden und auf ihr die Hochdruckgebiete beliebig bewegen wollte! Der Mann nebst seinem kretinartig wirkenden Sohn, der ihm assistierte, bekam eine tägliche Entschädigung von RM 35.-, bis der Schwindel erkannt wurde. Zu den gläubigen Opfern gehörten auch *Milch*, *Felmy* und *Kammhuber*. *Milch* hatte auf *Kammhubers* und *Felmys* Bitten RM 100'000.- für den «Wetterkrieg» zur Verfügung gestellt!

Das Verhältnis zwischen der Luftflotte 2 und der Marine war leidlich gut. Diese war meist der fordernde Teil, ihre Ansprüche in Bezug auf Seeaufklärung stellte sie ohne jede Berücksichtigung der sonstigen Aufgaben der Luftwaffe, war aber auch zufrieden, wenn bescheidenere Leistungen angeboten wurden. Die höheren Marinestellen nahmen ihre Aufgaben sehr wichtig und zeigten selten Verständnis für die Belange der beiden anderen Wehrmachtteile. Überhaupt, je höher man in der Führung kam, umso häufiger begegnete man dem Mangel an gegenseitigem Verstehen und dem Willen zur Zusammenarbeit. Immer wollte einer den andern einflussmässig ausschalten und ihn unterwerfen. Auch als der Angriff im Mai endlich losbrach, schien jede der höheren Kommandostellen nur darauf bedacht zu sein, sich zu sichern, zu rechtfertigen, um im Falle von Fehlschlägen und Versagern von Vornherein einem anderen Wehrmachtteil die Schuld zuschieben zu können. Die Verhandlungen und Besprechungen der Befehlshaber untereinander, noch mehr die ihrer Chefs und Generalstabsoffiziere nahmen einen gereizten,

nervösen Ton an. Aus der allgemeinen Angst vor Verantwortung sprach die grosse Unsicherheit und die Sorge vor Rückschlägen. Als sich später ein Erfolg an den andern reihte, Holland besetzt war, Belgien kapitulierte, die Briten den Kontinent verliessen und die französischen Armeen, gemischt mit Hunderttausenden von Flüchtlingen, sich zurückzogen, wagte man kaum an das Wunder eines so schnellen und grossen Erfolges zu glauben. Je ängstlicher man vorher war, umso hochmütiger und eingebildeter wurde man jetzt. Nur wenige behielten klaren Kopf und nüchternen Blick und liessen sich nicht täuschen.

Die Kräfte der beiden Luftflotten 2 und 3, auf engem Raum massiert, wirkten in der Offensive weit mehr moralisch als effektiv. Das Fliegerkorps *Richthofen* hatte als Nahkampfkorps den Durchbruch der 6. Armee nördlich *Lüttich* begleitet und dabei vor allem die Fallschirmjäger unterstützt. Seine Erfolge waren rein taktische, als solche aber gut. Die Fliegerkorps der Generäle *Grauert* und *Keller*, verstärkt durch Verbände des Generals *Putzier* und später auch durch die Kräfte der Luftflotte 3, bemühten sich vergeblich, den Abzug der Engländer aus *Dünkirchen* zu verhindern. Zwar bürsteten die Briten fast ihr gesamtes schweres Gerät ein; im Übrigen aber konnten sie mit Recht auf ihren Rückzug stolz sein. Heer und Luftwaffe blieb ein «ganzer Erfolg» bei dem Kampf um *Dünkirchen* versagt. Natürlich schob jeder dem andern die Schuld daran zu. *Tatsächlich zeigte sich hier bereits eindeutig, dass, auch bei Zusammenfassung aller Kräfte, die Luftwaffe nicht in der Lage war, einen Seehafen zu blockieren.* Trotz laufender Bombenangriffe, trotz Verminung des Hafens und der Reede, trotz Unterstützung durch die leichten Kräfte der Marine, und obwohl der Kampf gegen die Transporte auf der Nordsee bis zur Themse weitergeführt werden konnte, versagte die Luftwaffe vor ihrer Aufgabe. Dabei kämpfte sie bei *Dünkirchen* unter wesentlich einfacheren Bedingungen, als sie sie später in England antreffen sollte. Sie flog über eigenes oder von deutschen Truppen besetztes Gebiet an, während die Engländer über See kamen und über See zurückflogen

mussten, also taktisch benachteiligt waren. Sie genoss die Unterstützung der andern Wehrmachtteile, die auf der Erde und auf See kämpften. Der «Fall Dünkirchen» war für alle, die bis dahin an die Luftwaffe geglaubt hatten, *die* grosse Enttäuschung; für diejenigen, die immer skeptisch geblieben waren, bewies er die Berechtigung ihrer Zweifel.

Der überraschende Erfolg des Westfeldzuges verlockte *Hitler*, den Kampf auf die englische Insel hinüberzutragen. Das Heer erklärte sich bereit, wenn die Marine den nötigen Schiffsraum stellte. Die Marine verlangte ihrerseits die Sicherung der Transporte durch die Luftwaffe gegen die britische Flotte und die Luftstreitkräfte. Zuletzt lief es darauf hinaus, dass der Erfolg des «Seelöwe» genannten Unternehmens nur von der Luftwaffe abhängig war. *Sie* sollte die schweren britischen Seestreitkräfte fernhalten und ausserdem die *absolute* Luftüberlegenheit garantieren! *Göring* hatte das Schachspiel um die Verantwortung verloren. Noch bevor die Entscheidung fiel, wurden von allen drei Wehrmachtteilen fieberhaft Vorbereitungen zur Durchführung der Invasion getroffen.

Das Heer stellte geeignete Divisionen bereit, die Marine versammelte in den Kanalhäfen Hunderte von Fahrzeugen, mit denen die Landung bewerkstelligt werden sollte, und die Luftwaffe marschierte im *Pas de Calais* sowie in der *Normandie* auf, um die Bereitstellungen der Invasionsarmee und der Transportflotte zu decken. In den französischen Kanalhäfen wurden starke Kräfte der Flakkorps für den örtlichen Luftschutz zusammengezogen.

Während diese Vorbereitungen liefen, wuchs der Zweifel an der Möglichkeit des Erfolges und gründete sich vor allem auf die allgemeine Skepsis gegenüber der Luftwaffe. Im OKL selbst gewannen die Vorsichtigeren Oberhand und beanspruchten erstens eine längere Ruhepause für die fliegenden Verbände und zweitens Zeit, um einen planmässigen Kampf zur Niederringung der britischen Luftstreitkräfte führen zu können.

Die Angst vor einem kriegsentscheidenden Misserfolg schreckte *Hitler* von einem voreiligen Entschluss ab. Es war einer der seltenen

Fälle, in denen er sich durch die Bedenken seiner ersten Ratgeber von einem Plan abbringen liess. Die Luftwaffe erhielt den Auftrag, die Invasion durch einen intensiven Luftkrieg vorzubereiten – aber ehe noch die ersten Schläge fielen, wurde ein neuer Entschluss gefasst und die Invasion aufgegeben. Eben noch hatte man an der Kraft der Luftwaffe gezweifelt; nun erhielt *Göring* eine Aufgabe zugeschoben – die ihn endgültig mit der Gesamtverantwortung für den Ausgang des Krieges belastete: *die der Niederringung Englands durch reinen Luftkrieg!*

Die Kräfte wurden umgruppiert. Soweit sie sich nicht für den Kampf gegen schwere Seestreitkräfte eigneten, wurden sie gegen die englische Handelsschifffahrt im engeren Bereich der Britischen Inseln, hauptsächlich im Kanal, eingesetzt, während die Marine den Seeverkehr im Atlantik unterbinden sollte. Die Vernichtung der britischen Flotte blieb dabei Hauptaufgabe der Luftwaffe, um der Marine die offensive Kampfführung auch mit schweren Überwasserstreitkräften zu erleichtern.

Die Schlacht im Atlantik begann! Schon nach kurzer Zeit musste man feststellen, dass weder die eine noch die andere Aufgabe zu lösen war. Nach wenigen Wochen eines im Ganzen gesehen erfolglosen Kampfes gegen den Seeverkehr wurde ein neuer Entschluss gefasst. Die Kräfte beider westlicher Luftflotten wurden in Holland, Belgien und Nordfrankreich versammelt, um in konzentrischen Angriffen zunächst die britischen Flugplätze in Südostengland und damit die Basis der englischen Jagdabwehr zu zerschlagen. Die Jäger der *Royal Air Force* sollten durch den kombinierten Kampf in der Luft und auf der Erde aufgegeben werden. In der weiteren Phase des Krieges wollte man dann zur Bekämpfung der Flugzeugindustrie und der westlichen Seehäfen übergehen. *Das grosse Ziel blieb nach wie vor die Abdrosslung der Versorgung des britischen Mutterlandes.*

Der operative Plan des Kampfes gegen England war nach dem Muster einer Erdoffensive angelegt. Man betrachtete die Luftverteidigung in Südostengland als einen halbkreisförmigen Abwehrbogen, dessen

Stützpunkte die zahlreichen Flugplätze waren und in dessen Brennpunkt das Zentrum aller Abwehrkraft, das Ziel der Angreifer, das Herz des Landes, *London*, lag.

Es kam darauf an, den Abwehrbogen zentral zu durchbrechen und den Briten schwerste Verluste an Verteidigungskräften, vor allem an Jägern, zuzufügen, um nach Erringung der Luftüberlegenheit als erstes das Versorgungszentrum London mit seinen reichen Vorräten zu zerschlagen und dann *zum Kampf um die Erringung der absoluten Luftherrschaft überzugehen*. In diesem Stadium sollte es den Kampfverbänden möglich sein, ohne Jagdschutz, unter vollster Ausnutzung ihrer Reichweite, alle britischen Ziele anzugreifen und den wirtschaftlichen Zusammenbruch des englischen Mutterlandes herbeizuführen.

Die politische Führung Deutschlands glaubte, dass *England*, von seinen Verbindungen durch die kombinierte Luft- und Seeblockade abgeschnitten, seiner Luftverteidigungskräfte beraubt, industriell zerschlagen, infolge Mangels an Rohstoffen ausgeblutet, auch ohne Invasion und Besetzung Frieden schliessen würde. Es wurde an die Lage während des Weltkrieges und an die späteren Nachkriegsverlautbarungen erinnert, nach denen der U-Bootkrieg bereits eine ernste Versorgungskrisis hervorgerufen hatte, die bei energischer Fortsetzung des Kampfes innerhalb von sechs Monaten zum wirtschaftlichen Zusammenbruch Englands geführt hätte.

Das Kräfteverhältnis im August 1940 war für Deutschland aussergewöhnlich günstig. England war der einzige Luftgegner in Europa. Die durch die Westoffensive gewonnene Basis von *Holland* bis zur *Bretagne* gestattete, in einem weiten Bogen gegenüber dem britischen Verteidigungsring aufzumarschieren und ihn konzentrisch anzugreifen. Die Weiträumigkeit der deutschen Bodenorganisation erschwerte britische Gegenmassnahmen. Die deutsche Jagdfliegerbasis ermöglichte es, englische Luftangriffe gegen das Festland zu flankieren und rückkehrende Verbände vor der Landung abzufangen, oder sie kurz nach der Landung

am Boden zu zerschlagen. Das Kräfteverhältnis war etwa 2 : 1 für Deutschland. Scheinangriffe konnten die britischen Jäger zu frühzeitigem Einsatz zwingen und ausfliegen lassen bevor der deutsche Hauptangriff erfolgte. Dadurch liess sich das taktische Kräfteverhältnis beim Hauptangriff weiter zu Gunsten Deutschlands auf 3 : 1 verbessern. Die kurzen Entfernungen zwischen dem Zentrum der deutschen Basis in *Belgien-Nordfrankreich* und den Zielen in *England* gestattete unter günstigen Umständen mehrfachen Einsatz bei Tage. Rollende Angriffe unter starkem Jagdschutz sollten die britische Luftverteidigung überanstrengen und ermüden. Durch Störangriffe konnte man auch bei Nacht die Kräfte der Flakartillerie herausfordern, sie zu fortgesetztem Munitioneinsatz zwingen und ebenfalls ermüden. Alle diese Erwägungen mussten bei optimistischer Betrachtung die Meinung stützen, dass mit ziemlicher Sicherheit der Plan glücken müsse.

Was sprach nun trotz aller positiver und günstiger Umstände von vornherein gegen das Gelingen der deutschen Absicht? – Die Angriffe der Kampfverbände stiessen in das Zentrum der britischen Jagdabwehr. Sie bedurften daher eines starken Schutzes durch eigene Jäger. Deren Aufgabe war es, die britischen Jäger anzugreifen, zu binden und dadurch von der Störung der deutschen Bomber abzuhalten. Was bedeutete das für die deutschen Jäger? Im Kampf von Jagdverbänden untereinander kam es darauf an, aus günstiger Angriffsposition, d.h. aus überhöhter Stellung, möglichst aus der Richtung der Sonne und mit überlegenen Kräften anzugreifen, den Kampf aber nicht anzunehmen, wenn diese günstigen Umstände beim Gegner sind. Dann galt es, sich abzusetzen, frei vom Gegner Höhe zu gewinnen, ihn erneut aufzusuchen und aus vorteilhafter Stellung zum Kampf zu zwingen. Wer in erhöhter Position ist, hat höhere Geschwindigkeit im Angriff und ist damit unter allen Umständen überlegen. Wer schneller ist, kann den Angriffszeitpunkt bestimmen.

Eine eigentliche Verteidigung gibt es im Luftkampf zwischen Jägern nicht. Es gibt nur eine wirksame Abwehr: den eigenen Angriff. Ist man

an Geschwindigkeit unterlegen, kann man also Zeit und Ort des Angriffs nicht selbst wählen, werden sie einem vom Gegner aufgezwungen, so kann man eben nicht angreifen und es bleibt nur die Flucht. «Flucht» bedeutet in diesem Fall nicht feige Absicht, den Kampf aufzugeben, sondern Befreiung aus einer aussichtslosen Position und Wiedergewinnung der eigenen Handlungs- und Entschlussfreiheit.

Die Zusammenstösse zwischen Jägern, bei denen beiderseits Geschwindigkeiten von 500 km bis 800 km entfaltet werden, sind blitzartig kurz. Langandauernde Kämpfe gibt es nicht. Die Aufmerksamkeit konzentriert sich auf den angreifenden oder verfolgten Feind. Der Zusammenhang der Verbände geht schnell verloren. Nach dem Angriff hat jeder Führer die Aufgabe, seine Kräfte so rasch wie möglich zu sammeln. Gelingt ihm dies als erstem, so hat er beim zweiten Zusammenstoss die Überlegenheit gegenüber einem Feind, der mehr Zeit braucht.

Wenn es damit gelungen ist, sich ein Bild der Situation eines Luftkampfes zu verschaffen, so werden die Vorteile der britischen Jäger beim Kampf über England klar: Die Flughöhen der deutschen Kampfverbände lagen zwischen 4'000 und 5'000 m. Um einen Kampfverband zu schützen, mussten die Jäger so fliegen, dass sie ihn übersehen konnten und imstande waren, bei englischen Jagdangriffen diese aufzufangen und abzuwehren. Daher mussten die Begleitjäger dem Kampfverband verhältnismässig nahebleiben und sich seiner Geschwindigkeit anpassen. Sie flogen also in Höhen von etwa 5'000 bis 6'000 m vorwärts, seitlich und rückwärts mit je einer Gruppe (20–30 Flugzeuge) gestaffelt und mit Geschwindigkeiten um 300 km/h. Damit befanden sie sich auf jeden Fall gegenüber dem Angreifer im Nachteil, der sie aus grösserer Höhe und mit überlegener Geschwindigkeit attackierte.

Die Führer der deutschen Jagdgeschwader waren sich dieser entscheidenden taktischen Schwäche bewusst, die sie um den Vorteil ihrer zahlenmässigen Überlegenheit brachte. Sie mussten aber noch weitere Nachteile in Kauf nehmen. Die britische Jagdabwehr wurde alarmiert,

wenn deutsche Verbände im Anflug waren. Sie konnten das Eintreffen des Feindes so genau berechnen, dass sie schon 10 Minuten nach dem Start in günstiger Angriffsposition *über* den deutschen Verbänden stehen konnten. Zu dieser Zeit waren die deutschen Jäger mindestens schon doppelt so lange, 20–30 Minuten, in der Luft, um sich zu versammeln, sich mit den Kampfverbänden an einem bestimmten Punkt zu vereinen und diese dann mit ihrer relativ geringen Geschwindigkeit von etwa 280–300 km pro Stunde zu begleiten.

Kam es nun zum Luftkampf, dann standen den deutschen Jägern je nach Lage des Angriffsziels dafür nur noch wenige Minuten zur Verfügung. Dann mussten sie sich «absetzen», weil sie sonst wegen Betriebsstoffmangels ihre Basis nicht mehr erreichten! Sie konnten sich also auf einen langen Kurvenkampf gar nicht einlassen. Oft mussten sie auch, wenn die Verabredung mit den Kampffliegern nicht geklappt hatte, schon während des Anflugs zum Ziel ihren Schutzverband verlassen und den Einsatz abbrechen.

Im Kampf konnte für die Deutschen auch geringer Schaden den Verlust von Flugzeug und Pilot zur Folge haben; denn jede Notlandung führte zur Gefangenschaft, während der englische Pilot in der gleichen Lage sein beschädigtes Flugzeug landete oder es allenfalls mit dem Fallschirm verliess.

Aus diesen Gründen strebten die deutschen Jäger danach, durch reine Jagdvorstöße, frei von der Bindung an die Kampfverbände, sich die Überlegenheit über England zu erkämpfen. Die britischen Jäger haben aus verständlichen Gründen einen Kampf, der so herausgefordert wurde, nach Möglichkeit vermieden. Ihnen kam es auf die Abwehr der deutschen Bomberangriffe an. Wenn keine Bombenträger kamen, hatten sie keine Veranlassung, sich unter ungünstigen Verhältnissen zum Kampf zu stellen. Diese Erkenntnis führte auf deutscher Seite zur Einführung der «Jagdbomber». Es wurden den Jägern Bomben mitgegeben. Auf diese Weise wollte man wieder die britischen Jäger zum Kampf zwingen. Das gelang auch; aber wiederum unter ungünstigen Bedingun-

gen, da sich der Jagdbomber durch die aussen angebrachte Bombe und ihre Aufhängevorrichtung in seiner Geschwindigkeit und Flugleistung verschlechterte.

Auffällig unterlegen waren die sogenannten «Zerstörer» (Me 110), ursprünglich für den Kampf gegen Jäger und als Begleitschutz für Kampfflieger gedacht. Wenn sie eingesetzt wurden, bedurften sie selbst des Jagdschutzes, waren also als Begleitschutz für die Kampfverbände wertlos. Ihr Einsatz hatte nur dort Sinn, wo eine unterlegene feindliche Luftwaffe, wie in *Polen, Jugoslawien, Griechenland, Frankreich* oder *Russland* im Felde stand.

Die Gesamtkraft der gegen England aufmarschierten Jagdstreitkräfte konnte nicht gleichzeitig über *England* eingesetzt werden. Da alle Verbände, die bis an die Grenzen ihrer Reichweite fliegen mussten, sich auf dem Rückweg wegen Betriebsstoffmangels taktisch im Nachteil befanden und nicht imstande waren, den Kampf anzunehmen, wenn sie angegriffen wurden, mussten sie beim Rückflug auf halbem Wege von später gestarteten Verbänden «aufgenommen» werden. Ausserdem brauchten sie bei ihrer Rückkehr während der Auflösung des Verbandes über seinem Platz und bei der anschliessenden Landung einen lokalen Jagdschutz gegen verfolgende britische Jäger, die sich dieses Schwächemoment zunutze machen wollten. Hierdurch waren ständig stärkere Kräfte gebunden.

Insgesamt verteilte sich daher die Gesamtkraft der deutschen Jagdflieger auf folgende Aufgaben:

1. Reine Jagdvorstösse zu freier Jagd nach England, verbunden mit Tiefangriffen durch Jagdbomber.
2. Begleitschutz für Teilkkräfte der Kampfflieger während der Scheinangriffe.
3. Begleitschutz für die Kampfverbände während des Hauptangriffs.
4. Jagdaufnahme während des Rückflugs der Hauptangriffskräfte auf halber Strecke und über der eigenen Basis.

Von diesen Aufgaben liess sich lediglich die erste so durchführen, dass die Überlegenheit der gesamten deutschen Jagdkräfte unter taktisch günstigen Bedingungen zu Tage trat. Das britische «Fighter Command» hat aus vernünftigen Erwägungen diesen Kampf wegen der ungünstigen Bedingungen nach Möglichkeit gemieden. In allen andern Fällen, 2, 3 und 4, kam deutscherseits weder eine zahlenmässige Überlegenheit zustande, zumal auch die Basis der Kampfverbände des Landungsschutzes bedurfte, noch konnten die deutschen Jäger die für den Kampf günstigen Bedingungen selber wählen, waren also unter allen Umständen taktisch im Nachteil. Ihre Verluste mussten daher bei Kämpfen über englischem Boden zwangsläufig höher sein als die der Briten.

In den vorhergehenden Kapiteln sind mehrfach die Gründe für das schnelle Nachlassen der Einsatzstärken auch unter *günstigen* Bedingungen dargelegt worden. Die Bomberangriffe gegen *Südostengland* und vor allem die gegen *London*, führten zu derartigen Verlusten, dass einzelne Geschwader bereits nach drei Einsätzen nur noch Gruppenstärke, also ein Drittel ihrer Gefechtskraft, besaßen. Es waren weder genügend Flugzeuge noch Besatzungen als Reserven bereitgestellt worden, um diese Lücken zu schliessen. Im Gegenteil, man hatte die grösste Mühe, schon die normale Ausbildung weiter zu betreiben. Sehr schnell war die Lage eingetreten, die sich bei allen grösseren operativen Luftangriffsunternehmungen wiederholte: *Die Schlagkraft der Luftwaffe war erlahmt, die Waffe war stumpf und schartig geworden, ehe ein Erfolg eintrat.* Es bedurfte einer grösseren Atempause, um die Verluste wieder aufzuholen. Qualitativ ist dies nach 1940 nie mehr gelungen. Infolgedessen konnte auch niemals wieder eine Schlagkraft zurückgewonnen werden, die der vom August/September 1940 entsprach. *Der Misserfolg von Dünkirchen und das Versagen gegenüber den zu jener Zeit zahlenmässig unterlegenen britischen Luftstreitkräften hatten eindeutig bewiesen, dass die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Luftkriegführung gegen England nicht gegeben und nie zu erreichen waren.* Denn von jetzt an musste mit

einem stetigen Anwachsen der britischen Luftstreitkräfte gerechnet werden. Alle weiteren Luftkriegsunternehmungen gegen England konnten nur noch das strategische Ziel der Lähmung und Ermüdung verfolgen. Ein «Knock out» kam nicht mehr in Frage. *Jetzt musste vermieden werden, dass es zu einer britischen Luftgegenoffensive kam, die erfolgreicher verlaufen würde als die deutsche!*

Die Erfolge der britischen Abwehr 1940 schienen zum Optimismus auch bezüglich der deutschen Luftverteidigung zu berechtigen. Die deutsche Führung irrte aber in ihrer Vergleichsannahme, weil sie weder mit der starken zahlenmässigen, noch der technischen Überlegenheit auf der Feindseite rechnete, wie sie später zutage trat. Ferner liess sie ausser Acht, dass der britische Abwehrerfolg hauptsächlich darauf beruhte, dass die deutschen Angriffe in dem engen Raum *Südostenglands* ins Zentrum der britischen Verteidigungskraft hineinstiessen; die späteren britisch-amerikanischen Angriffe hatten jedoch in dem weiten europäischen Raum überall Möglichkeiten, den Schwerpunkten deutscher Abwehr auszuweichen, bis diese so ermüdet war, dass sie überhaupt keine Schwerpunkte mehr zu bilden vermochte.

Das OKL verlegte den Kampf gegen die britische Versorgung unter dem Einfluss der sich mehr und mehr versteifenden englischen Nahabwehr zeitweilig in die östlichen Teile des Atlantik, ausserhalb der Reichweite der britischen Jäger. Der Plan war zweifellos gut. Wie immer, wenn etwas Neues aufgenommen wurde, sei es der Minenkrieg mit Magnetminen, sei es der Einsatz der Ju 88 gegen Kriegsschiffe, so wurde auch jetzt der Kampf mit Grossflugzeugen gegen Handelsschiffe mit unzulänglichen Kräften begonnen. Wie in den anderen Fällen gelang es den Engländern, ihre Abwehr sehr schnell so zu verbessern, dass bald die deutschen Erfolge nur noch mit hohen Verlusten erkaufte werden konnten. Als man schliesslich mit ausreichenden Kräften zu einem kombinierten Angriffsverfahren von U-Booten und Flugzeugen gegen die Geleitzüge im Atlantik schreiten konnte, waren durch die Fortentwicklung der Hochfrequenztechnik die Mittel der Defensive bereits stärker

geworden als die des Angriffs. Den wuchtigen Schlägen der operativen amerikanischen Luftflotten fielen in Westfrankreich die Verbände zum Opfer, die von der Luftwaffe im Atlantik eingesetzt werden sollten.

Während des Winters 1940/41 wurde der Kampf gegen die britische Kriegsindustrie und gegen die Versorgungshäfen aufgenommen. Da man bei Tage keine Einsätze wagte, erfolgten alle Angriffe nachts. Zweifellos haben diese Angriffe nicht unbeträchtlichen Schaden angerichtet. Ein durchschlagender Erfolg blieb ihnen aber versagt, obwohl die Verluste während dieses Kampfabschnittes durchaus erträglich waren. Die Nachtjagd der Briten steckte noch in den Kinderschuhen. Ihre Flakabwehr war zwar beachtlich, konnte aber die Angriffe nicht verhindern. Die deutsche Blindflugausbildung gestattete die Ausnutzung schlechter Wetterlagen, bei denen die britische Flakartillerie nur für die eigene Bevölkerung moralisch wirken konnte. Ausschlaggebend für den deutschen Misserfolg waren aber die mehr als mässigen Treffresultate. Dafür gab es mancherlei Gründe! Die Mittel zur Auffindung der Ziele waren noch primitiv. Funk- und Koppelnavigation genügten nicht, um Punktziele zu treffen. Es ergab sich also mehr oder weniger ein «blindes» Werfen auf Räume wie *London*, daneben gezielte Angriffe in Vollmondnächten oder unter Zuhilfenahme künstlicher Beleuchtung auf Orte wie *Liverpool*, *Manchester*, *Southampton*, *Kingston upon Hull* u.a. Die Gesamterfolge waren, wie die nachträgliche Luftaufklärung ergab, gering. Zum Teil war dies auf den Einsatz von Scheinanlagen und Scheinbränden zurückzuführen, die immer wieder viele Besatzungen verlockten, ihre Bomben auf diese Punkte zu werfen. Die Luftflotte 3 hat bei ihrem ersten Angriff auf *Liverpool* mit ihrer gesamten Kampfkraft von 400 Bombern eine Scheinanlage südlich der Stadt beworfen und wegen der sehr starken Brände einen grossen Erfolg gemeldet. Nichts davon traf zu! *Liverpool* war überhaupt nicht erreicht worden! – Nördlich der Linie *Edinburg-Glasgow* konnten Angriffe aus Reichweiten übergründen überhaupt nicht durchgeführt werden.

Auch diese Städte selbst waren nur von einem Teil der Verbände erreichbar.

Die Erkenntnisse des Sommer- und Herbstkampfes 1940, die Enttäuschungen über die mangelhafte Wirkung und das Versagen der Luftwaffe im August 1940 dürften hauptsächlich mit zum Entschluss eines Überfalls auf die Sowjetunion geführt haben. In der Truppe wie in der Führung wuchs seit dem September 1940 die Ratlosigkeit bezüglich der weiteren Kriegführung und der Kriegsaussichten. *Vom Sommer 1941 an wurde gegenüber England auf jede entscheidungsuchende Luftkriegshandlung verzichtet.* Der Kampf wurde mit schwächsten Kräften lediglich aus propagandistischen Rücksichten hinhaltend weitergeführt. Wenn offiziell von «Störangriffen» gegen England die Rede war, so musste doch einleuchten, dass durch Einsätze von manchmal lediglich 3 bis 5 Flugzeugen in einer Nacht das Britische Empire nicht mehr gestört werden konnte als ein Elefant durch einen Nadelstich. Auch für die wenigen, mit stärkeren Kräften geführten Angriffe war das «Prestige» massgebend, wie auch für die letzten sogenannten Vergeltungsangriffe im Januar/Februar 1944.

Dieser Luftkrieg gegen England, wenn er auch von nur geringen Teilkraften getragen wurde, hat sich überaus ungünstig auf die Moral der Truppe und der Bevölkerung ausgewirkt. Die gedachte Propagandawirkung war trotz blutrünstiger Reportagen weit eher negativ als positiv. Der krasse Unterschied zwischen der Wirkung der anglo-amerikanischen Luftoffensive und den schwachgeführten Gegenschlägen von deutscher Seite war zu gross und liess sich nicht mehr verbergen. Die Verluste, prozentual höher als in jedem andern Kriegsabschnitt, wirkten sich zersetzend auf den Geist der Truppe aus, die alles auf sich zu nehmen bereit ist, wenn sie Erfolg sieht oder Aussicht auf Erfolg zu haben glaubt, die aber erlahmt, wenn sie den Sinn einer Aufgabe nicht begreift oder nicht mehr an ihn glauben kann. Die gequälte Fortsetzung des Luftkrieges gegen England tötete die Moral. So wogen die Ausfälle an Besatzungen schwerer denn je. Es mehrten sich die Fälle, in denen Angriffe aus nich-

tigen Gründen abgebrochen oder technische Störungen fingiert wurden. Die Sabotageangst wurde geflissentlich aufgegriffen und ausgenutzt, um unangenehmen Aufträgen zu entgehen.

Obwohl die Abwehrmethoden über Grossbritannien erheblich verfeinert, die Abwehrkräfte gegenüber 1940/41 wesentlich verstärkt worden waren, blieben doch die Verluste während der eigentlichen Angriffe über dem Feind etwa in den gleichen Grenzen wie früher. Auch die Verluste aus Wettergründen oder wegen fliegerischer Fehler blieben in ihrer Höhe ziemlich konstant. Dagegen nahmen die Verluste durch englische Nachtjäger innerhalb der eigenen Basis und während der Landung im Jahre 1943/44 erheblich zu. Hohe Ausfälle traten auch bei Tage über dem deutschbesetzten Gebiet der westlichen Länder bei Reise-, Verlegungs-, Übungs- und Werftflügen, Flügen nach Reparaturen zur Überprüfung der Flugzeuge ein.

Die deutsche Bodenorganisation in Frankreich, Belgien und Holland war bis zum Beginn der Invasion trotz lokaler Einbussen im Grossen und Ganzen intakt geblieben. Das Vorspiel von *Dieppe* hatte aber doch genügt, um sich über die Rolle der deutschen Kampffliegerkräfte bei der Abwehr der Invasion aller Illusionen zu begeben. Über die Frage der Invasion wurden die verschiedensten Vermutungen laut. Es gehörte zum guten Ton, das ganze Invasionsgerede als Bluff hinzustellen. Feldmarschall *Sperrle* (Luftflotte 3, Frankreich) und General *Korten* (Chef des Generalstabes der Luftwaffe seit August 1943) bekundeten eine entsprechende Haltung. Man kann auch dieses Gerede, diesen Zweckoptimismus als Bluff betrachten oder hinstellen. Der Einsatz und Verbrauch der letzten einsatzfähigen Kampfgeschwader für militärisch bedeutungslose «Vergeltungsangriffe» auf *London* lässt aber darauf schliessen, dass weitgesteckte politische Hoffnungen gehegt wurden. Man rechnete damit, dass diese letzten Opfer der Luftwaffe sowie der anschliessende Einsatz der V-Waffen in England vor der Invasion abschrecken würden.

Man hoffte auf einen Kurswechsel in Grossbritannien und seinem Ausbrechen aus der Allianz, aus dem Krieg. «*Auch die andern werden ihren Badoglio haben*», meinte Hitler. Es hiess, dass überall an den Erdfronten der Kampfgeist und die Angriffslust der Briten nachgelassen habe, dass auch die Royal Air Force ihre Kräfte schone, dass die Engländer, die bisher verhältnismässig wenig Blutopfer gebracht hatten, keine Neigung hätten, ihre Söhne noch einmal in einen schweren Kampf auf dem Festland zu schicken. Die Bomben und V-Bomben sollten die kriegsmüden Briten friedenswillig machen. Die Propaganda stellte die Dinge so hin, als wenn Deutschland trotz des Luftterrors nicht etwa schwächer, sondern sogar stärker und schlagkräftiger geworden sei.

Aus diesen Gründen verausgabte man die letzten Kampfverbände und verzichtete darauf, sie für die Zerschlagung der Invasionsflotte oder wenigstens doch zur Störung des Invasionsnachschubs einzusetzen. Es mag sein, dass hierbei auch die früheren Enttäuschungen über die Luftwaffe mitgewirkt haben. Das hat aber in andern Fällen nicht davon abgehalten ihre Kraft, und wenn sie auch noch so schwach war, immer an dem Punkte einzusetzen, wo man die Entscheidung suchte oder fürchtete, selbst wenn es taktisch sinnlos war. *Korten* behauptete, gegen die «Vergeltungsangriffe» zu sein. Er hat sich aber *Hitler* gegenüber nicht durchsetzen können. Auch in seinem eigenen Stabe hatte er den einflussreichsten Mann, den jungen General *Christian*, in dieser Hinsicht gegen sich. *Christian* dürfte auch *Hitler* zu Gunsten des Vergeltungsgedankens beeinflussen, mindestens ihn darin bestärkt haben.

Die Invasion kam. Den Auftakt bildete eine anglo-amerikanische Luftoffensive von bisher unbekanntem Ausmass. Sie galt den rückwärtigen Verbindungen und Versorgungszentren des deutschen Heeres in Frankreich. In kurzer Zeit war das Bahnnetz zwischen der Reichsgrenze und der Kanalküste an allen entscheidenden Punkten so nachhaltig zerstört, dass jeder geregelte Nachschub aufhörte. Die Sabotage der französischen Eisenbahner tat ein übriges. Hunderte von Zügen stauten sich

auf den grossen Verschiebebahnhöfen. Betriebsstoffzüge, Munitionszüge, Truppentransporte und Züge mit sonstigem Nachschubgut waren wegen Unterbrechung der Strecken derart ineinander verkeilt, dass niemand mehr aus noch ein wusste. In die massierten Wagenmassen schlugen die Angriffe der schweren Bomber. Tagelange Brände, Explosionen von Zeitzündern und brennender Munition machten die Bahnhöfe unpassierbar und vereitelten jeden Versuch zur Rettung der unersetzlichen Güter. Der Flakschutz, den der Luftgau West-Frankreich und die Flakkorps vorsorglich aufgebaut hatten, war gegenüber den massierten Angriffen, trotz nie dagewesener Abschusserfolge, machtlos. Die Eisenbahnflak war ebenso blockiert wie die Transporte. Die ersten Anzeichen von Feigheit ganzer Geschützbedienungen machten sich unter den entnervenden Eindrücken der rollenden Tief- und Hochangriffe bemerkbar.

Als die Spannung sich löste, endlich die Invasion begann, als alle Eisenbahnen hoffnungslos versperrt waren, die meisten Bahnhöfe ein Chaos von rauchenden und glühenden Trümmern bildeten, verlegten Briten und Amerikaner den Schwerpunkt ihrer Angriffe auf die Strassen Nordfrankreichs. Wie schon vorher in Italien, wurde nun in einer breiten und tiefen Zone südlich und ostwärts der Angriffs- und Landungspunkte bei Tage jeder Kolonnenverkehr unterbunden. Märsche stärkerer Verbände konnten nur noch bei Nacht stattfinden, bei Tage nur unter hohen Verlusten. Das 11. Jagdkorps war nicht imstande, der Erdtruppe die geringste Entlastung zu geben. Die Jäger kämpften um ihre Plätze und um ihr Leben. Die Übermacht war erdrückend.

Wie immer, hielt sich *Goring* an dem betreffenden Führer schadlos. General *Junck* wurde seiner Stellung enthoben. Organisatorische Änderungen und Führungsmassnahmen schlossen sich an. Nichts hatte Erfolg. Die deutsche Luftwaffe war vom Himmel weggefegt. Die Enttäuschung der Truppen des Heeres war ungeheuer, die Vorwürfe ihrer Führung bitter, aber z.T. ungerecht, soweit sie den Flieger als Kämpfer betrafen. Es war der Zeitpunkt gekommen, in dem sich alle Fehler der

Illusionspolitik, der Bluff mit der Luftwaffe und innerhalb der Luftwaffe rächten. Der Bluff trat zu Tage.

Ein unerträgliches Missverhältnis zwischen der Einsatzstärke der letzten fliegenden Teile, deren Trümmer verbissen und verzweifelt kämpften, und der unerhört aufgeblähten Bodenorganisation entwickelte sich. Als die deutschen Verteidigungslinien durchstossen waren und die Invasionsarmeen sich in das vom Heer entblösste Frankreich ergossen, hoffte die oberste Führung auf den Widerstand der Stützpunkte, in die man Fliegerhorste und E-Häfen verwandelt hatte. Inzwischen hatte aber die Lage an der Front dazu geführt, dass Tausende von Soldaten der Bodenorganisation ohne Gewehre waren, dass die Nahkampfmittel, die man vorsorglich eingelagert hatte, an das Heer abgegeben werden mussten. Die Flakartillerie, ursprünglich zum Schutze der Flugplätze bestimmt, war längst weggezogen und hatte mit ihren Geschützen die Verluste an der Invasionsfront auffüllen müssen. Die personelle Schwächung der Bodenorganisation durch die Auskämmung aller jüngeren Soldaten und brauchbaren Offiziere zugunsten der Fallschirmarmee und des Heeres, die Einstellung von Ausländern und Frauen als Behelfspersonal, hatte den Truppen der Bodenorganisation jeden Kampfwert genommen. Nur Teile waren brauchbar; nur an wenigen Punkten war an einen organisierten Kampf zu denken. Die angreifenden britisch-amerikanischen Armeen hatten es aber nicht nötig, diese Widerstandspunkte frontal anzugreifen. Sie konnten sie ausmarschieren, umgehen und ihre Erledigung, falls sie nicht noch schnell geräumt wurden, den nachfolgenden Säuberungstruppen überlassen.

In das Chaos der Rückzüge schlugen immer wieder gnadenlos die Angriffe der verfolgenden Engländer, Amerikaner und Kanadier. Nicht viel glücklicher war die Lage bei der 19. Armee, die aus dem Raum Toulon-Marseille durch das Rhonetal nordwärts strebte. Überall blieben ungeheure Vorräte liegen, von denen die Besatzungstruppen jahrelang hätten existieren können. Ein Abtransport nach Deutschland gelang

nicht mehr. Wie stets hatte man versäumt, sich mit den Versorgungsgütern auf einen Rückzug vorzubereiten. Wer ein halbes Jahr vorher an solche Massnahmen gedacht, davon gesprochen hätte, wäre wegen «Wehrkraftzersetzung» erschossen worden! In den ausgedehnten Fliegerhorstanlagen, in deren Umgebung man die Materialien oft auf 30 und mehr Lagerplätze verteilt hatte, war mit den vorhandenen Menschen und Transportmitteln weder an eine planmässige Räumung zu denken, noch war immer die befohlene Vernichtung möglich, bevor der Feind herankam.

Die Führung, angefangen vom OKL, versagte völlig. Mit den Strassen- und Bahnverbindungen waren vielfach zugleich die Telefon- und Telegrafleitungen unterbrochen worden. In dem Riesenraum Frankreich sassen unzählige abgeschnittene Dienststellen und Kommandobehörden, nur auf eigene Erkundung und Aufklärung, auf eigene Entschlüsse angewiesen, der moralischen Zersetzung durch zahllose Panikmeldungen preisgegeben, ohne jeden Rückhalt, ohne Verbindung mit ihren Führungsstellen und ohne Befehle – oft ohne Waffen. Der deutsche Soldat, früher gewohnt selbständig zu handeln, solange noch nicht das hitlerische Prinzip der Regelung aller Schritte bis ins Kleinste diesen Geist durch Todesdrohungen und Kriegsgerichtverfahren gebrochen hatte, ging meist erst vom Platz, wenn es zu spät war, um noch etwas zu retten. Einzelne Eingriffe und Befehle höchster Stellen, die irgendwie durchkamen, verschlimmerten die Verwirrung, da sie ohne Kenntnis der Lage gegeben und in ihren Voraussetzungen bereits überholt waren. Ein allgemeines Misstrauen gegenüber dem OKL und OKW breitete sich aus. Zum Schluss kämpfte jeder nur noch um die eigene Rettung und um die Erhaltung seines persönlichen Besitzes. Die Disziplin zerbrach überall da, wo nicht energische Führer mit harten Mitteln die Ordnung aufrechterhielten. Plünderungen und Raub an privaten wie an militärischen Gütern griffen um sich. Alkoholika wurden abtransportiert, Betriebsstoff verbrannt, Munition liess man liegen, sonstige Güter wurden zum Teil an die Bevölkerung, zum Teil an durchmarschierende Truppen ver-

schleudert. Geheimpapiere wurden vergessen. Es kam vor, dass die Bevölkerung angesichts dieser Zustände eingriff und die Bewachung der von ihren Truppen verlassenen Lager übernahm. An anderen Stellen bemächtigte sie sich, wie zu erwarten war, der preisgegebenen Vorräte.

Disziplinlose Truppen verschafften sich Fahrzeuge, um zu fliehen, anstatt zu kämpfen. Weibliche Hilfskräfte blieben oft genug ihrem Schicksal überlassen oder mussten sich zu Fuss durch marodierende und fliehende Soldaten, Arbeiter, OT-Leute usw. durchschlagen, während an anderen Stellen ein Teil der Zivilbevölkerung sich der fliehenden Truppe anschloss und von dieser mitgenommen wurde.

Als dieser jammervolle Zug schlecht geführter, disziplinloser Kolonnen, mit Beutegut aller Art beladen, die deutschen Grenzen passierte, erhob sich überall ein Sturm der Entrüstung. Die Menschen in der Rheinprovinz, in Hessen, Baden und Württemberg hatten noch das Bild der geordneten, straff-disziplinierten Heeresverbände vor Augen, die 1940 den Vormarsch nach Westen angetreten hatten. Nun kamen Hunderttausende fliehender Soldaten, darunter junge, kräftige Leute, mit Schätzen beladen, die man in Deutschland nicht mehr kannte, nachlässig in Haltung und Auftreten, zuchtlos und anmassend, über die Grenze und schienen selbst die Trostlosigkeit des Zusammenbruchs gar nicht zu empfinden. In der Tat, sie waren froh; denn sie kamen ja in die Heimat, sie glaubten der Krieg sei aus, sie seien die Geretteten! Die natürliche und verständliche Empörung der Bevölkerung, deren Städte zerschlagen waren, die schwere Einbussen an Menschen und Gütern erlitten hatte, wurde bereitwillig und begierig von der Partei aufgegriffen, die aus diesem Zusammenbruch der Luftwaffe Kapital schlagen wollte. Der ganze Hass der hohen braunen Funktionäre gegen *Göring* entlud sich in einer masslosen Hetze gegen die Luftwaffe als Ganzes. Görings Stellung, die seit den schweren Luftangriffen im Herbst 1943 schon stark gelitten hatte, wurde völlig untergraben. Er musste sich zur Abgabe ungefähr ei-

ner Viertelmillion Soldaten an das Heer und die Waffen-SS bereit erklärten. Die Benzinproduktion, die seit Oktober 1944 nur noch 1% des Bedarfs schaffte, zwang ihn, auf Kampfverbände alter Art völlig zu verzichten. Luftflottenstäbe, Fliegerkorps und Divisionen wurden rücksichtslos aufgelöst. Alle Generäle und Generalstabsoffiziere der Luftwaffe, die im Westen in der Bodenorganisation geführt hatten, wurden mit Ausnahme des Feldmarschalls *Sperrle* verhaftet.

Nur wenige Geschwader blieben bestehen und sollten mit Turboflugzeugen ausgerüstet werden, für die ausreichend Betriebsstoff zur Verfügung stand. Die Heimatluftverteidigung wurde neu organisiert, die Flakverbände eilig aufgefüllt, Stäbe verkleinert und neu besetzt. Gegen zahlreiche schuldige Offiziere und Mannschaften wurde mit harten Massnahmen vorgegangen. In der Bodenorganisation, die schlechthin kriegsunbrauchbar war und im Süden Deutschlands für die Aufnahme stärkerer Kräfte keineswegs ausreichte, wurden personelle Änderungen und organisatorische Massnahmen durchgeführt, durch die man in kürzester Zeit die Lage zu bessern suchte.

Wenn man berücksichtigt, mit welch dürftigen Mitteln diese Aufgabe bewältigt werden sollte, wie es an Menschenkraft nicht weniger gebrach als an Material, wie alles unter dem Druck der Wirkung einer sich täglich verschlimmernden Luftblockade aller Verbindungen lag, dann ist es erstaunlich, was noch von einer tief zu Boden geschlagenen Truppe mit Hilfe einer leidenden Bevölkerung geschaffen wurde. Dass es indessen den Anforderungen des Krieges nicht mehr entsprach und nicht mehr genügen konnte, war ebenfalls klar.

Die Umrüstung der Kampfverbände zog sich monatelang hin. Ihre Bewegungsfreiheit war derart beschränkt, dass der Ausbau neuer Plätze und Startbahnen das dringendste Erfordernis wurde. Hundert Landeflächen für Turboflugzeuge sollten innerhalb eines halben Jahres, im Oktober 1944 beginnend, westlich der Elbe und in Süddeutschland hergerich-

tet werden. Inzwischen waren die Jagdverbände das letzte, was in der Luft aufgeboden werden konnte. Sie schrumpften rasch zusammen; denn seit Herbst 1944 lag die Ausbildung fast völlig brach. Trotz starker Zurückhaltung waren die Verluste hoch. Der Kampfgeist liess nach. Aufgabe der Flugzeuge und Rettung durch Fallschirmabsprung wurde oft dem Luftkampf vorgezogen. Trotzdem waren immer noch die Flugzeuge schneller ersetzt als verlorene Besatzungen. Im Januar 1945 betrug die Einsatzstärke der für die Westfront fliegenden Jagdgeschwader und der wenigen Schlachttruppen etwa 700 Maschinen. Ein einziger Einsatz, wie am 1. Januar 1945, kostete 50% Verluste. Bei manchen Verbänden betrugen die Verluste 75%. Es war verständlich, dass unter diesen Umständen die Bevölkerung und das Heer sich schutzlos den dauernden Tiefangriffen der feindlichen Jagdbomber ausgeliefert fühlten. Die oberste Führung war zu unbeweglich, um sich der Lage elastisch anzupassen. Je länger der Krieg dauerte, je mehr neigte sie dazu, in die taktische Führung, in die Gefechtstätigkeit der unteren Stellen hineinzubefehlen. Ausichtsreiche Lagen wurden infolgedessen nicht ausgenutzt; sinnlose und erfolglose Einsätze mussten wiederum geflogen werden, weil es von «höchster Stelle» verlangt wurde.

Die Truppe litt unter diesen trostlosen Verhältnissen nicht weniger als ihre Führung oder die Bevölkerung. Jeder fragte sich, wie lange dieser Wahnsinn noch andauern sollte. In den Kreisen der höheren militärischen Führer herrschte über die Hoffnungslosigkeit der Kriegslage schon seit dem Herbst 1943 kein Zweifel. Nur aussprechen durfte man ihn nicht, es sei denn, dass man sich durch enge persönliche Beziehungen sicher glaubte.

Es war nötig, den Menschen Trost und Hoffnung zu geben. Nachdem angesichts der militärischen Lage der Glaube an einen Sieg der Waffen zerstört worden war, konnte man nur hoffen, dass eine politische Wendung der Dinge das Schlimmste verhüten würde. Der Soldat, auch der höhere Truppenführer, hatte in die politischen Zusammenhänge keinen Einblick. Was das OKL, vor allem was der Generalstabschef verlautba-

ren liess, schien die Hoffnung zu rechtfertigen, dass es einen Weg gab, der eine vollständige Katastrophe vermied. Einzelheiten konnte man nicht erfahren. Es war verständlich, dass über solche Dinge keine näheren Angaben gemacht werden konnten. Sie wären unausweichlich weiterverbreitet worden und hätten dadurch jede Wirksamkeit verloren. Andererseits machte man sich jedenfalls Gedanken, was wohl geschehen könne. Aber das waren Vermutungen und vage Spekulationen. Nichts war schwerer, als von einer immer enttäuschten Truppe unter den trostlosen Verhältnissen des letzten Kriegsjahres Vertrauen in eine militärische Führung zu fordern, die einen selbst unzählige Male betrogen und belogen hatte. Man erwartete den Sturz des Systems, das freiwillige Opfer der verantwortlichen Führer für das Volk. Und doch glaubte man auf seinem Platz stehen, kämpfen und auch den Kampfwillen bei andern aufrechterhalten zu müssen; denn solange die Fronten hielten, bestand für die politische Führung noch die Möglichkeit des Handelns und Verhandlens. Dieser Glaube dürfte der Grund gewesen sein, weshalb auch in der Luftwaffe bis zuletzt gekämpft wurde, bis es tatsächlich keine «Luftwaffe», sondern nur noch eine Anzahl von Soldaten gab, die ihre Uniform trugen.

XII

KRIEG AUF DEM BALKAN UND IM OSTEN

Als nach dem Überfall auf die Tschechoslowakei der Propagandalärm der deutschen Presse den deutsch-polnischen Volkstumskampf heftiger anfachte, war jedem Kundigen klar, dass eine neue Krisis und gefährliche politische Spannung bevorstand. Das bedrückende Gefühl einer näherkommenden, grossen Gefahr legte sich auf alle Gemüter. In den Stäben der Luftwaffe wurde angestrengt gearbeitet. Es kam darauf an, trotz aller wohlbekanntem Schwächen des Dritten Wehrmachtteils den grösstmöglichen Grad von Bereitschaft und Schlagfertigkeit zu erreichen, um allen Anforderungen gewachsen zu sein. Die Spannung wuchs, als die Tendenz der von höchster Stelle kommenden Weisungen unzweifelhaft erkennen liess, dass man im Gegensatz zum «Fall Tschechoslowakei» auch mit einer ernsten, gefährlichen Entwicklung der Lage im Westen rechnen musste.

Im Mai 1939 hatte bei der Luftflotte 2 in Braunschweig unter Beteiligung hoher Persönlichkeiten eine grosse Planübung stattgefunden, die der Vorbereitung des Krieges gegen England galt. Für August 1939 waren Manöver in Ostfriesland, der Absprungbasis gegen England, angesetzt. Man wusste von den Mobilmachungsvorbereitungen gegen Polen. Die Sprache der deutschen Presse wurde von Tag zu Tag drohender und aufreizender.

Hinter Polen lag das rätselvolle Sowjetrussland, dieses mächtige Reich, dessen politischer Ideologie nicht nur vom Nationalsozialismus Todfeindschaft erklärt worden war. Das bürgerliche Deutschland, das

sich seit Jahren vor seinen regierenden Machthabern duckte, erblickte in den Sowjets seinen gefährlichsten Kulturgegner. In militärischen Kreisen wirkte noch gefühlsmässig die Tradition der Bismarckschen Politik nach: *Wachhalten gegen Westen, Freundschaft gegen Osten*. Zwar erschien vielen der älteren Generation *jede* kriegerische Verwicklung für Deutschland überflüssig, unerwünscht und gefährlich, ein Kampf gegen die Weltmacht des Britischen Imperiums aber ganz aussichtslos. Doch ungeachtet der innigen kulturellen Verbundenheit mit den westeuropäischen Völkern und der engen Verflechtung ihrer und der deutschen wirtschaftlichen Interessen, erschien doch die politische und militärische Gegnerschaft der Weststaaten gewohnter und natürlicher bedingt als die der Sowjets, trotz aller ideologischen Gegensätze zu diesen. Das Ressentiment gegenüber England und Frankreich rührte bei vielen Soldaten noch aus der Zeit der alliierten Besetzung und der alliierten Militärkontrollkommissionen her, an denen bekanntlich Russland seinerzeit nicht beteiligt war. Mit diesem waren dagegen sehr bald nach dem Weltkrieg militärische Beziehungen angeknüpft worden, die zwar keine warmherzige Freundschaft, wohl aber beiderseits Verständnis und Achtung gefördert hatten.

Unter solchen Umständen ging ein allgemeines Aufatmen durch Stäbe und Kommandobehörden, als das «*Deutsch-Russische-Abkommen*» veröffentlicht wurde. Bei der allgemeinen Antikriegsstimmung wehte diese Nachricht gleich einem frischen, befreienden Lufthauch die gewitterschwüle Stimmung der Augusttage fort. Viele warfen ihre Sorgen über Bord; sie glaubten an die Stabilisierung des politischen Gleichgewichtes und hielten die Kriegsgefahr nunmehr für gebannt.

Hitler versammelte im Juli/August 1939 alle Befehlshaber und Generalstabschefs zweimal kurz nacheinander um sich. In der ersten Besprechung gab er nach einem allgemeinen Lageüberblick sehr beruhigende Versicherungen über seine politischen Absichten. Wenig später enthüllte er in der zweiten Besprechung seinen Entschluss, die polnische

Frage auf *seine* Art zu lösen, d.h. *Polen zu vernichten*. Auf einen grossen Teil seiner Zuhörer übertrug er seine Überzeugung, dass es ihm im Hinblick auf das Bündnis mit Russland gelingen werde, die militärische Auseinandersetzung auf Polen zu lokalisieren.

Es kam anders. England und Frankreich begnügten sich nicht mit matten Protesten. Die Kriegserklärungen trafen ein, und aus den Drohungen wurde Ernst. Der seelische Druck, der die einsichtigeren und weiterblickenden Offiziere während der Feldzüge von 1939 und 1940 belastete, wurde etwas gemildert durch das Bewusstsein, den Rücken im Osten frei zu haben. Ein Russland, das wohlwollende Neutralität hielt und eventuell bereit war, Deutschland einen Zuschuss zu seiner Ernährung zu liefern, schien zu garantieren, dass der Krieg im Westen eines Tages unter irgendwelchen erträglichen Bedingungen zu beenden sein würde.

Das Fazit des Sommers 1940 blendete vielen den Blick für die weitere Entwicklung. Als die ersten Gerüchte über einen Feldzug gegen Russland durchsickerten, schien ein solcher Gedanke derart absurd, dass jede beruhigende Versicherung, jede Ablehnung derartiger Ideen gern geglaubt wurden, weil es das Selbstverständlichste zu sein schien, einen Zweifrontenkrieg unter allen Umständen zu vermeiden. Im Herbst 1940 sprach ich in Berlin einen alten Offizier, den letzten Preussischen Kriegsminister von 1918, General der Infanterie a. D. Scheüch. Wir erörterten die militärische und politische Lage und die Möglichkeiten, einen für Deutschland unglücklichen Kriegsausgang zu vermeiden. Scheüch fürchtete schon damals, dass Hitler sich mit Angriffsgedanken gegen die Sowjets trüge; ich wollte es ihm nicht glauben. Scheüch beendete die Diskussion mit den Worten: «*Wenn es Hitler wirklich gelingen sollte, einen Zweifrontenkrieg zu vermeiden, dann wird ihn die Geschichte einen wirklich Grossen nennen!*»

Es war klar, dass Scheüch an diese Grösse Hitlers *nicht* glaubte. Die hoffnungslose Einstellung eines so alten, erfahrenen und im militäri-

schen wie im politischen Leben erprobten, klugen Mannes war bedrückend. Nach Rückkehr zu meinem Geschwader sprachen wir öfters über das gleiche Thema. Wir beschäftigten uns mit dem Napoleonischen Feldzug von 1812, lasen Jomini, Tolstoi und Caulaincourt und stellten Erwägungen über die Aussichten eines deutschen Feldzuges gegen die Sowjets an. Wir waren überzeugt, dass es den deutschen Armeen gelingen würde, die russischen Grenzsicherungen zu durchbrechen und tief in das Land einzudringen, vielleicht auch die Hauptstädte zu besetzen und landwirtschaftlich reiche Gebiete zu erobern. Aber was dann? Sicher würde man nicht bis an den Stillen Ozean vordringen, wahrscheinlich nicht einmal bis in die wichtigen Industriegebiete des Ural. Man rechnete damit, dass die Menschenmassen Westrusslands vor unseren Armeen ausweichen, die russischen Heerführer uns zerstörte Städte, zertümmerte Industrien und brennende Ölfelder hinterlassen würden. An eine russische Volkserhebung gegen die Sowjetherrschaft konnte man nicht glauben. Man sah ja, wie stabil der nationalsozialistische Staat, der sich innen nach russischen Vorbildern gesichert hatte, trotz seiner erst siebenjährigen Existenz war. Sowjetrußland hatte schon 22 Jahre Zeit gehabt, sein System zu stabilisieren. Eher musste Deutschland auseinanderbrechen als Russland. Ich hatte mich viel mit russischen Problemen befasst und kannte Künstler, Architekten, Ingenieure und Offiziere, die jahrelang in Sowjetrußland gelebt und gearbeitet hatten. Mir war bekannt, dass in Russland alle Dinge ihre Zeit brauchen, dass die Maschine der Wirtschaft und des Staates ebenso wie die der Armee langsam läuft, aber ich war von der unerschöpflichen, vitalen und gesunden Kraft dieses Landes überzeugt. Im Geiste sah ich die deutschen Heere in das Land hineinfluten, sich in Kämpfen und endlosen Märschen abnutzend, mit unendlich gedehnten Nachschublinien, mit schwierigen Querverbindungen, in dauernden Kämpfen auch hinter den Fronten, bis sie schliesslich atemlos, abgehetzt, ausgepumpt zum Stillstand kamen, weil ihnen keine frische Kraft mehr aus der Heimat zufluss. Die Russen aber würden

nachgeben, elastisch ausweichen, den riesigen Raum ausnutzen. Zurückgedrängt, würden sie unmittelbar aus der Basis ihrer Rüstungskraft gleich einer ungeheuren, komprimierten Spiralfeder vorwärtsschnellen, sobald der Druck der deutschen Armeen nachliess.

Es erforderte wenig Phantasie, um sich das dann Kommende auszumalen.

Im Januar 1941 wurde ich zu meinem damaligen Kommandierenden General, Loerzer, befohlen. Irgend etwas musste über meine Gespräche und deren Tendenz durchgedrungen sein. Mir wurde der Befehl eröffnet, dass jegliche Erörterung über einen Krieg mit Russland strengstens verboten sei. Mein Verdacht wuchs. Er erhielt im Februar neue Nahrung, als mir der Chef des II. Fliegerkorps, General Deichmann, erklärte, dass ich mein Geschwader für den Kampf auf einem andern Kriegsschauplatz vorbereiten solle. Er sprach von einem Einsatz auf einfachen Feldflugplätzen, vom Leben in Zelten, vom Kampf gegen Kolonnen und Truppenansammlungen, von einer Verwendung der neuesten und leichtesten Bombe, der SD 2 (2 kg-Splitterbombe), von weiten Räumen und schwierigen Nachschubverhältnissen, lehnte aber auf meine Frage: «Russland?» – jede weitere Antwort und Auskunft ab.

Inzwischen liefen unsere Nachtangriffe auf die englische Industrie weiter. Ich hielt die Truppe im Einsatz zurück und liess Überholungen durchführen, um einen möglichst guten Einsatzbereitschaftsstand zu halten. Am 28. März 1941 wurde mein Stab, während wir in einer Filmvorführung sassen, alarmiert. Mein Nachrichtenoffizier sagte gerade während einer kurzen Pause: «Der Film» – es war «Der Stern von Rio» – «der Film wurde übrigens nie zu Ende gespielt!» In diesem Augenblick klingelte neben mir das Telefon. General Deichmann sagte kurz: «Sie verlegen morgen früh, bei Tagesanbruch startend, auf einen andern Kriegsschauplatz. Nähere Befehle folgen fernschriftlich. Ich wünsche Ihnen und dem Geschwader für die kommende Zeit alles Gute, ebenso der Kommandierende General.» Die Vorstellung brach ab. Bis

heute wurde der Film wirklich nicht zu Ende gespielt! Ich gab Alarm. Die Nacht verging mit Packen.

Nach einigen Stunden trafen die Befehle ein. Unser Ziel war der Raum von Wien. Es ging nicht gegen Russland! Irgendwo würden wir auf dem Balkan kämpfen!

Generaloberst Löhr, Oberbefehlshaber der Luftflotte 4, führte im Südostfeldzug die Luftwaffenkräfte. Eine kleine, schlanke, unauffällige Erscheinung, still und ein wenig melancholisch scheinend, war Löhr einer der klügsten und gebildetsten Offiziere, die mir begegnet sind. Man sagte von den österreichischen Herren, sie seien entweder *sehr* gut oder *sehr* schlecht. Löhr gehörte zweifellos zu den sehr guten. Die Bescheidenheit seines Wesens, seine ruhige Zurückhaltung, konnten über den Grad seiner persönlichen Energie täuschen. Es fehlte ihm keineswegs an Entschlusskraft und Festigkeit. Härte zeigte er nicht. Er war gütig und wohlwollend; sein Verständnis für die Nöte der Truppe war gross.

Sein Chef, General Korten, war aus anderem Holz geschnitzt. Körperlich gross, massiv, eine imponierende Erscheinung, besass er etwas Draufgängerisches und Zupackendes in seiner Art mit Menschen umzugehen, die ihm gegenüber Gleichaltrigen und sogar Älteren schnell eine gewisse Überlegenheit verlieh. Seine Sprechweise war fröhlich, ungezwungen und erfrischend, wenn auch etwas betont jovial. Er war klug, blickte den Dingen auf den Grund, hatte ein klares Ziel vor Augen und verfolgte es mit Zähigkeit und diplomatischem Geschick. Obwohl erregbar und manchmal bullenhaft wirkend, ging er doch nie mit dem Kopf durch die Wand. Wenn er einen Gegner nicht vor dem Zusammenstoss abschreckte und zum Ausweichen brachte, liess er es nicht zum Äussersten kommen, sondern zog diplomatische Methoden vor. Korten war einer der jüngsten Chefs, gleichaltrig mit Jeschonnek. Er hatte, bevor er zu Löhr kam, in gleicher Stellung Sperrle gedient, war früh General geworden und hatte als erster «Chef» das «Ritterkreuz» ohne Fronttätigkeit erhalten. Im Gegensatz zu Jeschonnek, der sein Arbeitsgebiet gern selbst

verengte und sich auf reine Führungstätigkeit beschränkte, strebte Korten stets nach Ausbau seiner Machtbefugnisse, suchte sich nach allen Richtungen zu betätigen, spürte politische Kanäle auf und suchte sich auf jede Weise in Front zu bringen und durchzusetzen. So genügte ihm auch die einfache Rolle eines «ersten Beraters» seines Oberbefehlshabers nicht. Er errang, mit seinem Freunde Jeschonnek im Rücken, schnell Übergewicht und drängte Löhr beiseite. Dieser liess ihn gewähren und griff nur ein, wenn es ihm unbedingt notwendig erschien.

Korten hatte vielleicht als einziger die grossen strategischen Möglichkeiten des Balkanfeldzuges von 1941 erkannt. Für ihn war das keine primitive Angelegenheit mit dem einfachen Ziel, die Jugoslawen und Griechen zu schlagen und die britischen Divisionen zu vertreiben. Seine Gedanken schlugen Brücken vom Peloponnes über die Pfeiler Kreta, Rhodos und Zypern nach Alexandrien, Beirut, Haifa und Jaffa. Ihm genügten taktische und operative Erfolge nicht. Er wollte aus der mit beschränkten Zielen und Mitteln beginnenden Unternehmung eine grosse, entscheidungsuchende Kriegsoperation entwickeln.

Korten wusste zu jener Zeit bereits um die Einzelheiten der Hitlerischen Pläne gegen Sowjetrussland, da ein Teil des Gebietes der Luftflotte 4 Aufmarschraum wurde und sie selbst ihre Kräfte aus Rumänien und Galizien heraus gegen die russische Südfront einsetzen sollte. Ihr Ziel war Stalingrad! Korten hatte als Reichswehroffizier das übliche russische Fliegerkommando gehabt und besass daher eine gewisse Vorstellung von diesem Land. Aus Instinkt und Überzeugung lehnte er den Feldzug gegen die Sowjets ab. Unsere Auffassungen deckten sich darin völlig. Als er mich in Wien in die Aufmarsch- und Angriffspläne einweihte, schloss er mit den Worten: *«Und was kommt dann? – Ich sage Ihnen: ein Rückzug, ein Zusammenbruch, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat und gegen den alle Schrecken der Tragödie von 1812 verblässen werden!»* Aus dieser Überzeugung heraus wollte er den Russlandkrieg auf irgendeine Weise «torpedieren», Hitlers Pläne durchkreuzen.

Er entwickelte mir *seine* Gedanken über die Fortführung des Krieges: Nachdem der richtige Zeitpunkt zum Sprung nach England versummt worden war und die Tag- und Nachtangriffe auf England kein durchschlagendes Ergebnis gezeitigt hatten, sah er nur noch eine Möglichkeit, mit diesem Hauptgegner fertig zu werden: *Die Verdrängung der Engländer aus dem Mittelmeer, Nahost und Ägypten als Vorstufe zu einem späteren Stoss gegen Vorderindien.* Mit der Sowjetunion musste nach seiner Ansicht um jeden Preis Frieden gehalten werden. Eine Bedrohung des Reiches durch Russland glaubte er durch Gewinnung einer Flankenstellung vom Balkan über die Türkei bis Iran paralisieren zu können. Ausserdem hoffte er später die Russen zu einer gemeinsamen Aktion in Südostasien zu bringen, nachdem Deutschland den militärischen Brückenkopf im Nahen Osten gewonnen und gesichert hatte. Er hielt auch die Verdrängung der Briten aus dem Mittelmeer zur Verhütung des Zusammenbruchs Italiens für unerlässlich.

Korten war sich darüber klar, dass er in dem bereits erreichten Stadium der Kriegsvorbereitungen gegen Russland Hitler nicht mehr für seine weitgesteckten, strategischen Ziele begeistern würde. Es genügte ihm deshalb, dass zunächst ein «kleiner» Feldzug mit beschränkten Zielen im Südosten startete. Aber er wollte alles daran setzen, die einmal ins Rollen gekommene Lawine in Bewegung zu halten. Er hoffte, allmählich Begeisterung für seine grossen Pläne wecken und steigern zu können. Weiter wollte er durch Verlängerung des Südostfeldzuges und die Bindung von Kräften, auf die Hitler beim Krieg gegen die Sowjets angewiesen war, eine Verschiebung des Offensivbeginns gegen Russland erzwingen. Er baute darauf, dass bei einer Hinauszögerung des Überfalls auf die Sowjetunion über den 15. Juni der ganze Angriffsplan für 1941 aufgegeben werden müsse, um einen Winterfeldzug in Russland zu vermeiden. Er äusserte wörtlich: *«Wenn es mir so gelingt, diesen Krieg zunächst für dieses Jahr und vielleicht für immer zu verhindern, dann erweise ich dem deutschen Volk den grössten Dienst.»*

Der Feldzug gegen Jugoslawien erbrachte für die Luftwaffe keine neuen Erkenntnisse. Auch der Krieg in Griechenland verlief ähnlich wie die Westoffensive. Fliegerisch boten die Gebirge mit ihren riesigen Gewitterkumuli, den Vereisungen und gefährlichen Abwinden einige Schwierigkeiten, die zu Verlusten führten. Die Verfolgungskämpfe bis Athen und in den Peloponnes hinein brachten reiche und leichte Erfolge, da eine nennenswerte Luftabwehr nicht vorhanden war. Stärkere Verluste durch leichte Flak erlitten die Kampfverbände bei Tiefangriffen auf feindliche Kolonnen in den Gebirgspässen. Das VIII. Fliegerkorps unter Richthofen zerschlug in drei- bis fünfmaligen Einsätzen pro Tag die Versuche des Gegners, die deutschen Panzer- und Gebirgsdivisionen der Heeresgruppe List aufzuhalten. Die Richthofensche Taktik, am Albertkanal in Belgien erstmalig bewährt, erleichterte mit ihrer primitiven Methode der Zusammenfassung stärkster Kräfte auf schmale Durchbruchstellen den Erfolg der Angriffskolonnen des Heeres.

Während die deutsche Balkanarmee, mehr durch Geländeschwierigkeiten und gesprengte Brücken als durch feindlichen Widerstand aufgehalten, in rasantem Schwung bis in die Südzipfel des Peloponnes hineinstieß, bekämpften die Bomberverbände bereits den Schiffsverkehr in der Ägäis, die Seeverbindungen zwischen Griechenland und Kreta und vor allem den kretischen Hafen der Soudabucht. Auch hier wurden die Erfolge leicht und billig errungen, weil die Abwehr schwach war. In den glasklaren Küstengewässern wurde manches bereits auf Grund liegende Schiff zwei- und dreimal angegriffen, weil aus der Höhe nicht zu erkennen war, dass die See bereits die Decks überflutete.

Einmalig und erstaunlich war der Erfolg des Luftlandeunternehmens auf Kreta. General Student, von seiner schweren Verwundung in Rotterdam eben genesen, hatte die zum XI. Fliegerkorps erweiterten Fallschirmverbände und Luftlandetruppen in Griechenland versammelt und leitete mit der ihm eigenen Pedanterie den Angriff. Merkwürdigerweise

gelang der Schlag, obwohl die Mittel der Heeresgruppe List zum Teil geradezu vorsintflutlich anmuteten und General Students sorgfältige Berechnungen sich samt und sonders als falsch erwiesen.

Die Verteidiger von Kreta waren über die Vorbereitung einer Luftlandung unterrichtet. Sie hatten sich zur Abwehr sehr zweckmässig gruppiert. Ihre Truppe, z.T. Neuseeländer, war an die klimatischen und geographischen Verhältnisse der Insel gewöhnt. Die Bevölkerung stand auf ihrer Seite.

Die Heeresgruppe List hatte zur Verstärkung der Luftlandetruppen die 5. Gebirgsdivision bereitgestellt. Die Transport- und Landungsflotte bestand ausschliesslich aus Fischerbooten und kleinen Küstenkuttern. Diese mussten einen Seeweg vom Piräus bis Kreta von über 250 km zurücklegen. Sie entwickelten dabei eine Geschwindigkeit von 6–8 sm pro Stunde. Als Bedeckung stand ihnen gegenüber den Streitkräften der englischen Mittelmeerflotte ein einziger italienischer Zerstörer («Lupo») zur Verfügung.

Die erste Staffel der Landungsflotte lief vor der kretischen Küste den britischen Seestreitkräften in die Arme und wurde vernichtet. Der zweiten Staffel, die inzwischen von der Insel Milos aufgebrochen war, stand ein ähnliches Schicksal bevor. Hier griff das VIII. Fliegerkorps ein. Seine rollenden Angriffe, die von allen bombentragenden Flugzeugen gegen die britischen Kreuzer und Zerstörer vom Morgen bis Abend des 21. Mai 1941 geführt wurden, verursachten unter den Kriegsschiffen Verluste und Ausfälle. Als die britischen Seestreitkräfte das Westkap von Kreta nach Süden umrundeten, war der Weg der kleinen Landungsflotte frei! So kam den Fallschirmjägern im letzten Augenblick die ersehnte Hilfe, ohne die sie wahrscheinlich nach wenigen Tagen den tapferen Verteidigern von Kreta erlegen wären.

Student hatte einen Einsatz mit Transportsegelflugzeugen (Lastenseglern), einen weiteren durch Fallschirmabsprung und einen dritten durch Landungen mit Transportflugzeugen (Ju 52) vorgesehen. Die Landungsorte waren Malemes bei Candia, Rethymnon und Iraklion. Die

Lastensegler und ihre Besatzungen gingen teils durch die Landung in dem wildzerklüfteten Gelände um Candia, teils im Kampf verloren. Der Kommandeur der Fallschirmdivision, General Süßmann, stürzte im Anflug auf der Insel Aigina ab und fand den Tod.

Das VIII. Fliegerkorps sollte während der Landung der Fallschirmjäger die Verteidiger niederhalten. Zu den befohlenen Zeiten trafen die Transportverbände aber nicht ein. Die Enge der griechischen Plätze und starke Staubentwicklung hatten den Start um Stunden verzögert. Kampfflieger, Stukas und Zerstörer hatten ihre Bomben- und Bordwaffenangriffe geflogen, ihr Benzin war verbraucht. Sie mussten an ihre Basis zurück. Die Verteidiger atmeten auf, setzten ihre verschmutzten und verschütteten Waffen in Stand und empfingen eine Stunde später die Transportflugzeuge mit einem mörderischen Feuer. Trotzdem sprangen die Fallschirmjäger mitten in die feindliche Abwehr hinein und wurden sofort in heftige Kämpfe verwickelt. Ihr Kampf in glühender Hitze, auf felsigem Boden, war hart. Die Verluste waren hoch, teilweise über 50%. Ein einziges Bataillon, das südwestlich Candia abgesprungen war, landete in einem abwehrfreien Raum, sammelte sich, stellte sich zum Angriff bereit und war bis zum Eintreffen der Gebirgsjäger die einzige intakte, kämpfende deutsche Truppe auf kretischem Boden.

Die Landung der Transporter auf dem Flugplatz Malemes verlief katastrophal. Die beabsichtigte Ausschaltung der Verteidiger durch die Besatzungen der Lastensegler war misslungen. Student hatte die Transporter starten lassen, ohne die Meldung von der Besitzergreifung von Malemes abzuwarten. So gerieten auch sie in das Feuer der intakten Abwehr. Bald war der Platz, ähnlich wie seinerzeit in Holland Yppenburg und Katwyk, mit brennenden Flugzeugwracks übersät.

Die Gebirgsjäger brachten die Entscheidung. In glühendem Sonnenbrand, die schweren Lasten und zerlegten Waffen selber schleppend, überquerten sie nach der Landung verschiedene Gebirgsriegel, stiessen in den Rücken der Verteidiger und brachten den eingeschlossenen, ver-

zweifelt um ihr Leben kämpfenden Fallschirmjägern Entsatz. Da die Insel von aussen keine Hilfe erhielt, erlag sie in wenigen Tagen dem deutschen Angriff.

Kreta war zwar gewonnen, aber die Hoffnung, die Korten auf den Südostfeldzug gesetzt hatte, erfüllte sich nicht. Hitler liess sich von seinem russischen Plan nicht abbringen. Für den Angriff auf den Nahen Osten wurden keine ausreichenden Kräfte zur Verfügung gestellt. Im Gegenteil, das VIII. Fliegerkorps und die Stosssdivisionen der Heeresgruppe List verliessen den Balkan. Besatzungstruppen geringer Qualität und Disziplin ersetzten sie. Italienische Verbände rückten ein.

Hitler verschob den Angriff auf Vorderasien aus folgenden Gründen: Er glaubte nach der Niederwerfung Russlands über den Kaukasus in den Iran eindringen zu können. Das Auswärtige Amt hatte ihn glauben gemacht, dass im Irak das gleiche Ziel, welches Korten militärisch erzwingen wollte, politisch mit Hilfe einer prodeutschen Regierung zu erreichen sei. Eine deutsche Militärkommission mit geringen Kräften sollte die neue Irakische Regierung stützen. General Felmy wurde aus der Verbannung zur Durchführung dieser Aufgabe herangeholt, weil er auf Grund seiner Weltkriegstätigkeit in Palästina als erfahrener Experte für den Nahen Osten galt. Das unzulänglich vorbereitete, auf falschen Voraussetzungen basierende Unternehmen scheiterte. Der einzige Sohn des Feldmarschalls von Blomberg, Hauptmann Axel von Blomberg, fiel bei der Landung in Mossul.

Sowjetrussland hatte sich seit 1918 von der übrigen Welt stark isoliert. Scharfe Fremdenkontrolle, Pressezensur und ausgesprochene Empfindlichkeit gegenüber jeder Kritik seitens der Russen erschwerten den Einblick in seine Verhältnisse. Eine teils oberflächliche, teils propagandistische Darstellung in der Presse der westeuropäischen Länder führte zu Vorstellungen, die weder nach der guten, noch nach der schlechten Seite der Wirklichkeit entsprachen. Die Informationsmöglichkeiten für die Militär- und Luftattachés der ausländischen Vertretungen in Moskau waren dürftig.

Scharfe Gesetze gegen Spionage, Landes- und Wirtschaftsverrat, die allbekannten, rücksichtslosen Methoden der russischen Staatspolizei erschwerten mehr als in allen andern Ländern, einschliesslich Deutschlands, jede Nachrichtengewinnung. Vertrauliche, private Informationen von Amtspersonen zu erlangen, war fast unmöglich. Die natürliche Fähigkeit der Russen, zu tarnen – sei es, um etwas wirklich Vorhandenes zu verbergen, sei es, um eine Scheinwirkung hervorzurufen, ein Können, das auch der russische Soldat von jeher im Felde hervorragend bewies – stellte den ausländischen Nachrichtendienst vor nahezu unlösbare Aufgaben. Es dürfte kein einziges Land eine annähernd richtige Vorstellung von der militärischen Kraft Russlands, vor allem von seinem Rüstungspotential gehabt haben. Das meiste war Vermutung. Vielfach war man geneigt, das Gute zu unterschätzen, die Schwächen und das Schlechte zu hoch zu bewerten. Niemand kam auf den Gedanken, dass Russland im Winterkrieg gegen Finnland mit Vorbedacht die Demaskierung seiner militärischen Rüstung auf Kosten des Blutes seiner Soldaten vermieden hatte, um die Welt über seine effektive Kraft zu täuschen.

Deutschland hatte vielleicht noch bessere Möglichkeiten als alle anderen Länder gehabt, die russische Wehrkraft kennen zu lernen. Bis 1933 waren die Beziehungen zwischen der Roten Armee und der Reichswehr eng. Später war der deutsche Nachrichtendienst auf ebenso dürftige Quellen angewiesen, wie der aller anderen Länder. Der Gegensatz der Weltanschauung, der Propagandalärm mit seiner bewussten Herabsetzung aller russischen Einrichtungen und Fähigkeiten, erschwerte die Aufgabe, der politischen und militärischen Führung des Reiches ein einigermaßen zutreffendes Bild von der Stärke, dem Ausbildungsstand, den technischen Einrichtungen, der Bewaffnung und Ausrüstung der russischen Streitkräfte und ihrer Führung zu geben. Hitler, Göring und viele andere Grössen des deutschen politischen Lebens trauten den Russen weder Leistung noch Kraft zu, blickten verächtlich auf sie herab und duldeten auch nicht, dass von irgendeiner Seite etwas Gutes über Russland

und die Rote Armee gesagt wurde. Wenn sich schon der Nachrichtendienst der deutschen Luftwaffe in der Beurteilung der Westländer erheblich geirrt hatte, so kann man feststellen, dass er in Bezug auf Russland von A-Z *nur* Falsches behauptet hatte.

In der Allgemeinbeurteilung unterstellte er den Russen politische Labilität. Sicher gab es und gibt es im Sowjetreich heute noch grundsätzliche Gegner des Bolschewismus. Das hinderte sie aber nicht, von dem staatlichen Terror ganz abgesehen, Kraft und Leben für ihr Volk einzusetzen und die innenpolitischen und weltanschaulichen Gegensätze beiseite zu schieben, als ein äusserer Feind auftrat. Auch der einfache Russe fühlt national. Die plötzlich über das Volk hereinbrechende Gefahr liess ihn alle Unzufriedenheit mit den Machthabern seines Landes vergessen. Unter dem Druck der nationalen Not hat sich das russische Volk stärker gefestigt und besser zusammengefunden, als es je unter friedlichen Verhältnissen der Fall gewesen wäre.

Die Beurteilung durch die V. Abteilung des deutschen Luftwaffen-generalstabes sprach den Russen die Fähigkeit zur Organisation ab. Sie urteilte abfällig über das russische Verkehrswesen und rechnete mit dessen baldigem Zusammenbruch im Kriegsfall. Nun ist nur festzustellen, dass niemand besser und schneller zu organisieren und zu improvisieren verstand als der Russe. Allerdings ist ihm die «Organisation» nicht Selbstzweck, wie so oft in Deutschland. Seine Anspruchslosigkeit, seine Härte gegenüber den Unbilden eines rauen Klimas, die Einfachheit seiner Lebensweise, seine Naturverbundenheit verleihen ihm dazu eine Überlegenheit über die Stadtmenschen Deutschlands, die sich in den siedlungsarmen, leeren Weiten des Landes besonders auswirkte. Dort gleicht der russische Infanterist dem anspruchslosen Steppenpferd, das keinen Stall und keine Pflege kennt, der deutsche Soldat dem überzuchteten, wohlgepflegten Stallpferd, hilflos, wenn er plötzlich in ungewohnte Verhältnisse gebracht wird.

Auf keinem Gebiet zeigte sich die russische Fähigkeit, zu organisieren und zu improvisieren, vorbildlicher als im Verkehrswesen.

Der von Schmidt prophezeite Zusammenbruch blieb aus. Auch die Bekämpfung der strategischen Bahnlinien durch die Luftwaffe vermochte nicht das Transportwesen zu lähmen. (Mit grösster Mühe wurde für kurze Zeit im Herbst 1942 dem OKL die Zustimmung zu einer intensiven Bekämpfung des russischen Eisenbahnaufmarsches im Nordabschnitt der Heeresgruppe Mitte abgerungen. Zusammengefasste Angriffe auf den Bahnknotenpunkt Bologoje bewirkten eine wochenlange Verzögerung des russischen Vorstosses auf Welikije-Luki. Die unruhige Hand der Luftwaffenführung vereitelte eine Vertiefung der Anfangserfolge. Mangel an Konsequenz, ein immerwährendes Zuvielwollen, phantasievolle Fehlbeurteilungen und eine kindlich-naive Stupidität des Befehlshabers der Luftflotte 1 führten zum Abbruch der wichtigen Kampfhandlungen, bevor ein *ganzer* Erfolg erzielt worden war.) Mit der ihm eigenen Rücksichtslosigkeit bot der Russe alle Kräfte der Bevölkerung auf, um seine Eisenbahnen in Gang zu halten. Im Übrigen war das russische Bahnnetz wesentlich besser, als deutscherseits angenommen wurde.

Auch die russische Flakartillerie war schlecht beurteilt worden. Ihre Schiessleistungen waren jedoch in mittleren Höhen ganz ausgezeichnet und führten bei allen Angriffen in flakgeschützten Räumen zu beträchtlichen Verlusten. Auffällig war die gute Lage der ersten Gruppen des russischen Flakfeuers. Nur wenn man schon ausserhalb seines Wirkungsbereiches mit starken Kursänderungen anflog, konnte man die Flak verwirren. Schnelle Höhenänderungen, wie sie gegenüber der deutschen Flakartillerie angebracht waren, hatten als Ausweichmanöver keinen Sinn. Die Höhenlage der Schüsse blieb auch dann auffallend gut.

An den Irrtümern in der politischen und militärischen Beurteilung der Russen war der Chef der V. Abteilung des Generalstabes, «Beppo» Schmidt, nicht unschuldig. Unbegreiflich war, dass weder er noch Göring oder Hitler von den Kenntnissen und Erfahrungen der deutschen Militärattachés in Moskau Gebrauch machten. Der Luftattaché bei der deutschen Botschaft, General Aschenbrenner, hat sich vergebens be-

müht, eine positivere Beurteilung der Russen durchzusetzen. Er wurde nach seiner Rückkehr aus Moskau überhaupt nicht zur Berichterstattung empfangen! Einem anderen Russlandkenner, Oberst im Generalstab Pasewaldt, stritt Göring, der selbst nie in Russland war, die Angaben über russische militärische Verhältnisse und über die Rote Luftwaffe einfach als lächerlich ab, weil sie ihm nicht gefielen.

Auf diese Weise entstand *der grosse Irrtum über Russland*, der mit wenigen Ausnahmen nicht nur die militärische und politische Führung, sondern die gesamte Wehrmacht und Bevölkerung beherrschte. Auf diesem Irrtum beruhte die feste Überzeugung, dass man Russland in wenigen Wochen militärisch niederwerfen und politisch revolutionieren könne.

Anfang Juni 41 wurde das VIII. Fliegerkorps vom Balkan nach Deutschland verlegt. Es hatte ausser blutigen Verlusten beträchtliche Einbussen an technischen Geräten und Flugzeugen in Griechenland und Kreta erlitten. Hitze, sandige Flugplätze, schlechtes Öl, Nachschub-schwierigkeiten und dürftige Reparaturmöglichkeiten hatten ihm zugesetzt. Knapp zwei Wochen standen in der heimatlichen Bodenorganisation zur Auffrischung und zur Wiederherstellung der Einsatzbereitschaft zur Verfügung. Zwischen dem 16. und 18. August marschierte das Korps im südlichen Ostpreussen am linken Flügel der Heeresgruppe Mitte und der von Kesselring geführten Luftflotte 2 auf, um den Stoss der Panzerdivisionen über Grodno, Lida, Witebsk und Smolensk in Richtung Moskau zu begleiten.

Richthofens Balkanerfolge hatten ihm einen Namen gemacht. Nach dem Vorbild seines Korps bildeten die anderen Fliegerkorps Gefechtsverbände für den Nahkampf, die mangels einer festen Organisation von «Nahkampf-Fliegerführern» eingesetzt wurden. Angesichts der Weite des russischen Raumes hatte das OKL auf eine längere, selbständige operative Luftkriegführung verzichtet. Lediglich die Bekämpfung und Zerschlagung der in Grenznähe stehenden russischen Luftstreitkräfte wurde nach einheitlichen Gesichtspunkten durchgeführt.

Ein kurzes Intermezzo stellten die Angriffe auf Moskau dar. Bemerkenswert war allein die geschickte Tarnung der Russen, die den Kreml und den Roten Platz nebst dem verräterischen Moskwa-Kanal zu verbergen wussten. Die schwächliche Durchführung der Angriffe, die unentschlossene Zielsetzung, werteten sie zu einer entscheidungslosen Demonstration ab. Damit erschöpfte sich die operative Kampfführung.

Im Übrigen waren die drei Luftflotten im Osten auf Zusammenarbeit mit den korrespondierenden Heeresgruppen angewiesen und hatten hauptsächlich den Vormarsch der Panzerspitzen der Armeen zu unterstützen, also vornehmlich taktische Aufgaben zu erfüllen. Zweckmässigerweise hätten sich alle Fliegerkorps Gliederung, Organisation und Führungsmethoden des VIII. Fliegerkorps zu eigen machen sollen. Das geschah aber nicht. Infolgedessen behielt Richthofen mit seinen reichen Erfahrungen in der engen Zusammenarbeit zwischen Heer und Fliegertruppe bei Durchbruch- und Verfolgungskämpfen einen beträchtlichen Vorsprung vor seinen Kollegen, die zu schwerfällig waren, um seinem Beispiel zu folgen, während das OKL sich seinerseits nicht zu einer Verallgemeinerung der Richthofenschen Prinzipien von Führung und Einsatz entschliessen konnte.

Der Überraschungserfolg der deutschen Luftwaffe über die russische ist unbestritten. Nach den ersten Schlägen war wochenlang kaum noch ein sowjetischer Flugzeug in den Schwerpunkträumen des deutschen Fliegereinsatzes zu sehen. Auch die Wirkung auf die Erdtruppe war gross. Von starken effektiven Erfolgen auf Ansammlungen und Kolonnen von Fahrzeugen, Panzern und Artillerie an Brückenübergängen oder in sonstigen Engen abgesehen, trat vor allem eine auffallend starke moralische Wirkung in Erscheinung. Wenn am frühen Morgen die Kampf- und Stukaverbände sich auf die Suche nach russischen Kolonnen begaben, trieben überall im leichten Morgenwind die Staubwolken marschierender und fahrender Formationen über den weiten Ebenen längs der schlechten, sandigen polnischen Strassen. Eine halbe Stunde

nach den ersten Bombenwürfen waren die Staubfahnen verschwunden. Die Russen hielten an und versteckten sich. Klare Sicht ermöglichte es, auf 30 bis 50 km Entfernung jede Truppenbewegung zu erkennen, in wenigen Minuten zur Stelle zu sein und anzugreifen.

Die deutschen Geschwader hielten auf diese Weise tagsüber die sowjetischen Truppen auf und zwangen sie, den Einbruch der Nacht oder schlechtestes Wetter abzuwarten, um vom Fleck zu kommen. In dem Festhalten der russischen Truppen lag die grosse operative Auswirkung der ursprünglich nur taktisch gedachten deutschen Luftangriffe. Diese hatten, was russische Verluste durch Bombenabwurf und Bordwaffenbeschuss anbetraf, in vielen Fällen nur minimale Wirkung. Dagegen haben sie den russischen Rückzügen so grossen Aufenthalt bereitet, dass die überholende Verfolgung der deutschen Panzerdivisionen, ungeachtet aller Nachschubschwierigkeiten und miserablen Wegeverhältnisse, gelang. Hierdurch wurde die Bildung jener berühmten «Kessel» ermöglicht, die den Sowjets bittere Verluste an Menschen und Gerät eintrugen.

Noch Ende Juli 1941, als in der Truppe nach den härter werdenden Kämpfen und wegen des zunehmenden Widerstandes in der Luft bereits der Glaube an einen raschen und endgültigen Sieg schon geschwunden war, behauptete die Führung immer noch, dass der Krieg noch vor Eintritt des Winters beendet sein werde. Daher unterliess sie auch alle Vorbereitungen für den Winterfeldzug. Grosse Teile des Heeres waren ohne warme Kleidung, ohne Mäntel im Felde, als, ähnlich wie im Jahre 1812, die ersten strengen Nachtfröste bereits im September eintraten. Aber nicht nur der prophezeite endgültige Sieg blieb aus. Die Operationen waren, trotz Aufbietung der letzten Kraft, vor den Hauptstädten des Landes stecken geblieben! Das Heer, vor allem die Panzerdivisionen, war ebenso erschöpft wie die Luftwaffe. Mit schnell zusammengerafften Arbeiterbataillonen, mit Truppen der Bodenorganisation der Roten Luftwaffe und anderen Alarmeinheiten waren die letzten Stösse der müden

deutschen Angreifer aufgefangen worden. *Die Russen hatten zwar noch nicht die Kraft zum Gegenstoss, aber sie hielten!* Während das ausgepumpte deutsche Heer eine dünne Sicherungslinie mit wenigen festen Stützpunkten zu bilden suchte, gruppieren die Russen ihre Armeen um und traten unter schwierigsten Bedingungen, angesichts derer sich die deutsche Führung in Sicherheit wiegte, zu ihrer ersten grossen Winteroffensive an. Weder der eisige Frost, noch der meterhohe Schnee hielten sie auf.

Noch bestanden keine festen Fronten. Zwischen den Heeresgruppen und Armeen klafften breite Lücken. Schwache Divisionen hielten Abschnitte von nahezu 100 km bei einer Gefechtsstärke von 3'000-4'000 Gewehren.

Die Aufklärer der Luftflotte 1 hatten den Aufmarsch der Russen auf der Naht zwischen der 9. und 16. Armee, im Raum Kalinin-Rybinsk-Bologoje, rechtzeitig erkannt und gemeldet. Weder die 16. Armee noch die Heeresgruppe Nord (Feldmarschall Leeb) glaubten indessen daran. Die unzähligen Züge und Waggons auf den Linien ostwärts Bologoje sollten nach ihrer Ansicht dem Abtransport der fliehenden Russen dienen. Man glaubte an die Zurücknahme des rechten russischen Flügels auf die Linie Moskau-Rybinsk-Wologda. Schlachtflieger des VIII. Fliegerkorps meldeten, der Russe zöge sich schon in voller Auflösung nach Nordosten zurück. Wahrscheinlich handelte es sich um vereinzelte, auseinander gesprengte Truppenteile. Einen Angriff hielt Leeb's Chef, General Brennecke, schon wegen der Schneehöhe von 80 cm für unmöglich. Die Flanke der Heeresgruppe hielt er für gesichert, da sich der rechte Flügel der 16. Armee südlich des Ilmensees an eine Seenkette anlehnte.

Die Russen teilten die Auffassung der Heeresgruppe Nord nicht. Die Schneehöhe war ihnen sicher unbequem, aber sie fanden sich damit ab. Die Seen, inzwischen zugefroren, hielten sie nicht auf. So marschierten sie, die dünne Front zwischen Djemjansk und Ostaschkow durchbrechend, von deutschen Truppen kaum gestört, auf Cholm, wo ihnen General Scherer mit eilig zusammengerafften Trossen und rückwärtigen

Diensten, verstärkt durch die waffenlos flüchtenden Trümmer der Frontdivisionen, entgegentrat.

Der russische Infanterist hatte gesiegt. Die höhere russische Führung verstand es aber nicht, den Anfangserfolg auszunutzen. Anstatt an Cholm vorbei in die Tiefe des von Truppen völlig freien deutschen Hinterlandes, in Richtung auf Pleskau-Riga nach Westen und in die tiefe Flanke der 9. Armee auf Welikije-Luki und Witebsk weiterzustossen, die Fronten der Heeresgruppe Nord und der Heeresgruppe Mitte auseinanderzureissen, von ihrer Versorgungsbasis abzuschneiden und zum Einsturz zu bringen, legten sich die Russen vor Cholm fest und versuchten, in wochenlang anhaltenden Angriffen vergeblich, die Verteidiger zu erdrücken. Ein anderer Teil der russischen Stossarmee schloss südlich des Ilmensees Djemjansk und einige umliegende Ortschaften ein, in denen sich das 11. Armeekorps verteidigte. Sie bemühten sich ebenfalls vergeblich, diesen «Kessel» auszuräumen. Nördlich des Ilmensees war eine weitere russische Stossarmee über den Wolchow auf Luga angetreten, blieb aber vor Erreichung ihres Zieles liegen. So wie im Herbst vor Moskau und Leningrad improvisierte russische Reserven den deutschen Stoss abgefangen hatten, hielten nun wenige hundert deutsche Schreiber, Handwerker und Trossknechte der Stäbe, Behelfsformationen der Luftwaffe, Baubataillone und ähnliche kriegsungeübte und schlecht ausgerüstete Truppen den russischen Angriff auf. Auch nördlich der Bahnlinie Moskau-Leningrad und südlich des Ladogasees blieb der russische Angriff nach guten Anfangserfolgen vor Erreichung der gesteckten Ziele liegen.

Die Luftflotte 1 hatte bei Beginn dieser Kämpfe nur schwache Kräfte bereit. Der Winterkriegführung ungewohnt, rang die Truppe mit grossen Schwierigkeiten um die Aufrechterhaltung ihrer Einsatzbereitschaft. Die Tage waren kurz; die Vorbereitungen für einen Einsatz dauerten bei scharfem Frost zwei bis drei Stunden. Störungen und Ausfälle durch die scharfe Kälte waren an der Tagesordnung. Es gab noch keinerlei Spezi-

algeräte, um die Motoren zu erwärmen, das Eis von den Flächen zu tauen und die notwendigsten Reparaturen unter Schutz vor dem Schnee und dem schneidenden Wind durchzuführen. Die Flugzeuge standen im Freien. Durch Temperaturschwankungen schlug sich Kondenswasser in den elektrischen Leitungen und Instrumenten nieder, so dass sie nicht funktionierten. Finnische Flieger und selbst russische Überläufer bemühten sich, in den Verbänden ihre Erfahrungen im Winterflugbetrieb zu verbreiten. Ein russischer Oberleutnant, der mit seiner Frau in einer «Rata» aus Leningrad geflüchtet war, stand während mehrerer Monate bei einem Jagdgeschwader als «Spezialist» für Wintertechnik im Dienst.

Trotz aller Schwierigkeiten halfen die Verbände der Luftflotte 1 nach Kräften beim Abstoppen der russischen Angriffe. Die eindrucksvollsten Erfolge erzielten die Jäger. Zum ersten Mal seit Beginn des deutschen Vormarsches hatten die Russen wieder stärkere Kräfte in der Luft. Diese schnell und flüchtig ausgebildeten Flieger waren aber den im Kampf mit den Engländern geschulten deutschen Jägern nicht entfernt gewachsen. Trotz zahlenmässiger Unterlegenheit beherrschten diese den Luftraum.

Die Angriffsschwerpunkte der Russen bei Cholm, Djemjansk, am Wolchow und am Ladogasee hätten eine Beschränkung im Luftwaffeneinsatz notwendig gemacht. Die kostbare Kraft, leicht verbraucht und schwer zu ersetzen, bedurfte der Schonung und sparsamen Verwendung. Aber das Heer war verwöhnt worden; nun wollte es auf die angenehme Unterstützung nicht mehr verzichten.

War schon nach den ersten Schlägen gegen die russische Bodenorganisation die operative Kampfführung der Luftwaffe gegenüber dem taktischen Einsatz zur unmittelbaren Unterstützung des Heeres stark zurückgetreten, so trat nun im Winter 1941/42 die grosse Wende im Einsatz der Kampfkräfte ein, die zu ihrem raschen Verschleiss führte. Die Krisis in den grossen Einbruchstellen der deutschen Front machte nach Auffassung des Heeres den Einsatz *jedes* Mittels notwendig. Es hiess: Wenn die Infanterie in einem unsagbar harten Kampf das Letzte her-

gebe, müssten auch das letzte Flugzeug und die letzte Bombe zur Verteidigung der Heeresfront eingesetzt werden! Dieser Appell fand auch in der höheren Luftwaffenführung die wärmste Unterstützung der phantasiereichen Stabskrieger. So erzwang das Heer durch seinen neuen Oberkommandierenden Hitler gegen den Einspruch erfahrener Fliegerführer der Front eine Form des Einsatzes, die nicht nur allen Lehren über die zweckmässige Verwendung schwerer Luftstreitkräfte widersprach, sondern auch taktisch bedeutungslos blieb. Sie berücksichtigte weder die typischen Eigenschaften der Kampfflugzeuge, noch das Können der Besatzungen.

Im Gegensatz zu den anerkannten Führungsgrundsätzen wurde plötzlich auf jede Schwerepunktbildung verzichtet. Die Wünsche der Heeresgruppen an die Luftflotte 1 nahmen die Form detaillierter Weisungen für die Kampfführung an. Sie legten genau fest, an welchen Punkten der Front, mit welchen Kräften und oft sogar mit welcher Art von Bomben angegriffen werden sollte. Auf Wirkung in der Tiefe des feindlichen Raumes wurde kein Wert gelegt. Deshalb blieben besonders lohnende Ziele wie der Bahnverkehr, Ausladungen, Schlitten- und Fahrzeugkolonnen, Truppenlager und Unterkünfte, Bereitstellungen von Infanterie und Panzern unbekämpft. Dagegen wurden auf ausdrücklichen Befehl die Bomben auf die vordersten russischen Stellungen, auf die Ränder der Wälder und Dörfer oder auf sonstige Räume mit vermuteten feindlichen Reserven in unmittelbarer Nähe der Front geworfen.

Die russische Flugabwehr mit leichten Waffen war im Gefechtsfeld so heftig, dass sie Tiefangriffe verhinderte und die Bomber in Höhen über 2'500 m zwang. Aus diesen waren Einzelheiten nicht auszumachen, insbesondere nicht Menschen zu erkennen, zumal der Russe, im Schnee ausgezeichnet getarnt, selbst vom Tiefflieger kaum vom Gelände zu unterscheiden war. Die Kampfbesatzungen konnten aus der grossen Angriffshöhe weder die Besetzungen der Stellungen erkennen, noch diese von Scheinstellungen unterscheiden. Sie warfen daher befehlsgemäss auf bestimmte Geländepunkte, die ihnen nach Karte oder Luftbild be-

zeichnet wurden, ohne selbst zu wissen, ob das Ziel die Bombe lohnte. Eine solche Führung nach der Karte durch Leute, die weit hinter der Front sassen, konnte keine Ergebnisse zeitigen.

Die individuelle Kampfführung des Sommer- und Herbstfeldzuges ging völlig verloren. Der Einsatz stumpfte die Besatzungen ab, da sie die Angriffswirkung nicht erkennen konnten und machte sie bezüglich der Genauigkeit des Bombenwurfs gleichgültig. Die Erfolge liessen sich schwer beurteilen. Die Infanterie begrüsst aus verständlichen Gründen in allen Fällen dankbar das Erscheinen von Flugzeugen und erkannte die Hilfe in überschwenglicher und übertriebener Form an. Es bürgerte sich ein, dass jede Division bei Erwartung eines feindlichen Angriffs sofort nach Luftwaffenunterstützung rief, so dass die schwachen Verbände sich oft zu zwei und drei Flugzeugen auf eine Front von mehreren hundert Kilometern verteilten. Die effektive Wirkung war daher überall gleichmässig gering. Die Luftflotte 1 widersetzte sich energisch diesem kräftezehrenden und sinnlosen Einsatz. «Höchster Befehl!» war die Antwort. Hin und wieder machte Jeschonnek einen schwächlichen Versuch, im Hauptquartier eine Änderung der Kampfführung durchzusetzen. Ihm wurde entgegengehalten, dass *nur* durch das Erscheinen der Kampfflugzeuge über der Infanterie, *nur* dadurch, dass die Bomben auf den Feind *unmittelbar* vor ihr geworfen würden, der Zweck erfüllt würde. Es käme darauf an, dem Feind Verluste beizubringen, seine Angriffsspitzen zu zerschlagen *und zugleich die Moral der eigenen Truppe zu stärken*. Dazu müsse diese den Einsatz aus nächster Nähe miterleben. Den Hinweis, dass die zersplitterten Einsätze unmöglich effektive Erfolge bringen könnten, liess man nicht gelten. Er wurde angeblich durch die zahlreichen Meldungen des Heeres widerlegt, nach denen es dem Einsatz der Luftwaffe zu verdanken gewesen sei, dass Stellungen gehalten und Angriffe abgewiesen wurden.

Übertriebene Kampfberichte der Kriegsberichterstatter auf der Erde und in der Luft verbreiteten sachlich falsche Vorstellungen von der Art der Kämpfe. Die höheren Führer kamen selten über die Gefechtsstände

der Divisionen hinaus nach vom, zumal nicht, wenn Gefechtshandlungen stattfanden. Sie waren auf «Reportagen» angewiesen. Sie berücksichtigten den psychologischen Zustand einer Truppe nicht, die nach schweren Kämpfen des Sommers und Herbstes, durch anhaltende Gefechte dezimiert, durch unzulängliche Bekleidung und Ausrüstung in ihrer Moral ungünstig beeinflusst war. Die Luftwaffe wurde oft schon deshalb angefordert, weil man sie um ihre guten, warmen Quartiere im Hinterland beneidete und der Ansicht war, «die Flieger können auch etwas tun».

Diese Einstellung des einfachen Mannes und der unteren Führer an der Front war verständlich und begreiflich. Dass sich aber einer so primitiven Beurteilung der Dinge auch die Oberkommandos der Armeen und der Heeresgruppen anschlossen, dass selbst das OKH sich diese Auffassung zu eigen machte und das OKL zur sinnlosen Verausgabung seiner Kräfte zwang, musste Wunder nehmen; denn inzwischen wusste man doch, dass der russische Krieg nicht mehr in einigen Wochen zu gewinnen sein werde. Die Reserven waren verbraucht. Der Winter zehrte an den Kräften, und für den nächsten Sommer sollten neue Heeresformationen gebildet werden, mit denen die Kriegsentscheidung erungen werden sollte. Erst recht hätte die Luftwaffe einer Ruhepause bedurft. Ihre Verbände waren heruntergewirtschaftet. Die Einsatzstärke mancher Kampfverbände war auf 10% abgesunken. Nur langsam kamen die Besatzungen und Flugzeuge heran. Die Eingewöhnung an die technischen Schwierigkeiten des Winterbetriebes brauchte Zeit und verlangsamte das Tempo der Wiedergewinnung der Einsatzbereitschaft. Der Ausbildungsstand des Ersatzes war schlecht. Es machte sich hier bereits bemerkbar, dass die Schulen durch die starken Einbussen an Flugzeugen bei den Transportverbänden an Kapazität und Leistungsvermögen eingebüsst hatten.

Das OKL bemühte sich, durch die Zurücknahme einzelner Verbände eine Reserve zu bilden und die Kraft der Kampffliegerverbände allmäh-

lich zu heben. Jeder Hilfeschrei von den bedrohten Fronten durchkreuzte aber diese Pläne und veranlasste das OKL, mangelhaft ausgebildete Gruppen wieder in den Einsatz zu werfen. So unterhielt man ein ständiges Feuer, in dem die Kampfkraft der Luftwaffe immer wieder schnell dahinschmolz. Als der Winter 1941 vorbei war, als neue Kämpfe bevorstanden, stand nicht eine starke und ausgeruhte, schlagkräftige Truppe zur Verfügung, sondern überanstrengte, verbrauchte Verbände mit schlechterer Ausbildung als je. Wenn sich diese Mängel auch im Augenblick des Beginns der neuen Offensive noch nicht entscheidend enthüllten, weil immer noch die Rote Luftwaffe unterlegen war und die Hauptlast des Kampfes auf der Erde von Infanterie- und Panzerdivisionen getragen wurde, so zeigte sich doch der Rückgang an Qualität und Leistungsvermögen im Vergleich zu 1941 schon klar und deutlich. Nur durch die Zusammenfassung aller Kräfte der gesamten Ostfront auf schmale Angriffsstreifen gelang es, örtliche Erfolge zu erringen, während an den übrigen Fronten von Hunderten von Kilometern kein deutsches Flugzeug mehr angriffsweise eingesetzt werden konnte.

Der Kampf der Luftflotte 1 im Winter 1941 /42 bot verschiedene Besonderheiten. Die eingeschlossene Besatzung von Cholm war völlig auf Luftunterstützung angewiesen. Ihre gesamte Versorgung erhielt sie teils durch Abwurf, teils durch Lastensegler, deren Landungen bei Nacht unter direktem Feuer der russischen Geschütze und Maschinengewehre erfolgten. Bis in die Strassen des Ostteils von Cholm hinein wurden Panzer durch Stuka bekämpft. An diesem winzigen Fleck der weitgespannten Front der Heeresgruppe gelang es hin und wieder, durch Zusammenfassung stärkerer Kräfte effektive und moralische Wirkung zu vereinen.

Auch in dem eingeschlossenen Raum von Djemjansk waren monatelang etwa hunderttausend Soldaten mit Lebensmitteln, Munition usw. zu versorgen. Ersatz musste nach Djemjansk gebracht werden, Verwundete waren abzuholen. Ein ganzes Infanterieregiment mit schweren Waffen wurde in den «Kessel» geflogen. Wieder stellten die Schulen der

Luftwaffe ihre Flugzeuge für Transportzwecke. Mehrere Hundert Ju 52 waren täglich im Einsatz, um anfangs 100 Tonnen, später 300 Tonnen Nachschubgut heranzubringen. Sie hatten erhebliche Verluste. Die russische Front musste bei jedem Einsatz je zweimal auf dem Hinflug zum Kessel und auf dem Rückflug nach Pleskau überflogen werden. Bei Tiefflügen wurden die schwerfälligen, beschussempfindlichen Junkersflugzeuge das Opfer der leichten russischen Flak- und Maschinengewehre, bei Flügen in grösseren Höhen trafen sie auf die russische Jagdsperre. Kampfflieger wurden aufgeboden, um die feindliche Flakabwehr niederzuhalten. Das einzige Jagdgeschwader der Luftflotte 1 schützte die Transporter zwischen Staraja Russa und Djemjansk vor den sowjetischen Jägern. Es gelang auf diese Weise, Djemjansk solange zu halten, bis im Frühjahr 1942 die Verbindung zu dem eingeschlossenen Korps wiederhergestellt wurde. Aber auch dann blieb es noch weitere Monate wegen der Strassenverhältnisse auf Luftversorgung angewiesen.

Warum war es überhaupt zu dieser kräftezehrenden Einschliessung gekommen? Das II. Armeekorps, Pommern und Mecklenburger, bestand aus bewährten Truppen. Sie hielten den frontalen Angriff aus, während in ihrer rechten Flanke die Front bis über Cholm hinaus nach Westen eingedrückt wurde. Die Russen erkannten ihre Chance und drückten aus dem Raum von Cholm längs der zahlreichen Täler nach Norden und gleichzeitig vom Ilmensee nach Süden auf Staraja-Russa in die tiefe Flanke des 11. AK. Die zugefrorenen Flussläufe waren ideale Winterstrassen. Dem II. AK drohte die Abschnürung. Reserven waren nicht verfügbar. Die Luftflotte 1 konnte den russischen Vormarsch nur unwesentlich verlangsamen, nicht aufhalten. Unter dem Druck des Feindes wurde die Zurücknahme des Korps erwogen. Aus Sorge vor dem Verlust von Menschen und schwerem Gerät, vor allem aber auch aus Prestigegründen, wurde von Hitler persönlich entschieden und befohlen, dass das Korps unter allen Umständen Djemjansk zu halten habe. Es hiess auch, dass man den Raum von Djemjansk im nächsten Jahr zum Aufmarsch

einer Armee benötige, die in die Nordflanke der russischen Front westlich Moskau stossen sollte. Solche Überlegungen bewiesen mangelhafte Kenntnis der Verhältnisse. Nach Djemjansk führte keine Bahn, die Wege waren miserabel. Für den Aufmarsch einer Armee um Djemjansk waren die Voraussetzungen verkehrsmässig nicht zu erfüllen. Die anderen Gründe für das Halten von Djemjansk waren unsachlich. Die Kämpfe verursachten weit höhere Verluste, als ein rechtzeitiger Rückzug es getan hätte. Man behauptet, auch Djemjansk bände starke Kräfte der Russen und entlaste dadurch die übrigen Fronten. Aber in Djemjansk war *auch* eine kleine deutsche Armee festgelegt, die an anderen Fronten fehlte. Der Entsatz und der Rückzug des 11. Korps haben 1942/43 weitere, beträchtliche Kräfte verschlungen.

Das Kriterium für die Sinnlosigkeit des Haltens von Djemjansk bietet aber die Luftwaffe. Die Luftversorgungsflüge verschlangen in neun Monaten 160 Eisenbahnzüge an Betriebsstoff. Über 120 Transportflugzeuge Ju 52 waren als Totalverlust zu verzeichnen. 400 Transportflugzeuge fehlten in der heimatlichen Flugzeugführerausbildung während neun Monaten. Hunderte von Kampfflugzeugen gingen im taktischen Einsatz um Djemjansk ohne jede operative Wirkung verloren. Vom November 1941 bis zum Herbst 1942 konnten keine Angriffe in der Tiefe des feindlichen Raumes geflogen werden. Nur mit einzelnen Flugzeugen versuchte man, russische Kriegsfabriken ostwärts und nördlich Moskau zu treffen. Der Erfolg war unbedeutend. Die Führung verlernte, operativ zu denken und unterwarf sich ganz der eigensinnigen und kurzsichtigen Auffassung des Heeres über Luftwaffeneinsatz. Dahinter stand der vom Luftkrieg der Jahre 1940/41 enttäuschte Hitler. *Die Verwendung der schweren Kampfflugzeuge auf dem Gefechtsfeld des Heeres war genau so sinnlos, als wenn man schwere Belagerungs- oder Flachbahngeschütze in die HKL (Hauptkampflinie der Infanterie in der Verteidigung) zur Abwehr feindlicher Infanterieangriffe gestellt hätte.*

Die Propaganda brachte es zuwege, dass man auf die Affäre Djemjansk auch noch stolz war. Der Mangel an Urteilsfähigkeit, der sich in

der gegenseitigen Beweihräucherung verriet, war nicht zu überbieten. Der einfache Infanterist, der Transportflieger und die Kampfflieger, Stuka und Jäger, hatten als Männer und Soldaten ihre Pflicht getan, ebenso die Panzerjäger, Flaksoldaten und Artilleristen. Sie alle verdienten Anerkennung. Jene aber, die aus Kurzsichtigkeit, Eigensinn und Eitelkeit, aus reinen Prestige Gründen die zwecklosen Opfer des Kampfes um Djemjansk verschuldet hatten, gehörten von Rechts wegen vor das Kriegsgericht.

Man hat später auf Grund der Abwehrerfolge der Ostfront behauptet, die Opfer hätten sich gelohnt; ohne die Luftwaffe wäre die Front zusammengebrochen! Das war barer Unsinn! Die Hilferufe und Dankestelegramme des Generals Scherer in Cholm füllten zwar 120 Schreibmaschinenseiten, als die kleine Feste entsetzt wurde, aber gegenüber der Öffentlichkeit wurde der gesamte Fliegereinsatz geflissentlich verschwiegen. *Der Infanterist allein hatte gesiegt!* Es mag undankbar erscheinen, wenn in so krasser Form überhaupt *jede* Wirkung der Luftwaffe verleugnet wurde. Aber im Grund traf diese Version das Richtige. Wie oft griff der Russe bei Nebel und Schneetreiben an, wenn kein Fliegereinsatz möglich war? Das Wetter begünstigte ihn und doch wurde er abgewiesen. Die tatsächlichen Leistungen der Luftwaffe wurden teils von Laien und deshalb falsch beurteilt, teils von Interessenten, die für sich selbst Reklame machen wollten, übertrieben ausgemalt. Nüchterne Urteile gab es kaum.

Wenn die Luftwaffe das Verdienst des entscheidenden Erfolges gehabt hätte, wie es von gewissen Leuten gern dargestellt wurde, dann hätte ja der Russe immer durchbrechen müssen, wenn kein Flugwetter herrschte. – Nein, es war nur eine schlechte Gewohnheit geworden, die Flieger heranzurufen. «Die faulen Brüder können auch etwas tun!» hiess es. So flogen sie und flogen sie und verbrauchten sich für höchst fragwürdige Zwecke. Als dann später in wirklich ernsten Lagen die Hilfe der Luftwaffe nötig gewesen wäre, war sie nicht mehr verfügbar.

Mit der Befreiung von Džemjansk war die Tragödie nicht beendet. Sie nahm ihren Fortgang in Stalingrad. Der «Erfolg» des II. Korps machte dort Schule. *Er verführte Göring dazu, Hitler die Luftversorgung der 6. Armee in Stalingrad zu garantieren. Er veranlasste dadurch Hitler zu der Entscheidung, diese Armee in Stalingrad stehen zu lassen*, als der Russe südlich und nördlich der Stadt durchbrach. Die Einbildung, dass der Erfolg eines militärischen Abenteuers sich wiederholen könne, führte zum Verlust einer ganzen Armee und riss Wunden in den Körper von Heer und Luftwaffe, die nie wieder heilten.

Der Aderlass, den die Schulen und Kampfverbände durch Kreta, Džemjansk und Stalingrad erlitten hatten, schreckte weder das OKW noch das OKL ab, ein viertes Mal alles auf die Karte der Luftwaffe zu setzen. Als Rommel sich dem Stoss der 8. britischen Armee bei El Alamein rechtzeitig entziehen wollte, weil er eine Versorgungskatastrophe ersten Ranges voraussah, wurde auch er damit getröstet, dass die Luftwaffe den Nachschub sicherstellen werde. Im weiteren Verlauf der Kämpfe in Nordafrika gingen wieder Hunderte von Transportern mit den für die Ausbildung unentbehrlichen Fluglehrern verloren. Die Störungen des Ausbildungsprogramms der Luftwaffe durch die Fehlmassnahmen der Obersten Führung haben den Zusammenbruch der deutschen Luftfront im Herbst 1943 und im Sommer 1944 verschuldet und den Sieg der überlegenen Briten und Amerikaner erleichtert.

Aus Nordrussland verdienen noch einige andere Kampfepisoden Erwähnung, die die naiven Vorstellungen der höchsten Führung beleuchten.

Die Schiffe der russischen Ostseeflotte lagen in Leningrad. Luftflotte 1 erhielt Befehl, sie zu versenken. Weil es dank einem glücklichen Zufall im Sommer 1941 gelungen war, das russische Schlachtschiff «Marat» in der Bucht von Kronstadt auf Grund zu setzen, schien es selbstverständlich, dass man auch alle übrigen Schiffe versenken könne.

Die Russen hatten aber inzwischen zugelernt. Ihre Kriegsschiffe lagen gut getarnt und verteilt auf der Newa. Munition und brennbare Stoffe waren aus ihnen entfernt. Die Decks waren mit meterhohen Sandsackauflagen geschützt. Nur bei besonders günstigen Treffern war zu erwarten, dass eine 1'000 kg-Bombe, die schwerste Abwurfmunition der Stuka, einen Kreuzer versenkte. Schwere Schiffe hätten in einem Hafen mit allen Möglichkeiten der Hilfe, der Reparatur und der Leckdichtung einer ganzen Serie schwerster Treffer bedurft, ehe sie sanken.

Diese Umstände waren Göring gleichgültig. Wieder einmal übernahm er gegenüber Hitler eine Verpflichtung, die nicht zu erfüllen war. Als mehrere Angriffe ohne das gewünschte Ergebnis blieben, obwohl mehrere Schiffe nachweislich getroffen wurden, fiel sein Zorn auf Luftflotte und Verbände. Er hatte die japanischen Versenkungserfolge als Masstab benutzt, ohne zu bedenken, dass sie nicht durchwegs von der japanischen Luftwaffe erreicht, sondern zum grossen Teil der Marine zu verdanken waren. Er hatte ferner nicht berücksichtigt, dass die entscheidenden Treffer auch von den Flugzeugen nicht mit Bomben, sondern mit Torpedos erzielt worden sind. Er wollte nicht glauben, dass die 1'000 kg-Bombe seiner Stuka für einen Versenkungserfolg nicht mehr genügte.

Eine andere Episode stellt die Bekämpfung des Nachschubverkehrs auf dem Ladogasee für das eingeschlossene Leningrad dar. Im ersten Kriegswinter machte die grosse Stadt eine schwere Versorgungskrise durch. Der Fall Leningrads stand auf des Messers Scheide. Wenn es gelang, die Zuführung von Nahrungsmitteln und Munition und die Evakuierung der Bevölkerung zu verhindern, war die Stadt nicht zu halten.

Wieder wurde die Luftwaffe vor eine Blockadeaufgabe gestellt. Der Ladogasee war zugefroren. Die Russen transportierten mit Lastkraftwagen, Schlitten und schliesslich auch auf einer Schmalspurbahn Lebensmittel in die Stadt. Die nicht für militärische Aufgaben benötigten Menschen wurden auf dem gleichen Wege herausgeschafft. Im OKL und

OKH war offenbar niemand, der sich von der Grösse des Ladogasees auch nur annähernd eine richtige Vorstellung machte. Infolgedessen wurde verlangt:

1. Jäger sollten die Lastkraftwagen abschiessen.
2. Kampfflugzeuge sollten durch Bombenabwürfe das Eis zerbrechen und durch Bildung einer breiten Eisrinne den Verkehr abschneiden.
3. Sturzkampfflieger sollten mit einem Benzin-Ölgemisch gefüllte Bomben auf das Eis werfen; der brennende Inhalt sollte das Eis des Ladogasees schmelzen!

Wenn man berücksichtigt, dass die südliche Bucht des Sees, über die der Verkehr sich hauptsächlich abwickelte, etwa die doppelte Fläche des Bodensees umfasst, dürfte der Misserfolg der Luftflotte 1 verständlich sein. Das Benzin verbrannte, ohne dass das anderthalb Meter dicke Eis schmolz; die Bombentrichter verteilten sich auf der weiten Fläche derart, dass es schon eines besonderen Pechs bedurfte, um ausgerechnet in ein solches Loch zu fahren. Ausserdem genügte eine Nacht, um das Wasser in den Bombenlöchern wieder gefrieren zu lassen. Herrschten doch wochenlang Temperaturen unter -30°C bis zu -46°C !

Als im Frühjahr 1942 das Eis geschmolzen war, war auch die ärgste Krisis der Versorgung von Leningrad überwunden. Die Schifffahrt führte weit mehr Güter in die Stadt als die Landfahrzeuge. Nun wollte die Luftwaffe eine Seeblockade durchführen! Was den gesamten Kräften zweier Luftflotten bei Dünkirchen missglückt war, konnten die paar Dutzend Kampf- und Stukaflugzeuge der Luftflotte 1 erst recht nicht bewältigen. Nichtsdestoweniger blieben OKL und OKH bei ihren Forderungen. Da brachte ein Freund Görings, der erfolgreiche Flugzeugindustrielle Siebel, das OKL auf einen neuen Gedanken. Er hatte alte, unbrauchbare Flugmotoren in Fähren eingebaut, die aus zwei miteinander gekoppelten

grossen Pontons bestanden. Diese schwerfälligen und langsamen Fahrzeuge wurden mit Flakgeschützen bestückt und sollten auf dem Ladogasee den «Seekrieg» gegen den russischen Versorgungsschiffsverkehr eröffnen. Basis der Siebelschen Fährenflotte war der finnische Ladogahafen Lahtenpohja. Der ehrgeizige Konstrukteur und Industrielle liess sich von Göring zum Kommandanten des Unternehmens ernennen.

Es zeigte sich leider, dass weder Geschwindigkeit, noch Seetüchtigkeit, noch die Navigationskunst des Personals für das eigenartige «Luftwaffenunternehmen» genügten. Die Marine stand spöttisch lächelnd abseits. Siebel war nicht nur ein geschäftstüchtiger, sondern auch ein vorsichtiger Mann. Da Ruhm am besten lebend genossen wird, überliess er die taktische Führung grosszügig anderen Offizieren. Er beschränkte sich darauf, die telefonischen Verbindungen an Land aufrecht zu erhalten und für «Nachschub» zu sorgen.

Nach langem, tatenlosem Zögern, während der russische Verkehr ungehindert weiterlief, setzte Siebel schliesslich seine «Flotte» ein, um einen Leuchtturm nördlich der Wolchowmündung zu «erobern». Man fuhr im Morgengrauen vor das Seezeichen, eröffnete das Feuer und machte bei der anschliessenden Landung einige Gefangene. Die Russen wehrten sich tapfer, so dass schliesslich die Verluste der Fährenflotte grösser waren als die des Feindes. Nach diesem Ergebnis gab man sich mit weiteren Unternehmungen nicht mehr ab. *Kein einziges russisches Fahrzeug war von dem eigenartigen Seehelden, dessen Firma mit diesem Unternehmen ein gutes finanzielles Geschäft gemacht hatte, zur Strecke gebracht worden!* Ein ganzes, erstklassiges Flakregiment hatte dafür 3/4 Jahre brach gelegen, um die Fähren während der Montage zu schützen und später als Schiffsartillerie zu dienen.

Die finnischen «Waffenbrüder» zeigten gute Haltung und unterdrückten ihr Lachen. Es wurden sogar Orden verliehen. Siebel kehrte, mehrfach dekoriert, nach Deutschland zurück.

Diese Episode sei erwähnt, weil sie typisch für die sogenannte «persönliche» Führung Görings war. Sie ereignete sich, während zu gleicher

Zeit bereits mancher tapfere und verdiente Offizier oder Soldat wegen eines offenen Wortes der Kritik oder eines zutreffenden Urteils über die Kriegslage vor ein Kriegsgericht gebracht und schimpflich bestraft wurde.

Nach dem Absinken der Kampfkraft der Bomberverbände in Russland und angesichts des Menschenmangels der Infanterie, wurde die personell starke Bodenorganisation beanstandet. Schon 1939 war hie und da auf die Tatsache hingewiesen worden, dass noch ausgesuchtes Menschenmaterial der Luftwaffe hinter der kämpfenden Front fast friedensmässigen Dienst versah, während die Infanterie, die «Königin der Waffen», grösste Mühe hatte, ihren Ersatz aufzubringen. Die verschiedenen Krisen des Winters 1941/42 veranlassten die Frontstäbe der Luftwaffe, aus eigenem Antrieb «Alarmeinheiten» aufzustellen, die bald in der Front eingesetzt wurden. In Nordrussland kämpfte Luftwaffeninfanterie; in der «Mitte» wurden sogar fliegende Verbände nach Verlust ihrer Flugzeuge in vorderster Linie eingesetzt, wenige Wochen nachdem Generalfeldmarschall Milch noch die Verwendung fliegenden Personals für Sicherungszwecke energisch beanstandet hatte! Aber diese spontanen Selbsthilfemassnahmen genügten weder, um die klaffenden Frontlücken zu schliessen, noch um das schwer ringende Heer hinsichtlich des Beitrages der Luftwaffe am Krieg zu befriedigen. Göring wurde gezwungen, von den Millionen seiner Etappentruppen und Heimatverbände einige Hunderttausend Mann für den Erdeinsatz herzugeben. Anstatt nun diese Soldaten, die körperlich und geistig meist über dem Durchschnitt der Infanterie standen, einfach dem Heer zur Verfügung zu stellen, suchte er sich eine «Hausmacht» als Gegengewicht zu der anwachsenden Armee der Waffen-SS zu verschaffen. So kam es zur Aufstellung der «Luftwaffenfelddivisionen» und «Luftwaffenfeldkorps».

Die schnell aufgestellten Truppenteile hatten einen vorzüglichen Mannschaftsstand, ein ausbildungsmässig dürftiges Unteroffizierskorps

und ein mehr als mangelhaftes Offizierskorps. Divisions- und Regimentskommandeure waren in ihren letzten Heeresstellungen bestenfalls Kompagniechefs gewesen oder hatten entsprechende Stellen in der Polizei bekleidet. Einige von ihnen, Reaktivierte der Fliegertruppe, besaßen vom Weltkrieg her die infanteristischen Erfahrungen eines Zugführers. Nur wenige ehemalige aktive Heeresoffiziere waren vertreten, oft solche, die wegen Unfähigkeit oder wegen persönlichen Versagens als Führer fliegender Verbände disqualifiziert worden waren. Der grösste Teil bestand aber aus ehemaligen Unteroffizieren der Bodendienste, die auf Grund ihrer Dienstzeit ohne weitere Prüfung eines Tages zu Oberleutnanten und Hauptleuten befördert wurden, fast durchwegs Leute, die über die heroische Aufgabe entsetzt waren, die ihnen das Schicksal plötzlich stellte.

Die Luftwaffenfeldtruppen, gut ausgerüstet, mässig bewaffnet, mangelhaft ausgebildet und miserabel geführt, sollten an «ruhigen Fronten» zur Verteidigung eingesetzt werden. Die Heereskommandostellen überforderten aber teils aus Not, teils aus Gleichgültigkeit, teils in gehässiger Absicht und Aversion gegen alles, was Luftwaffe hiess, die nur sehr bedingt brauchbaren Verbände. Schwere Verluste traten ein und verschiedene Versager belasteten das Prestige der Luftwaffe, ohne dass man den Mannschaften Vorwürfe machen konnte. Der Hauptfehler lag bei Göring selbst. Nachdem Tausende seinem Prestigebedürfnis geopfert worden waren, überliess man die dezimierten und ausgepumpten Divisionen endgültig dem Heer, eine der vielen Massnahmen, über der das verhängnisvolle «Zu spät!» stand, wie über zahllosen anderen Organisations- und Führungsmassnahmen der Luftwaffe.

Zum Schluss seien noch Stellung und Haltung der Generalität und des Generalstabes während des Ostkrieges gewürdigt. Der Feldzug hatte sich nach den Anfangserfolgen, die den Optimismus der höchsten Stellen zu rechtfertigen schienen, bald als ein Kampf auf Leben und Tod erwiesen. Diese Erkenntnis führte zu einer begrifflichen Unzufriedenheit und kritischen Einstellung gegen die Massnahmen von «oben».

Die Übernahme des OKH durch Hitler nach dem Scheitern der Oktoberoffensive 1941 wurde vom Heer zunächst begrüsst. Es erhoffte sich davon u.a. eine stärkere Bindung der Luftwaffe an die Heeresführung, wie sie auch wirklich zum Schaden der Gesamtkriegführung eintrat. Als jedoch Hitler die Selbständigkeit der Heeresgruppen, Armeen und Korps mehr und mehr aufhob und sich selbst den Einsatz einzelner Bataillone vorbehielt, als alle Massnahmen der Durchführung seiner Entscheidung unterbreitet werden mussten, als seine eigenen Pläne und Ideen über Krieg- und Kampfführung oberstes Gesetz wurden, als Misserfolg auf Misserfolg sich häufte, unnötige, schwere Opfer fordernd, verstärkte sich die Opposition gegen ihn.

Das Wort «der Führer» wurde nur noch bei offiziellen Anlässen gebraucht. In Besprechungen, bei Durchgabe von Befehlen, vor allem innerhalb des Generalstabes oder wenn Generäle unter sich waren, hiess er meist «der Mann». Mit Bitterkeit gemischte Ablehnung, Verachtung und Hass wurden kaum noch verhehlt. Viele bemühten sich, seine Befehle zu umgehen, sie nur scheinbar zu erfüllen und im Übrigen «das Schlimmste» zu verhüten.

Selbst wer sich in aufrichtiger Hingabe, jede Kritik unterdrückend, nur bemühte, das Beste zu tun, kam nicht um formelle Verstösse gegen höhere Befehle herum. Sie waren oft derartig sinnwidrig, dass eine buchstäbliche Ausführung noch üblere Folgen gehabt hätte als die Nichtbefolgung. Das Stichwort «Führerbefehl» wurde zum Schreckensruf. Jede Dienststelle, die es bei der Weitergabe an die Spitze ihrer Fernschreiben setzte, dokumentierte damit, dass sie sich von dem Inhalt distanzierte. Niemand erwartete mehr, dass ein solcher Befehl Sinn und Verstand hatte. Er wurde weitergegeben, weil Kriegsgericht oder Todesdrohung dahinter standen, oft direkt als letzte Befehlsziffer ausgesprochen.

Als General Halder ging und Zeissler Hitlers Generalstabschef wurde, überstürzten sich die «Führerbefehle». Gegen Ende des Krieges, im Januar 1945, wollte Hitler die Schuld für den drohenden Zusammen-

bruch seiner «persönlichen Führung» auf andere abwälzen und verkündete plötzlich, diese ominöse Bezeichnung sei von unteren Stellen missbraucht worden, um ihren Befehlen Nachdruck zu verleihen!

Das war geradezu lachhaft; denn mit solchem Missbrauch hätte sich jeder Vorgesetzte um seine Autorität gebracht! Es verhielt sich umgekehrt: Wenn ein Befehlshaber das «Führerbefehl» vor eine Anordnung setzte, dann hiess das: «Liebe Leute, da hat ‚Der Mann‘ wieder etwas befohlen! Es ist Unsinn, ich weiss das wie Ihr. Ich muss es trotzdem weitergeben – ich bin machtlos dagegen. Im Übrigen weiss ich, dass der Befehl unausführbar ist und auch wahrscheinlich nicht ausgeführt wird.»

Aber natürlich gab es «Idealisten» und auch Angsthasen, die «koste es, was es wolle» jedem «Führerbefehl» Geltung verschafften, zumal in der Luftwaffe. An ihrer Spitze stand Jeschonnek. Er hatte sich im Ostfeldzug zum eifrigsten «Ja-Sager» entwickelt. Hitler brauchte nur etwas anzudeuten, schon war ein neuer «Führerbefehl» fertig. Widerspruch gab es nicht. Der erste Gehilfe Jeschonneks, der Chef des Führungsstabes, General Hoffmann von Waldau, war die einzige standhafte Säule im «Grossen Generalstab», aber durchsetzen konnte er sich auch nicht. Im Frühjahr 1942 wurde er abgelöst. Sein Nachfolger, der fleissige General Meister, war kein Mann der Opposition oder der eigenen Meinung. General Kastner-Kirdorf, der Personalamtschef, ging fast noch weiter als Jeschonnek. Für ihn, den typischen «Hofgeneral», war jeder Ausruf, jedes Kopfschütteln, jedes Achselzucken Hitlers «*eine Verlautbarung der Allerhöchsten Willensmeinung des Führers.*»

Generäle und Feldmarschälle, die von der Ostfront mit der festen Absicht ins Hauptquartier reisten, Hitler die Meinung zu sagen, kamen wie die begossenen Pudel wieder. Manchmal waren sie gar nicht zu Worte gekommen. Hitler hatte sie mit einem Schwall von Vorwürfen überschüttet und ihnen ihr eigenes Sündenregister vorgehalten, so dass sie kleinlaut davongingen. Nur wenige trauten sich, aufrecht ihre Mei-

nung zu bekennen. Zu diesen gehörte u.a. der Feldmarschall Busch, Oberbefehlshaber der 16. Armee und später der Heeresgruppe Mitte. Offener sprachen sich die Herren des Heeres unter sich aus. War man z.B. am Tisch des Generaloberst Lindemann von der 18. Armee zu Gast, so war bei strenger Auffassung beinahe jedes Wort Hochverrat, sobald über die «höhere Führung» gesprochen wurde.

Noch deutlicher war General Hasse, einer der klarsten Köpfe des Heeres, Chef des Generalstabes der Heeresgruppe Nord. Er, seine Generalstabsoffiziere und überhaupt sein ganzer Stab, waren «Reaktionäre». Ihre Ablehnung Hitlers war unverhohlen. Nie war bei Hasse «Heil Hitler» zu hören. Wer ihn auf diese Weise begrüßte, konnte sicher sein, ein trockenes «Morgen!» zur Antwort zu bekommen. Die Unterlassung des Hitlergrusses wurde mehr und mehr das Erkennungszeichen der «Anti-Leute». Bei den leitenden Persönlichkeiten höherer Stäbe bürgerten sich wieder die alten Formen ein.

In der Generalität und im Generalstab der Luftwaffe wurde die oppositionelle Haltung nicht derart hervorgekehrt wie beim Heer. Hier gründete sie sich vor allem auf die Unzufriedenheit mit der Führung, dort ergab sie sich eher aus tieferen Gründen, aus inneren Gegensätzen. Wenn man die allgemeine Stimmung abwog, die beim Heer wesentlich negativer war, muss man berücksichtigen, wieviel mehr dieses zu leiden hatte, wieviel grösser seine Opfer waren, wieviel schwieriger und härter auch seine Lebensbedingungen und sein Kampf, wieviel höher also alle Belastungen im Vergleich zur Luftwaffe waren. In dieser bezogen sich Groll und Kritik hauptsächlich auf die hohen Stäbe und den Generalstab, das Personalamt, den Generalflugzeugmeister, den Generalquartiermeister, besonders aber auf die oberen Führungsstäbe.

Im August 1943 rief mich eines Morgens General Korten an. – Er müsse sofort den Dienst als Chef des Generalstabes übernehmen, da Jeschonnek «plötzlich verstorben» sei – angeblich an Magenbluten. Ich fragte nicht weiter, ich wusste auch so, was geschehen war. Die ganze Tragödie eines äusserlich glanzvollen militärischen Aufstiegs, hinter

dem sich der innere Zusammenbruch eines vor eine unlösbare Aufgabe gestellten Menschen verbarg – bis dahin unsichtbar für die Umwelt, in der quälenden Einsamkeit des Unverstandenen durchlitten – war im Augenblick enthüllt.

Jeschonneks Fehler waren gross und zahlreich gewesen. Seine Mitschuld am Krieg steht ausser Frage. Das Versagen der Heimatluftverteidigung im Sommer 1943 bot den äusseren Anlass zu dramatischen Auseinandersetzungen zwischen ihm, Göring und Hitler. General Galland, der nicht weniger Vorwürfe über seine Jäger zu hören bekam, riss sich nur seine Orden ab und warf sie Göring vor die Füsse. Jeschonnek ging in den Tod, als *die* beiden Männer sich gegen ihn wandten, die ihm die Luftwaffe immer wieder aus der Hand gerissen hatten, bevor er sie «fit» machen konnte. Jetzt warfen sie ihm seine Nachgiebigkeit, seine Bereitwilligkeit, mit der er alle Forderungen erfüllt hatte, vor. Sein «Ja-Sagen» war seine grösste Schuld. Sein freiwilliger Tod war sein erstes und letztes «Nein».

Korten war der einzige Mann, der als Nachfolger in Frage kam. Die Rolle, die er nun spielte, war von der Umwelt kaum zu verstehen. Er war klug. Er durchschaute die Leute an der Spitze. Er sah den Dingen auf den Grund und wusste, dass die Fahrt in den Abgrund führte. Sein grosser Irrtum war vielleicht ein Glaube, ihm könnte es bei Fortbestand des «Systems» noch gelingen, durch *seine* Art der Führung Volk und Reich zu retten.

Jedenfalls packte er zielbewusst die Reorganisation der Luftwaffe an. Er hielt Galland – obwohl derzeit persona ingratisissima. Er überwand die Krisis der Erschlaffung, die die ganze Luftwaffe durchmachte. Er richtete selbst Göring, den Gebrochenen und Verzweifelten, wieder auf. – Im Januar 1944 zählte er bei einem Besuch alles auf, was er getan hatte und noch plante und schloss dann strahlend: «Also kann in einem Jahr die Luftwaffe wieder stehen!» – und setzte, ernster werdend, hinzu: «Wenn wir bis dahin nicht den Krieg verloren haben!» – Wir brauchten

uns nur anzusehen, um uns zu verstehen. Er wollte es mit der Kraft seiner Persönlichkeit zwingen, nicht aus primitivem Ehrgeiz, sondern durchdrungen von seiner Aufgabe. Die nächste Stufe sollte für ihn die Stelle des «Chefs des Wehrmachtgeneralstabes» sein. Als solcher glaubte er die nötigen Vollmachten und Befugnisse zu haben, um sich auf *allen* Gebieten durchzusetzen. Um dies zu erreichen, brauchte er Hitler und Göring. Auch *er* hofierte sie – aber nicht kriecherisch, sondern auf eine ihm allein eigene Art, die offene und brutal geäußerte Kritik mit scheinbar unbedingter Gefolgstreue verband.

Korten wusste, dass letzte Offenheit ihn vor die Gewehrläufe eines SS-Pelotons bringen würde, solange er nicht überragende Macht besass. Wenn er eines Tages den Mut gefunden hätte, einen entschlossenen Schritt zu tun, war ihm eine starke Gefolgschaft sicher. Es wird ewiges Geheimnis bleiben, ob er glaubte, mit Hitler-Göring den Kurswechsel durchführen zu können oder ob er in der entscheidenden Stunde den Trennungsschnitt gewagt hätte.

Nichts beweist klarer das Unabänderliche des deutschen Schicksals, dass gerade Korten, der einzige, der das Zeug dazu hatte, eine grosse Wendung herbeizuführen, er, der Mann ohne Angehörige, ohne Frau und Kinder, der auf niemand Rücksicht zu nehmen brauchte, der alles wagen konnte, am 20. Juli 1944, hinter Hitler stehend, durch die Sprengladung Graf Stauffenbergs tödlich verbrannt wurde und als ein Unvollendeter starb!

XIII

DIE LETZTE RUNDE

Im Sommer 1943 hatte Hitler vor Beginn der letzten deutschen Angriffsschlacht auf russischem Boden, der Offensive bei Orel-Bjelgorod, die Befehlshaber und Kommandierenden Generäle versammelt, um ihnen seine Auffassung von der Lage auseinanderzusetzen. Ich war nicht hinzugezogen worden und so berichtete mir Korten nach seiner Rückkehr über den Inhalt der Besprechungen. Am bemerkenswertesten war das Folgende:

Hitler hatte erklärt, er habe sich entschlossen, von der Offensive zur strategischen Defensive überzugehen. Er sei zur Erkenntnis gelangt, dass im Laufe des Krieges allmählich die Defensivwaffen immer wirkungsvoller geworden und nunmehr den Angriffswaffen absolut überlegen seien. Daher müsse jeder Angreifer in Zukunft seinen Erfolg mit unvergleichlich viel höheren Opfern an Menschen und Material bezahlen als früher. Die Angriffskräfte verbrauchten sich jetzt rascher als die der Verteidigung. Wenn Deutschland jetzt seine frühere offensive Kriegführung fortsetze, werde es bei seiner Unterlegenheit an Menschen und Material *früher* ermatten als seine Gegner und den Krieg ebenso gewiss verlieren, wie es ihn gewinnen werde, wenn es sich künftig nur noch verteidige.

Der Kampf dürfte allerdings auf allen Kriegsschauplätzen erhebliche Belastungen und Krisen bringen. Der Luftkrieg werde sich verschärfen. Mit dem Ausfall der westdeutschen Rüstungsindustrie sei früher oder später zu rechnen. Es sei zwar durch umfangreiche Verlagerungen

der Produktionsstätten nach dem Osten vorgesorgt worden; die Kapazität der Industrie werde daher nicht absinken, sondern eher steigen; Voraussetzung aber sei, dass keine weiteren, grösseren räumlichen Einbusen in Russland einträten. Deutschland könne auf die besetzten Gebiete mit ihrer Produktion an Erzen, Kohle und Öl ebensowenig verzichten wie auf die Kornkammer der Ukraine. *Gingen diese Gebiete verloren, dann sei der Krieg nicht mehr zu gewinnen.*

Die bevorstehende Offensive von Orel diene nicht einem grösseren Raumgewinn. Sie solle zwar möglichst die Abkürzung eines Frontbogens bringen, um künftig Kräfte zu sparen. Ihr Hauptzweck aber sei, eine russische Armee zu vernichten, den Russen zu zwingen, seine für den Winter bereitgestellten Reserven und Angriffsarmeen schon jetzt in den Kampf zu werfen und ihm eine grosse Zermürbungsschlacht zu liefern, so dass er nicht imstande sei, seine Winteroffensive mit frischen Kräften zu beginnen. Der Sommer sei die günstigere Kampfzeit für die Deutschen, der Winter für die Russen. Liesse man diese jetzt in Ruhe, um alle Vorbereitungen zu treffen, so würden sie später mit doppelt überlegener Kraft über die deutsche Front herfallen.

Um das Heer durch die Luftwaffe wirkungsvoll unterstützen zu können, werde es notwendig sein, alle Kräfte in den Offensivraum zu verlegen. Für die Nordfront werde dies zur Folge haben, dass ausser schwachen Aufklärungskräften und einem Teil ihrer Störkampfflieger¹, also Kräften, die überhaupt keine nennenswerte Bedeutung besaßen, nur eine einzige Jagdstaffel für einen Frontabschnitt von annähernd 600 km Breite verbleiben werde. Diese «Kräfte», etwa analog der Gefechtsstärke einer Kompanie, sollten von einem Divisionkommando geführt werden!

Es war merkwürdig, dass ein so kluger Mann wie Korten nicht sofort den wüsten Unsinn der Hitlerschen Gedankengänge und ihren Mangel an Logik durchschaute. Aber weder ihm, noch einem der anderen hohen

¹ Behelfsmässige Verbände mit unbewaffneten, veralteten Schul- und Übungsflugzeugen, die bei Nacht durch Abwurf leichter Splitterbomben den Feind im Frontgebiet stören sollten.

Offiziere waren die inneren Widersprüche des Verlogenen und durch und durch Unwahrhaftigen der Darstellungen ihres Obersten Kriegsherrn sofort aufgefallen. Da diesem alle Möglichkeiten zur Offensive entschwunden waren, predigte er die Defensive und machte aus der Not eine Tugend! Alle waren der suggestiven Kraft des Demagogen erlegen! Sie teilten seine Überzeugung von der Wunderkraft der deutschen Abwehrwaffen wie die dümmsten Laien, obwohl seit Hannibals und Scipios Zeiten jedermann weiss, dass wohl einzelne Schlachten und Feldzüge durch allerlei operative Kunstgriffe und Überraschungen gewonnen werden können, dass aber über den Ausgang von Kriegen damit nicht entschieden wird. Daher konnte auch eine neue strategische Zielsetzung Hitlers, wie sie auch sein mochte, an dem gesetzmässigen Ausgang dieses Krieges ebenso wenig ändern wie eine Wunderwaffe, ein neues Kampfmittel oder dergleichen. Derartiges konnte allenfalls die Zahl der Kriegesopfer noch höher ansteigen lassen und die Dauer des blutigen Ringens beeinflussen, aber nicht die Niederlage Deutschlands aufhalten.

Im Übrigen war Hitler selbst bei dieser Besprechung keineswegs optimistisch gewesen. Er hatte sich bitter über den Geist der Zersetzung in den Reihen der Generalität und des höheren Offizierskorps, vor allem des Generalstabs beklagt. Er sprach zum ersten Mal offen über den Abfall der Generäle, die bei Stalingrad in Gefangenschaft geraten waren, über Offiziere, die sich, aus der Gefangenschaft freigelassen, als Agenten der Russen betätigt hatten und der politischen Verführung des Kommunismus erlegen waren. Er wurde sentimental und rief schliesslich aus: «Ich habe geglaubt, mich auf mein Offizierskorps voll verlassen zu können! Wenn der Krieg verloren ginge, wollte ich einige Tausend um mich versammeln und in ihrer Mitte, bis zuletzt fechtend, fallen. Ich war der Ansicht, dass meine Offiziere sich bis zum Letzten für mich opfern würden!» – Hier warf der Feldmarschall von Manstein dazwischen: «So ist es auch, mein Führer!» Hitler soll bei dieser Szene tief bewegt gewesen sein.

Als Kortens meiner sehr viel kühleren Skepsis in Bezug auf die Lage und Hitlers Pläne begegnete, wurde auch er wieder nüchterner in der Beurteilung des Kommenden. Er erinnerte sich unserer früheren Besprechungen in Wien und seiner damaligen Auffassungen über den Krieg mit Russland. Er räumte ein, dass die Aussichten nicht rosig seien und dass *«irgendetwas geschehen müsse»*. Nachdem er die Hoffnungslosigkeit der militärischen Lage nicht mehr bestritt, suchte er Halt im Glauben an eine politische Wendung. Ohne zu wissen und zu ahnen, wie sie aussehen könne, noch wer sie bringen sollte, war er überzeugt, dass sie mindestens die Vermeidung eines absoluten militärischen Zusammenbruchs zur Voraussetzung habe. Daher bleibe unsere Aufgabe, militärisch Widerstand zu leisten, um der Politik Chancen zu geben.

Die gerührte Versicherung der absoluten Ergebnisheit des Feldmarschalls von Manstein hatte Hitler auf die Dauer nicht zur Beruhigung genügt. Ausserdem forderten schon seit Langem massgebende Leute der Partei und der SS, aber auch der Wehrmacht, eine schärfere politische Führung der letzteren. Hierzu bedurfte es nach Ansicht dieser Persönlichkeiten der Bildung eines politischen Führungsstabes und politischer Funktionäre, deren Aufgabe sowohl die politische Überwachung der Kommandeure, wie die politische Erziehung der Offiziere und der Truppe sein sollte.

So entstand das Korps der «Nationalsozialistischen Führungsoffiziere», die nichts anderes waren als politische Kommissare nach dem früheren Vorbild der Politruks und Kommissare der Sowjets, welche die Rote Armee gerade abgeschafft hatte. Daneben organisierte man politische Lehrgänge für Generäle und Stabsoffiziere, in deren Verlauf anfangs regelmässig auch Hitler selbst einen mehrstündigen Vortrag übernahm.

Gleichzeitig wurde die Behandlung politischer Delikte durch die Kriegsgerichte ausserordentlich verschärft. Der Begriff der «Wehrkraftzersetzung» wurde auf alle angeblich defätistischen Äusserungen derart scharf angewandt, dass es kaum noch möglich war, ein kritisches Urteil auszusprechen oder überhaupt die militärische Lage zu erörtern. Frühere

Verdienste und hohe Auszeichnungen schützten nicht vor Verfolgung; im Gegenteil, Verdienst und Rang verpflichteten zu besonderer Zurückhaltung in allen negativen Äusserungen und zogen bei Verschulden besonders strenge Ahndung nach sich.

Das Unwesen der politischen Kommissare führte zwangsläufig vermehrt zur Gesinnungslumperei, Bespitzelung und Denunziation. Willkürlich aus dem Zusammenhang gerissene Äusserungen, briefliche Äusserungen, die in falsche Hände gerieten, Vertrauensmissbrauch, unvorsichtige Stimmungsäusserungen, fahrlässige Wiedergabe von Ansichten durch Freunde, Ehefrauen und Kinder, führten manchen Mann und Offizier vor das Gericht, ins Zuchthaus oder in den Tod. Diese Vergehen galten, auch wenn sie nicht das geringste mit Spionage zu tun hatten, für ebenso schimpflich und verwerflich wie Feigheit und militärischer Verrat. In allen schweren Fällen wurde daher die «Sippenhaftung» angewandt.

Unter derartigen Umständen vollzog sich nunmehr eine innere Zersetzung grössten Ausmasses. Jenes unbedingte Vertrauen, das die Grundlage eines inneren Zusammenhaltes der Truppe ist, ging verloren. Es war symptomatisch, dass sich das herrschende System unter dem Druck einer sich immer gefährlicher anspannenden Kriegslage bedroht fühlte und mit allen Mitteln verteidigte. Dabei traten die Gegensätze unter den führenden Persönlichkeiten immer mehr zu Tage.

Himmler hatte aus den wenigen Standarten seiner ehemaligen «*Verfügungstruppe*» allmählich eine Armee von *mehr als einer Million Soldaten* gebildet. In seiner Hand lag der Sicherheitsapparat des Staates. Überall hatte er Vertrauensmänner, die Angehörigen des Sicherheitsdienstes, die ihn über Stimmung, Haltung und Ansichten aller wichtigen Persönlichkeiten, einschliesslich des hohen Offizierskorps, unterrichteten. Die Truppen *Himmlers* waren *Hitlers* stärkster Rückhalt. Auch im Heer konnte er mit der Ergebenheit und unbedingten Hingabe Einzelner rechnen, nicht aber mit der der Gesamtheit.

Göring, von jeher im Gegensatz zu Himmler stehend und in Angst vor ihm, hatte Ende 1943 bereits fast jeden Einfluss verloren. Die Luftwaffe hatte ihre Rolle ausgespielt. Ihre Lage an der Ostfront im Sommer 1943, ihr Versagen in den besetzten Westgebieten und im Reich bewies, dass ihre Kraft erschöpft war. Die verzweifelten Anstrengungen zur Rettung der Armee Paulus in Stalingrad und der Armee Rommel in Afrika hatten zu einem derartigen Verschleiss des Fliegerausbildungswesens geführt, dass gerade noch notdürftig der Bedarf an Jagdfliegern gedeckt werden konnte.

Eine Reorganisation der Kampffliegertruppe, wie sie Korten anstrebte, setzte monatelange Ruhepausen voraus. Jeder wusste, dass wenige Einsätze die Truppe verbrauchen würden, ohne dass Ersatz zu beschaffen war. Als von Göring die Abgabe der ersten dreihunderttausend Mann Luftwaffe verlangt wurde, hatte er in der Sorge vor weiteren Machtverlusten bei Hitler die Genehmigung einer eigenen Luftwaffeninfanterie erwirkt. Die Massnahme erwies sich als Fehler. Die ausgebluteten Divisionen erhielten keinen Ersatz und mussten später doch dem Heer abgetreten werden. Nun versuchte Göring seinen Rückhalt zu verbessern, indem er die Formationen der Fallschirmjäger vermehrte. Trotzdem gelang es ihm nicht, mit Himmlers Fortschritten in der Bildung der SS-Armee Schritt zu halten.

Noch schädlicher erwies sich für Görings Stellung sein Prestigeverlust. Während starke feindliche Kampfverbände eine deutsche Stadt nach der andern in Trümmer legten, ohne dass es den Jägern oder der Flakartillerie gelang, auch nur ein einziges Mal die Angreifer abzuweisen, während auch die Verluste des Feindes durch Abschüsse nachliefen und sich die Ohnmacht und Schwäche der deutschen Luftabwehr offenbarte, sorgte eine rührige Parteipropaganda dafür, dass der Kampfruhm der Panzerdivisionen der Waffen-SS an den Fronten im Westen und Osten die früheren Leistungen von Heer und Luftwaffe vergessen liess. Görings Autorität ging verloren. Die ursprüngliche Sympathie, die

er in breiten Kreisen der Bevölkerung genossen hatte, verschwand; dagegen stieg die Autorität Himmlers trotz seiner allgemeinen Unbeliebtheit, trotz Hass und Furcht, weil ihm niemand seine Tatkraft abstreiten konnte. Die SS setzte sich in allen Funktionen des öffentlichen Lebens mühelos durch. Sie unterwarf sich zum Schluss auch die Heeresführung, plünderte die Luftwaffe materiell und personell aus und erzwang sich auch ohne Autorisation, überall wo sie wollte, durch die Drohung mit persönlicher Vernichtung Gehorsam der unteren und Nachgiebigkeit der höheren Stellen der Luftwaffe.

Der Zeitpunkt, zu dem das absolute Übergewicht der SS sich durchsetzte, Göring dagegen endgültig seine Rolle ausgespielt hatte und nur noch eine klägliche Figur, ohne Ansehen, ohne Vertrauen, ohne Achtung war, fällt zusammen mit der Katastrophe in Frankreich und dem Attentat auf Hitler.

Göring war im Herbst 1944 ein gebrochener Mann. Er war bescheiden geworden: «Wenn es uns gelingt, trotz der Einbussen, die wir in Ostpreussen und im Rheinland schon erlitten haben und an anderen Stellen vielleicht noch erleiden werden, den Gesamtbestand von Reich und Volk zu erhalten, *dann haben wir den Krieg gewonnen!*» Im September waren die Trümmer der Besatzungstruppen aus Frankreich ins Reich zurückgeströmt. Das schlechte Bild fliehender Armeen bot sich zum ersten Mal den entsetzten Blicken der deutschen Bevölkerung. So etwas hätte man nicht für möglich gehalten! Dabei vollzog sich dieser Rückzug noch unter günstigen Verhältnissen, was durch die Masse der mitgeführten Fahrzeuge und die relativ kleine Zahl der zurückbleibenden Gefangenen bewiesen ist. Die Rückzüge in Russland waren, was die Einbusse an Gerät, Waffen und Vermissten anbelangt, weit katastrophaler verlaufen. Drei Millionen Gewehre und 250'000 schwere Maschinengewehre, Zehntausende von Fahrzeugen, Geschützen, und Tausende von Panzern waren dort liegengeblieben. 300'000 Gefangene verlor allein die Heeresgruppe Mitte im Sommer 1944.

Die politische Wirkung der Hetzpropaganda der Partei, der es weniger um die Luftwaffe, als um den Sturz Görings ging, wurde bereits geschildert. Der Luftfahrtminister besass nicht mehr die Kraft, um sich und seine Truppe gegen die masslos übertriebenen Angriffe zu verteidigen. Er glaubte, sein Ansehen dadurch wiederherstellen zu können, dass er ein furchtbares Strafgericht gegen alle einleitete, die nach seiner Auffassung an dem Versagen der Luftwaffe schuld waren. Zu spät kam ihm die Erkenntnis, dass er sich selbst nicht freisprechen konnte. Die Sühne, die er sich auferlegte, beschränkte sich auf ziemlich sinnloses Jammern und die überflüssige Selbstanklage, früher nicht härter und strenger gewesen zu sein. Nach unten griff er scharf durch. Er liess alle Generäle und Generalstabsoffiziere der westlichen Luftgaue verhaften, hielt sie monatelang in Dunkelarrest und machte sie pauschal für alle Erscheinungen des Zusammenbruchs verantwortlich. Er konnte ihnen kaum präzise Vorwürfe machen oder Anschuldigungen erheben. Soweit es versucht wurde, gelang es den Offizieren meist ohne grosse Mühe, sich zu rechtfertigen. Göring wandte daher ein neuartiges Rechtsprinzip an: *Er verfügte, die Offiziere seien solange als schuldig und verantwortlich zu betrachten, als sie nicht selbst den Nachweis erbrächten, dass sie in allen Fällen richtig gehandelt hatten.*

Er verzichtete also auf die übliche Form der Anklageerhebung nach der Strafprozessordnung, nahm die Schuldfeststellung vorweg und überliess es der Verteidigung, sich um die Rechtfertigung der Verhafteten zu bemühen. Allgemein fiel auf, dass Feldmarschall Sperrle sich nicht unter den Verhafteten befand. Man hatte sich mit seiner Dienstenthebung begnügt. Im Übrigen war Sperrle anständig genug, seine Generäle dadurch zu decken, dass er sich mit ihren Massnahmen einverstanden erklärte und diese auf seine eigenen Befehle zurückführte. Er bot sich für die Einbeziehung in das Untersuchungsverfahren an. Göring verzichtete aber, wahrscheinlich weil er mit Recht annehmen konnte, dass Sperrle als Angeklagter sehr peinliche und für ihn belastende Aussagen gemacht hätte. So hielt er sich an die Schuldigen zweiten und dritten Ranges.

Er räumte indirekt ein, dass die höchste Führung versagt habe und dass sie auch in Zukunft versagen würde. Aber: «Da soll mir nun niemand kommen und sich auf Befehle von ‚oben‘ berufen oder darauf, dass er keinen Befehl gehabt habe! Nur nach dem Erfolg werde ich in jedem Einzelfall prüfen, ob ein Befehlshaber schuldig ist oder nicht!»

Jemand fragte Generaloberst Stumpff, den Oberbefehlshaber der Luftflotte Reich, wie man sich denn nun verhalten solle. Stumpff antwortete müde und resigniert: «Machen Sie es wie Sie wollen, so oder so, erschossen werden Sie auf jeden Fall!»

General Putzier befand sich in dem Dilemma, zwischen fünf sich widersprechenden Befehlen einen zur Ausführung aussuchen zu müssen. Auf den Rat des Generalquartiermeisters von Criegern wählte er einen, den beide leidlich vernünftig fanden. Aber sie hatten Pech: Göring war nicht einverstanden. Ohne zu wissen, welche Verwirrung bereits angeichtet war, witterte er Ungehorsam und befahl den «unbotmässigen General» zu sich: «General, Sie verweigern mir Gehorsam? Ich muss wohl noch mehr Generäle erschiessen lassen?» Putzier behielt trotz dieser massiven Drohung seine mecklenburgische Ruhe. Es gelang ihm, Göring klar zu machen, worauf sein Irrtum zurückzuführen war. Die tatsächlich schon beschlossene Exekution erfolgte nicht. Putzier durfte wieder abreisen, wurde allerdings sofort verabschiedet. In seiner Einfalt hatte er erwartet, dass Göring sich noch entschuldigen werde!

Nach wochen-, zum Teil monatelangen Untersuchungen wurde das Verfahren gegen die Mehrzahl der Verhafteten eingestellt. Sie wurden aus dem Dienst entlassen. Immerhin umfasste die Liste der wegen ihres Verhaltens auf den Rückzügen erschossenen, degradierten und mit Zuchthaus oder Gefängnis bestrafte Generäle und sonstigen Offiziere noch 36 Schreibmaschinenseiten. Göring hatte sich von Hitler die Ermächtigung geben lassen, als Sondergerichtsherr selbst die Bestätigungen der Urteile vornehmen zu können. Unter den Erschossenen befand sich ein Kommandierender General.

Nicht die Tatsache, dass Offiziere zur Rechenschaft gezogen und bei Verschulden verurteilt wurden, sondern die Gesinnung, aus der es geschah, mit der auch offensichtlich Unschuldige verfolgt wurden, die Rechtsbeugung, deren sich Göring durch seine Eingriffe in die Verfahren schuldig machte, die perfide und brutale Art der Behandlung verdienter Offiziere, dazu die Ablehnung seiner eigenen Verantwortung als Hauptschuldiger, raubte ihm den letzten Rest von Achtung.

Während der hoffnungslosen verzweifelten Anstrengungen, im Winter 1944/45 die Luftverteidigung des Reiches und ihre Bodenorganisation aufzubauen, überstürzten sich die Befehle des OKL. Zu den schon erwähnten «Führerbefehlen» traten nun auch noch die «Reichsmarschallbefehle». Vielfach in einem unvornehmen Ton, unklar oder widerspruchsvoll, waren sie fast sämtlich mit der Androhung von Kriegsgericht und Erschiessung für den Fall versehen, dass die Ausführung zu wünschen übrig liess. Fast durchweg waren es sogenannte «Deckungsbefehle», die gegeben wurden, um dem Höheren zu beweisen, dass man alles Nötige in seinem Sinne befohlen hatte. Als nun in Deutschland für den Fall des weiteren Vordringens der Gegner die Verteidigung neu organisiert wurde, liess Göring im ganzen Reichsgebiet an allen Flugplätzen Stützpunkte anlegen, Panzersperren vorbereiten, Alarmeinheiten organisieren und sonstige sinn- und zwecklose Massnahmen durchführen, während die Bodentruppen der Luftwaffe fast sämtliche Waffen, die nicht in der Luftabwehr eingesetzt waren, schon längst an das Heer abgegeben hatten. Diesem war es völlig gleichgültig, was die Luftwaffe auf ihren Flugplätzen, 50 und mehr Kilometer hinter der Kampffront, für «örtliche Verteidigung» tat. Es verlangte Aufklärer, Jagdflieger und Bomber, um den Feind anzugreifen. Dazu Menschen, Menschen und nochmals Menschen für die Infanterie. Göring aber glaubte, durch ein System befestigter Flugplätze dem Heer für seinen Kampf an der Front einen Rückhalt zu geben und mit den Resten der Bodentruppen eine Rolle in der Reichsverteidigung spielen zu können. Damit hoffte er, den

durch den Rückzug aus Frankreich bewirkten Prestigeverlust wieder aufholen zu können.

Im Herbst 1944 erklärte Göring, er wolle die Luftwaffe zerschlagen und eine neue aufbauen. Was sollte das heissen? *Die Luftwaffe war bereits zerschlagen.*

Den ersten Schlag, von dem sie sich nicht wieder erholte, hatte sie im Spätsommer 1940 im Kampf gegen England erhalten. Es folgte der Winterkrieg gegen England 1940/41, in dem sie langsam weiter ausblutete. Dann kamen die Anstrengungen des Sommerund Herbstfeldzuges in Russland, der sie bis zum Beginn des Winters auf etwa 10% ihrer ursprünglichen Kraft reduzierte. Die Überanstrengungen und Verluste während des Winters 1941/42 verhinderten ein Wiedererstarken. Gleichzeitig erlitt das Fliegerschulwesen durch die Dezimierung der Transportgeschwader schwerste Einbussen und sank auf 30-40% seiner Kapazität ab. Monatelang wurde die Flugzeugführerausbildung zugunsten des Frontbedarfs völlig eingestellt.

Als Korten an die Spitze des Generalstabes trat, war die deutsche Kampffliegertruppe erledigt. Er wollte sie bis zum Frühjahr 1944 reorganisieren, um dann in schonenden Einsätzen erneut die operative Luftkriegführung aufnehmen zu können. Daneben sollte nach englischem Muster eine Tactical Air Force aus Schlachtfliegern und Jägern entstehen. Ihre Ausrüstung sollte weitgehend mit Turboflugzeugen erfolgen. Die Vergeltungsangriffe auf London verbrauchten aber den Rest der Kampfverbände. Rohstoffmangel zwang zur Verschrottung der noch vorhandenen älteren Kampfflugzeuge. Die Stäbe mehrerer Luftflotten, Fliegerkorps und Divisionen wurden aufgelöst.

In der Heimatluftverteidigung war der grosse Rückschlag im Sommer und Herbst 1943 erfolgt. Die Ohnmacht gegenüber den britischen Nachtangriffen löste verzweifelte Behelfsmassnahmen aus. Tagjäger wurden von heute auf morgen in der Nachtjagd eingesetzt. An die Stelle der Raumjagd mit elektrischer Führung und Ortung trat die Nachtjagd über dem Objekt, d.h. dem feindlichen Angriffsziel, ohne irgendwelche

technischen Hilfsmittel. Man überliess es dem Zufall, ob der Jäger den feindlichen Bomber fand. Treffenderweise wurde diese Taktik «Wilde Sau» genannt.

Stärke und Leistung der Jagdverbände gingen rapid zurück. Schon im Frühjahr 1944 zeigte sich in Italien eine erdrückende Überlegenheit der britischen Jäger und ihrer Verbündeten. In grösstem Masstab wiederholte sich diese Lage während der Invasion. Die deutschen Jagdflieger verschwanden vom Himmel. Als die Fronten sich den Reichsgrenzen näherten, wurde die deutsche Bevölkerung Zeuge der feindlichen Überlegenheit und der Ohnmacht der deutschen Abwehr. Während überall britische und amerikanische Jagdbomber den Strassen- und Eisenbahnverkehr bei Tag völlig unterbanden, während Kampfgeschwader mit Hunderten von Flugzeugen ungestört wie zur Parade über Deutschland flogen, hielt die Bevölkerung vergeblich Ausschau nach deutschen Jägern. Diese hatten sich auf kleinen Feldflugplätzen verkrochen und bemühten sich vergebens, ihre Verbände zu ordnen. Ein einziger Einsatz zerschlug sie wieder und legte sie für Wochen lahm.

Etwas günstiger hatte die Nachtjagd abgeschnitten. Sie litt zwar stark unter Störungen durch Funkabwehr, war aber erfolgreich genug, um auf die britische Taktik der Nachtangriffe wenigstens dämpfend zu wirken. Die Tagesangriffe der Amerikaner, unter starkem Jagdschutz geflogen, erwiesen sich jedoch als hinreichend ergiebig. In ihnen wirkte sich die Überlegenheit der Westmächte vernichtend aus.

Die Ausrüstung der übriggebliebenen Kampfverbände mit Turbo-Flugzeugen schritt nur langsam vorwärts. Das Tempo war derart unzulänglich, dass mit einer Einwirkung auf den Kriegsverlauf nicht mehr zu rechnen war. Ausserdem herrschte grosser Mangel an geeigneten Plätzen.

Die Flakartillerie wie die Luftnachrichtentruppe und die Bodenorganisation hatten bis zum Herbst 1944 schon etwa 800'000 Mann für die Bildung von Feldtruppenteilen der Luftwaffe und Alarmeinheiten, für die Fallschirmarmee sowie für das Heer und die Waffen-SS abgeben

müssen. Die Flakartillerie der Heimatluftverteidigung bestand nur noch zu 15% aus Soldaten, meist älterer Jahrgänge. Und doch genügten diese personellen Abgaben dem Heer noch nicht. Der Krieg verschlang die Menschen. Die fortlaufende Erhöhung der Zahl der Vermissten, die gefangen genommen wurden oder übergelaufen waren, zwang zu radikalen Massnahmen, um die Lücken im Heer zu stopfen. Aber nicht nur an Menschen fehlte es. Auf den Rückzügen waren so ungeheure Materialmengen verloren gegangen, dass selbst eine intakte Industrie nicht imstande gewesen wäre, innerhalb eines Jahres auch nur ein Drittel davon zu ersetzen.

Im Osten war das Bild nicht besser. Schon im Herbst 1943 errangen die Russen an 80% aller Fronten die absolute Überlegenheit. *Im Nordabschnitt brachten sie es zwischen Ilmen- und Ladogasee im August 1943 an einem einzigen Tage auf 1'400 Einsätze von Jägern und Schlachtfliegern, denen 10 deutsche Jagdeinsätze entgegenstanden!* Nur an wenigen Schwerpunkten der langen Fronten gelang es den Deutschen, unter Aufbietung der letzten Kraft, das Gleichgewicht zu halten. Beim Kampf um Ostpreussen zählte man im Sommer 1944 3-4'000 russische Einsätze pro Tag.

Konnte man da überhaupt noch von einer deutschen Luftwaffe sprechen? Und doch wagte es Göring unter diesen Umständen, vor seine Generäle zu treten und die törichte Redensart auszusprechen, dass *er* die Luftwaffe zerschlagen wolle! Sie war, weiss Gott, so zerschlagen, dass er sich nicht mehr zu bemühen brauchte. Jahrelange Führungsfehler, Missgriffe schon in der Planung und im Aufbau, Übertreibungen in der Organisation, verständnisloser Einsatz, hatten ihre Kraft seit Langem verbraucht, als sie zum Entscheidungskampf gegen ihre starken Gegner antreten sollte. *Diese hatten, dank ihrer technischen und zahlenmässigen Überlegenheit, dank Ihrer hervorragenden Ausbildung und Ausrüstung und einer zielbewussten, logischen Führung den Luftkrieg gewonnen.*

Sie konnten sich auf Grund ihrer absoluten Luftherrschaft über Deutschland fast so ungefährdet bewegen wie über eigenem Gebiet.

Nur an wenigen Orten stiessen ihre Kampfgeschwader noch auf eine nennenswerte Flakabwehr, nur vereinzelt traten ihnen schwache Jagdverbände entgegen, die sie unter dem Schutz ihrer überlegenen Jagdkräfte ignorieren konnten.

Göring glaubte, er könne durch eine Art «Parteiliegerei», durch politisch fanatisierte Flugzeugführer, durch die Beseitigung der älteren Offiziere und durch die Festigung des Einflusses der politischen Kommissare einen Wandel herbeiführen. *Niemand nahm ihn ernst, und doch war auch jetzt noch niemand imstande, sich offen gegen seine Führung aufzulehnen!* Die Tätigkeit der Luftgaukommandos erschöpfte sich darin, Ordnung und Disziplin aufrecht zu erhalten, für die Truppe zu sorgen, ihre Ernährung, Unterkunft und Bekleidung sicherzustellen und durch zweckmässige Massnahmen unnötigen Menschenverlusten vorzubeugen. Darüber hinaus boten sich im Reichsgebiet viele Gelegenheiten, der Bevölkerung im Ganzen oder Einzelnen Hilfe zu leisten, die durch Bombenangriffe, Evakuierungen beim feindlichen Vormarsch oder durch Zerstörung der Verkehrsmittel in Not geraten war.

Die schwere Flak hatte kaum noch Granaten. Die leichte war ebenso unbeweglich geworden wie die schwere, so dass jede Rückzugsbewegung zum Verlust der Waffen führte. Die Luftverteidigung hörte auf. Feuerverbote wegen Munitionsmangels mehrten sich. Der Feind flog ungestört über das Land.

Es erübrigt sich, das Bild einer vollendeten Katastrophe zu schildern. Die Selbstauflösung der Wehrmacht vollzog sich in einem wahnsinnigen Tempo. Die letzten Wochen vor der Kapitulation boten überall das gleiche Bild, nur mit verschiedenen Abstufungen nach Zeit und Intensität. *Das Ende war – hier früher, dort später – die Selbstaufgabe, die Waffentreckung.* Ehe sie formell unterzeichnet wurde, war Göring noch seiner Stellung enthoben und Generalfeldmarschall Ritter von Greim zu seinem Nachfolger ernannt worden. *Eine Geste, die nur noch den Schlusspunkt unter eine logische Entwicklung setzte.* Von der Luftwaffe war schon seit Wochen nicht mehr die Rede. Ihre Soldaten trieben, ohne Zusammen-

hang miteinander, ohne Lenkung von oben, in dem Wirbel der Ereignisse dem Absturz in das allgemeine Chaos entgegen.

Das Spiel war aus! Die Karten lagen auf dem Tisch. Die wenigen Trümpfe waren von dem Spieler zu früh gezogen worden, jetzt lagen die Nieten auf! Lange hatte der Bluff gewirkt, solange, bis die stärkeren Partner sich ihrer Überlegenheit bewusst wurden, den Gegner in die Enge trieben und entlarvten.

Was war von allen Absichten und Plänen übriggeblieben, was hatte die deutsche Luftwaffe an wirklichen Erfolgen zu buchen? *Das Heer* hatte die Länder Europas erobert und besetzt, *das Heer* hatte die grossen Schlachten geschlagen und Sieg an Sieg geflochten, solange es überlegen war. Es hatte unter grössten Opfern seinen Besitz gehalten und seinen Gegnern schwerste Verluste zugefügt, bis es Schritt um Schritt zurückgeworfen wurde. Die Luftwaffe konnte sich nur darauf berufen, dem Heer an einigen Punkten bei der Durchführung seiner Aufgaben geholfen zu haben. Eine selbständige Entscheidung hatte sie nirgends errungen. Bei dem einzigen, selbständigen Unternehmen, der Eroberung Kretas, hatte sie ihren Erfolg der Hilfe des Heeres, der 5. Gebirgsdivision, zu verdanken. *Alle ihre selbständigen, operativen Unternehmungen aber endeten mit einem Misserfolg.* Weder die Vernichtung der britischen Flotte, noch die der russischen glückte. Die Luftblockade von Dünkirchen misslang. Der Blockadeversuch britischer Häfen durch den Luftminenkrieg endete ergebnislos. Bei dem Versuch, die britische Luftverteidigung niederzukämpfen, unterlag die Luftwaffe. Weder im Kampf gegen die britische Kriegsindustrie, noch in der Abdrosselung der englischen Versorgung hatte sie Erfolg. Die Schlacht im Atlantik hat sie verloren. Vor den Versorgungsaufgaben in Stalingrad und Nordafrika versagte sie. Die britisch-amerikanische Luftoffensive konnte sie nicht abwehren; sie wurde selbst zu Boden geworfen. Weder in Italien, noch in Frankreich, noch später im Reichsgebiet vermochte sie die Zerschlagung der Verkehrsmittel durch die feindlichen Jagdbomber zu verhindern. *Alles in allem eine ununterbrochene Serie von Misserfolgen und Niederla-*

gen, die man während des Krieges propagandistisch bemäntelte, um den Bluff nicht zu verraten, um Göring zu decken, Hitlers unberechtigtes Vertrauen nicht als Dummheit zu entlarven, die ungeheuren Geldaufwendungen seit 1934 zu motivieren und die blutigen Opfer zu rechtfertigen. Welch eine Unsumme von Anstrengungen aller Art waren seit 1933 unternommen worden, um dieses entscheidende Machtinstrument zu schaffen, wie viele politische und militärische Pläne und Hoffnungen hatten sich darauf gestützt!

Nur die ungeheure Not als Folge des verlorenen Krieges hält die Menschen in Deutschland einstweilen davon ab, sich mit diesen Fragen und der unheilvollen Rolle zu befassen, welche der bald joviale, bald brutale, gern witzige und lange Zeit beliebte «Schöpfer» der Luftwaffe für Deutschlands Schicksal gespielt hat. Die düstere, dämonische Gestalt seines Herrn und Meisters hat die Aufmerksamkeit von ihm abgelenkt und lässt viele vergessen, dass *er* jenem die Karten gemischt und die Trümpfe zugesteckt hatte, mit denen dann das grosse Spiel gewagt wurde.

Der Krieg hatte eines bewiesen: Die Richtigkeit der Überlegungen der grossen Theoretiker, unter ihnen auch Wever, welche die Lehre von der kriegsentscheidenden Wirkung der modernen Luftstreitkräfte verfochten hatten. *Hitler* und *Göring* hatten sich diese Theorien zu eigen gemacht. *Darin* lag nicht ihr Fehler, sondern in der Art und Weise, wie sie die Luftwaffe aufbauten, aufblähten, sie politisch und später strategisch und taktisch einsetzten. Folgende *grundlegende Fehler* waren begangen worden:

1. Das *Aufbauprogramm* hatte sich über normale Zeitbedürfnisse hinweggesetzt. Die Erzwingung kurzfristiger Leistungen im Ausbau der Bodenorganisation, in der Technik und in der Ausbildung führte Scheinerfolge herbei. Das Fundament wurde schnell, aber unsolid gebaut.
2. Das *äussere Bild der Luftwaffe* konnte die Uneingeweihten und Nichtfachleute täuschen. Mit dieser Täuschung wurde gerechnet und demgemäss politisch operiert. *Darin* lag der Bluff. Er war so

- lange wirkungsvoll, als nicht ein politischer Gegner die Demaskierung erzwang und es darauf ankommen liess, sich zu schlagen.
3. Auf Grund der *Spanienerfahrungen* waren die taktischen Möglichkeiten der Luftwaffe überschätzt worden. Man hatte ausser Acht gelassen, dass in Spanien eine deutsche Auslese gegen einen unterlegenen Gegner kämpfte. Das Versuchsfeld in Spanien war zu eng, um die Nachschubprobleme zu erproben. An ihnen scheiterte später die Luftwaffe ebenso wie an der unzulänglichen Waffenwirkung.
 4. *Alle Gegner* waren gleichmässig *unterschätzt*, die Kapazität der deutschen Industrie dagegen überschätzt worden. Die Beurteilung der eigenen Waffenwirkung stützte sich auf exzeptionelle oder übertrieben dargestellte deutsche Einzelerfolge, die Beurteilung der Waffenwirkung der Gegner auf deutsche Misserfolge.
 5. Alle *technischen Zukunftshoffnungen* wurden als realisierbar unterstellt, ohne genügend mit der entsprechenden Weiterentwicklung der Gegner zu rechnen. Der Zeitbedarf für die Entwicklung und Erprobung neuer Muster wurde stets unterschätzt.
 6. Die *Einstellung der Forschungsarbeit* auf dem Gebiet der *Hochfrequenztechnik* führte die absolute technisch-taktische Überlegenheit der Engländer und Amerikaner gegenüber der deutschen Abwehr herbei.
 7. *Mangel an Frontpraxis* der führenden Persönlichkeiten und ihrer Gehilfen verursachte falsche Beurteilung der Einsatzstärken und der Möglichkeiten zu ihrer Aufrechterhaltung, unsachgemässen Kräfteverbrauch ohne Erfolg, falsche Taktik und irriige operative Anschauungen.
 8. *Nervosität und Angst* in Krisenlagen führten zu panikartigen Entschlüssen auf Kosten der Substanz, ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse der Ausbildung und die Nachschublage (Djemjansk-

Stalingrad-Nordafrika). Prestige Gründe gewannen das Übergewicht über taktische und operative Notwendigkeiten.

9. *Falsche Personalpolitik* begünstigte bestimmte Personenkreise ohne Rücksicht auf Können und Eignung. Das politische Moment war vielfach wirksamer als das militärische, politische Gesinnung massgeblicher als Charakter und Können.

Man könnte diese Liste grundlegender Fehler verlängern und Bände mit Beschreibungen von Einzelhandlungen füllen, die falsch waren und verhängnisvoll wirkten.

Die *Niederlage der Luftwaffe und die Niederlage Deutschlands* wurden dadurch besiegelt, dass die Westmächte die richtigen Prinzipien der Führung von Luftstreitkräften anwandten und die Fehler der deutschen Führung vermieden. Die Russen haben ihre eigene Taktik verfolgt. Sie haben nach einigen missglückten Versuchen auf operative Luftkriegführung verzichtet. Sie lag ihnen nicht. Der Krieg im Osten hätte auch ohne russische Luftstreitkräfte den gleichen Verlauf genommen. *Im Westen dagegen haben die Luftflotten der Amerikaner und Briten kriegsentscheidend gewirkt und den Sieg ihrer Heere vorbereitet.*

Den Phantasten und Dilettanten der deutschen höchsten Führung standen nüchterne und kühle Rechner gegenüber. Rolle und Weg der deutschen Luftwaffe spiegeln im Kleinen das Schicksal des ganzen deutschen Volkes wider: *Falsch erzogen, über sich selbst getäuscht, hochgepeitscht, überfordert und schliesslich zusammenbrechend.*

AUSBLICK

Wo steht nun Deutschland, wo stehen seine Soldaten, und was werden sie tun? Werden sie auf der Seite der Gestrigen bleiben, die sich bemühen, immer wieder ameisenhaft das eben Zerstörte auf die gleiche Art aufzubauen? Oder haben sie aus der Vergangenheit gelernt, werden sie die Folgerungen ziehen?

Es ist nicht meine Aufgabe, in diesem Buch die politischen Möglichkeiten und Notwendigkeiten zu erörtern, die sich für Deutschland mit der Wiederkehr der Ordnung in Europa ergeben. Eines aber ist sicher: *Weder Form noch Ziele des Staates der Deutschen dürfen in Zukunft wieder zum Alpdruck für die Welt werden.*

Die Idee der Freiheit hat gesiegt! Für die Deutschen – seit Generationen in falscher Betrachtung ihrer Geschichte erzogen und politisch in falscher Richtung geführt – bedarf es nicht weniger als für die übrige Welt einer wirklichen, *inneren* Freiheit. Dazu ist ein Wandel nötig, der nicht von heute auf morgen erzwungen werden kann, der aber zu erringen ist. Wir Soldaten, jahrelang verurteilt zu zerstören, haben in die vordersten Reihen zu treten, um wieder aufzubauen.

Die Gegenwart muss gelebt und ertragen werden. Es gilt, den Blick loszureissen von dem eigenen, persönlichen Schicksal und ihn mutig und entschlossen vorwärts zu richten in die Zukunft, der wir als Volk entgegengehen.

Jedes Opfer ist zu bringen, um einer Wiederholung der gleichen Irrtümer und der gleichen Leiden vorzubeugen. Wir haben alle Kraft daran

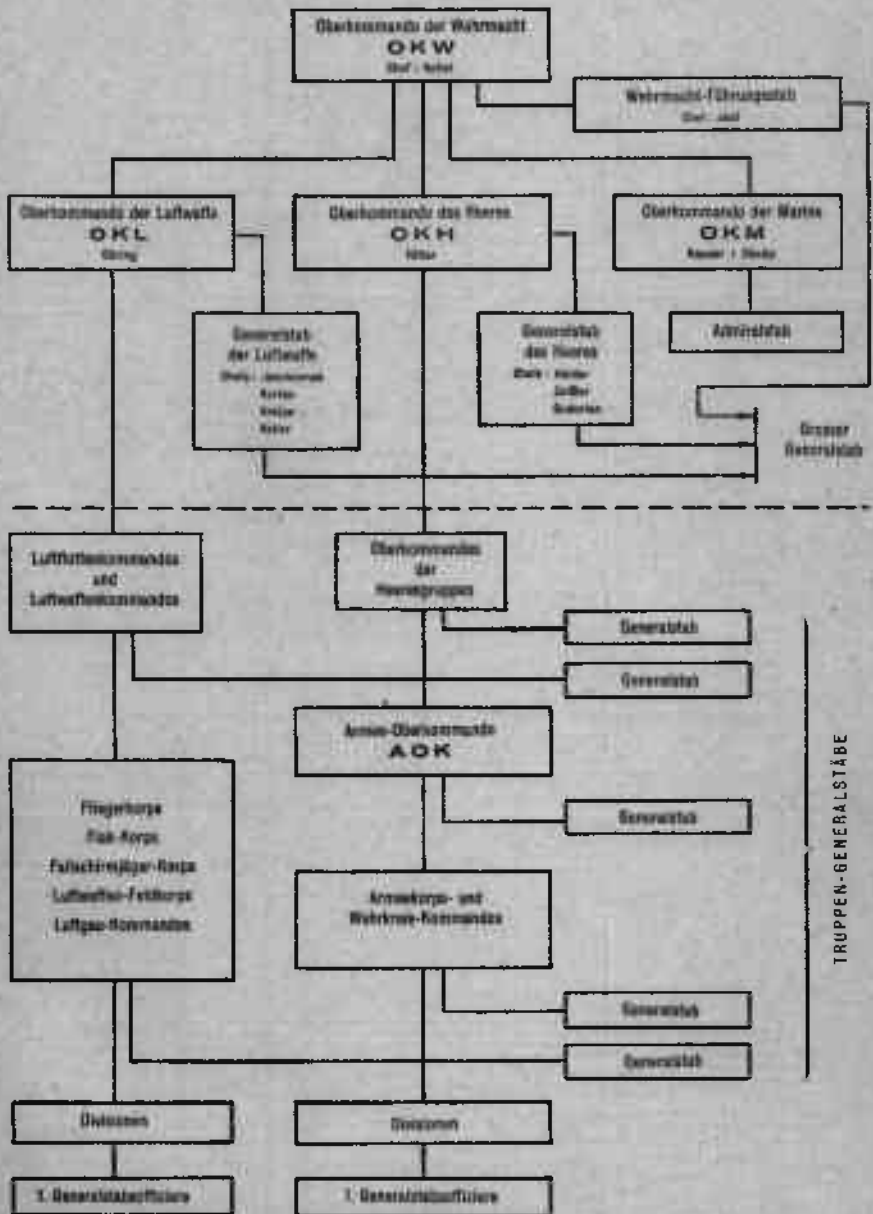
zu setzen, um gut zu machen, was verdorben wurde. Die äusserliche Leistung genügt nicht allein. Wir müssen die Denkfehler von vier bis fünf Generationen abstreifen und uns aus den Fesseln einer anerzogenen, falschen Geistesrichtung befreien. Jeder Vernünftige und sittlich Höherstehende wird dazu beitragen, dass nicht durch Duldung unerträglicher Zustände wieder eine giftige Ideologie aufkommt, die ihre gefährlichen Keime im Volkskörper ausbreitet und früher oder später erneut zum Ausbruch tollwutartiger politischer Krankheit führt. Hassucht und Vergeltungsdrang sind unedel und politisch unproduktiv. Wir wollen uns von ihnen fernhalten und lieber Mitgefühl und Hilfsbereitschaft bezeigen.

Vor allem wollen wir Deutsche uns hüten, dort wo uns Hochmut begegnet, mit dem Hochmut der Besiegten zu antworten. Aber in der Tatsache, dass wir nicht nur unsere Freiheit in jeglicher Hinsicht, nein, *alles* verloren haben, wofür Menschen leben und Mühsal leiden – Heimat und Besitz, Familie und Freunde – liegt die *grosse Lehre* für *unser* Leben und die, die nach uns kommen! Gerade in der Schicksalsstrafe, die wir als Einzelmenschen und als Volk zu tragen haben, kann eine Gnade ruhen, die richtig begriffen, uns einen Vorsprung gibt auf dem Wege zur Erneuerung und Entwicklung, nach der zu streben unsere Pflicht ist.

ENDE

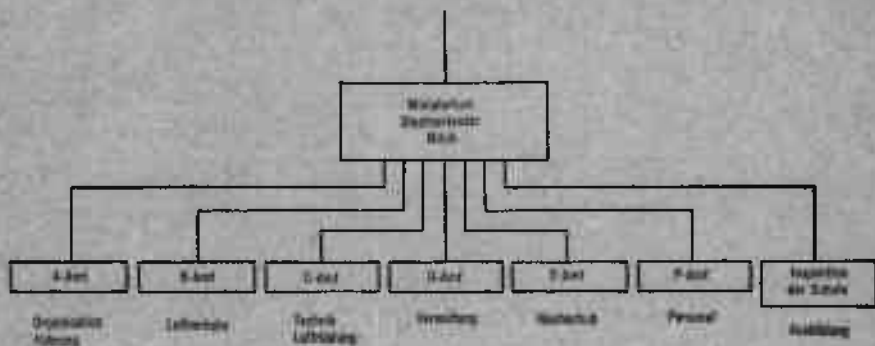
Gliederung der Oberkommandos und ihrer Generalstäbe

Hitler
Oberster Befehlshaber der Wehrmacht



Spitzengliederung der Luftwaffe 1934

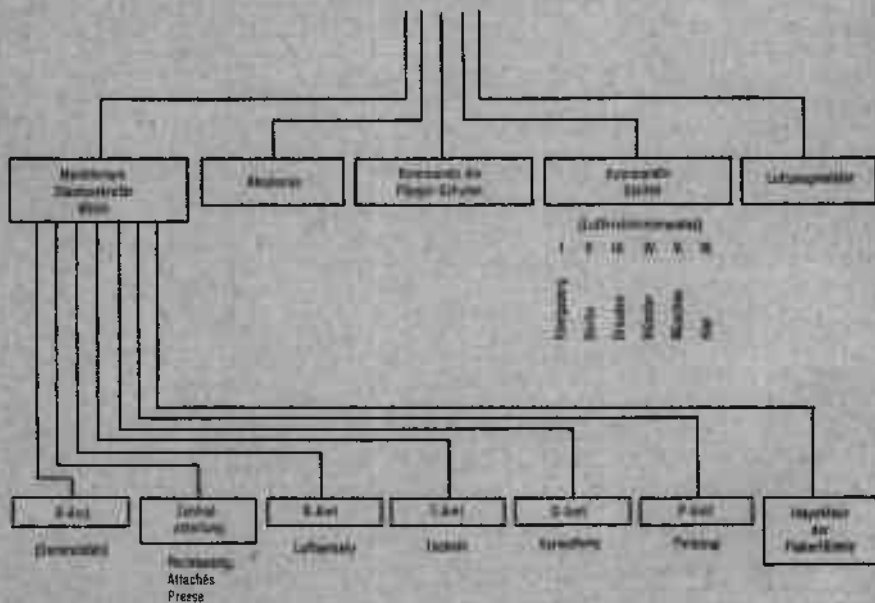
Göring

Oberbefehlshaber der Luftwaffe
und Reichsminister der Luftfahrt

b

Gliederung der Luftwaffe 1935

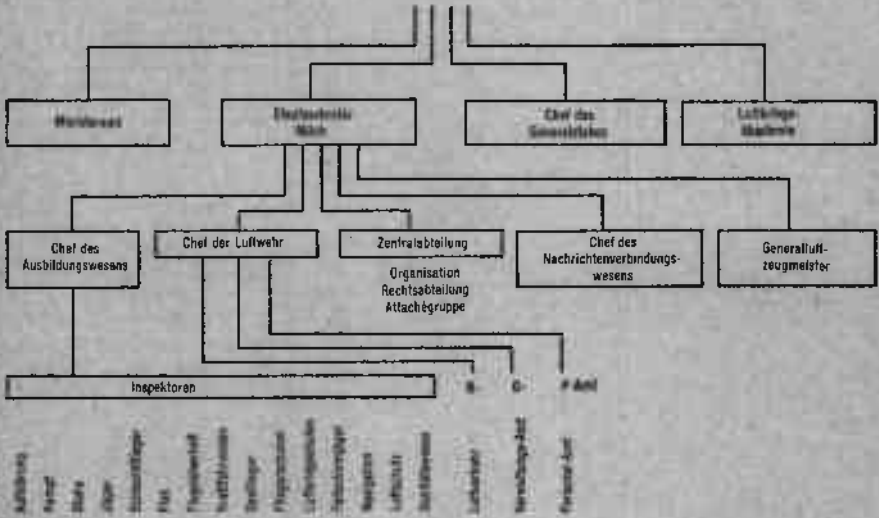
Göring

Oberbefehlshaber der Luftwaffe
und Reichsminister der Luftfahrt

a

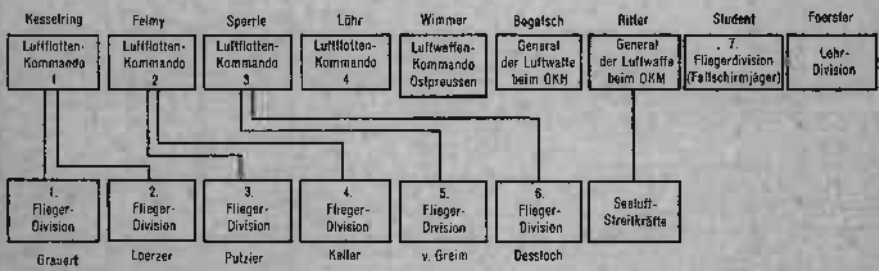
Gliederung der Luftwaffe 1939

Göring



b

Kommandostellen der Luftwaffe



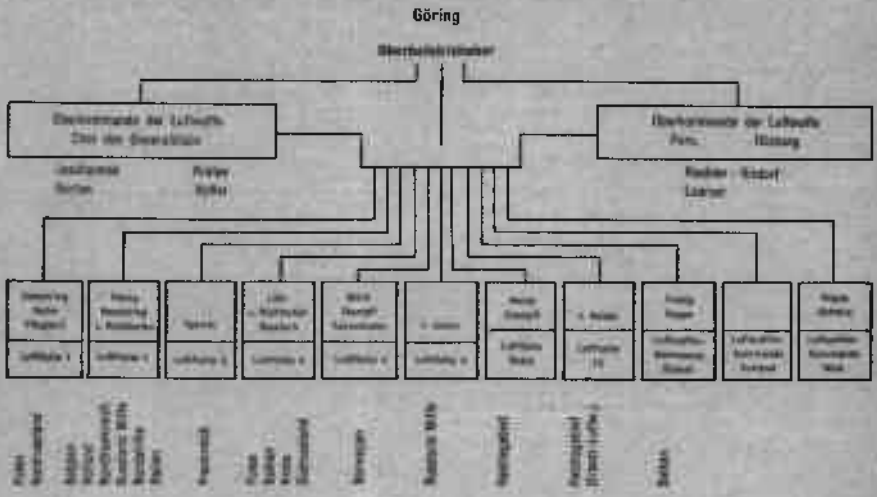
c

Territoriale Dienststellen der Luftwaffe

(Luftgaukommandos)



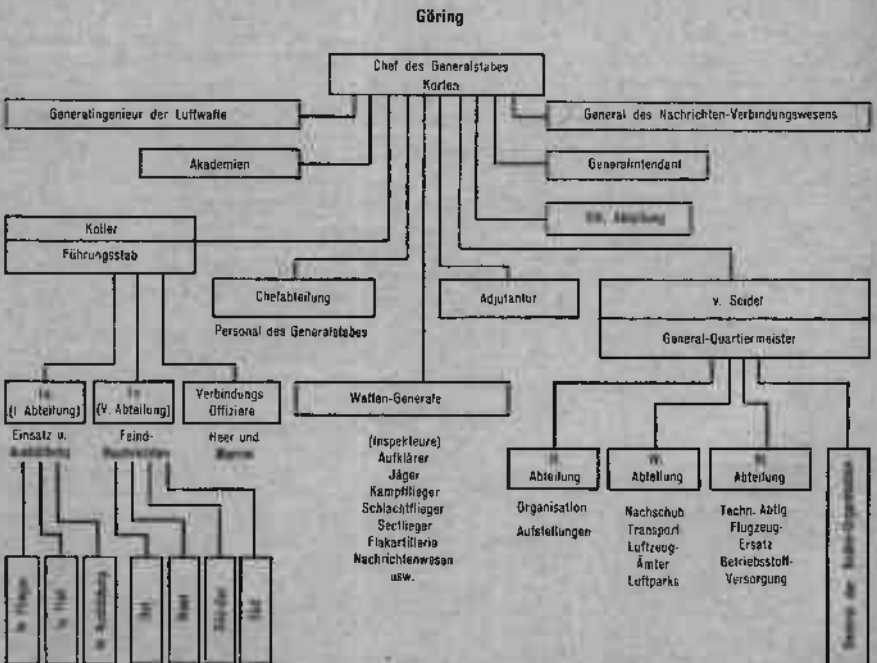
Gliederung der Luftwaffe in Kommandostellen 1939 - 1945



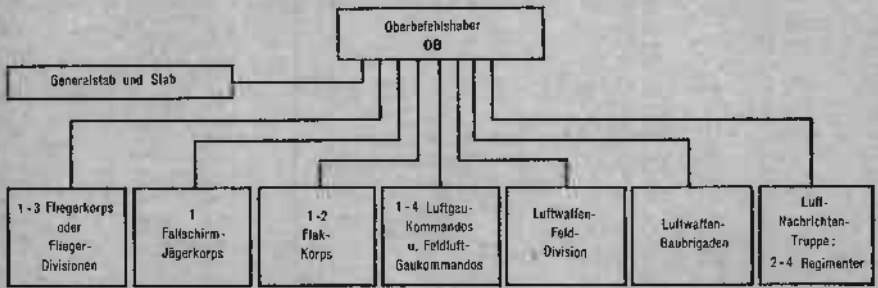
b

Gliederung des Oberkommandos der Luftwaffe 1944

(Chef des Generalstabes der Luftwaffe)

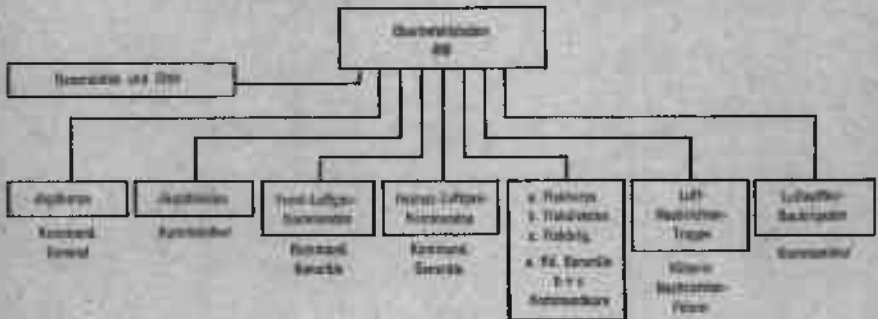


Gliederung eines Luftflottenkommandos (Front) in Kommandostellen



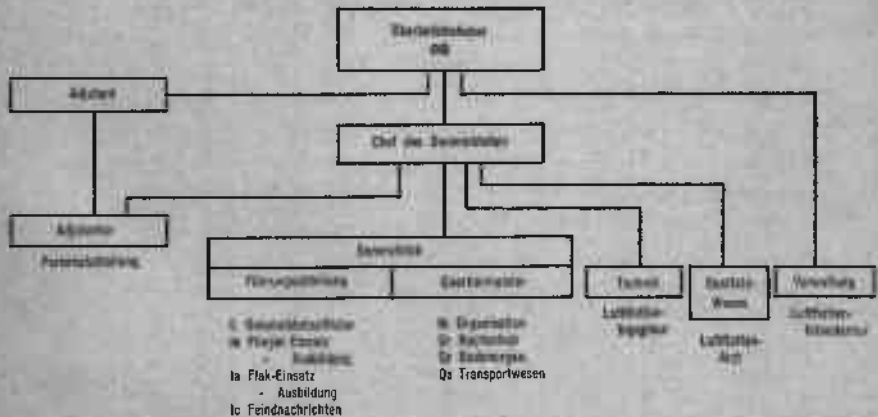
b

Kommandostellen des Luftflottenkommandos REICH



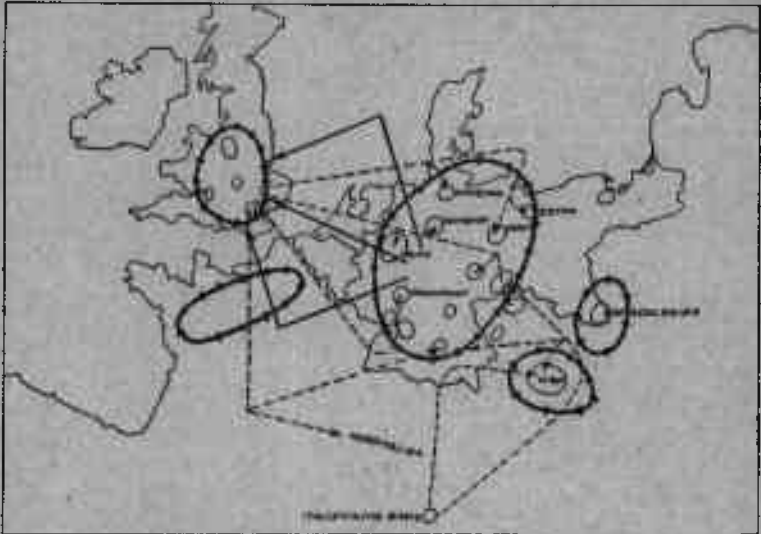
c

Gliederung des Stabes eines Luftflottenkommandos



VI

Angriffs- und Abwehrmöglichkeiten in Grossbritannien und Deutschland



—> Deutsche Angriffskurse

- - -> Anglo-amerikanische Angriffskurse mit Schein- und Nebenangriffen

○ Industrie-Flächen

★ Jagdräume, die zu decken waren

Erläuterungen

Umrissene Flächen: Wichtigste Industrieräume. Deutschlands Schwäche: Weiträumigkeit seiner Industrie. Englands Vorteil: stärkere Konzentration. Deutschland braucht entsprechend stärkere Kräfte an Flak und Jagdfliegern. Schwerpunktbildung führte in Deutschland zur Entblössung wichtiger Objekte von Flak. Das englische Industriegebiet entwickelte sich zu einer Luftfestung mit natürlichem Schwerpunkt. Deutsche Angriffe führen stets frontal in das Zentrum der englischen Luftverteidigung.

Die RAF konnte im Angriff bis zum letzten Augenblick den Verteidiger über ihr endgültiges Ziel täuschen. Weitausholende Anflugsmanöver zwangen die deutschen Jagdkräfte zu frühzeitigem Alarm. Sie wurden infolgedessen von den Engländern und Amerikanern « ausgeflogen », zu frühzeitigem Verbrauch ihres Brennstoffs gezwungen, so dass sie landen mussten, bevor der Angreifer am Ziel war. Der geringe Brennstoffvorrat der deutschen Jäger und ihre kurze Flugdauer erleichterten die anglo-amerikanische Taktik.

VII

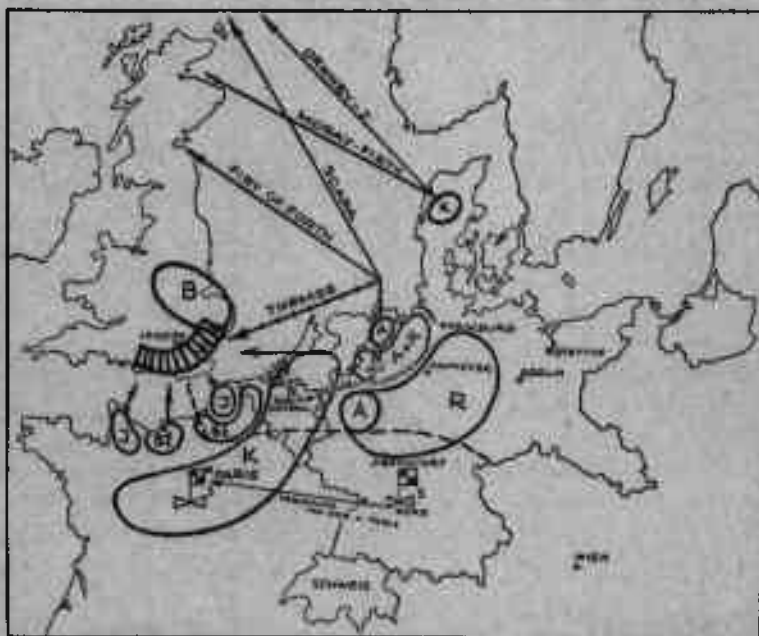
a. Aufmarsch der Luftwaffe 1939/40



A : Aufmarschraum der Luftflotte 2
 - - - - - : Trennungslinie zw. Luftflotte 2
 O Gasselner : Flieger-Korps z. B. V. Pätzler
 MÜNster : Luftfl.-Kdo. 2, 4, Fig.-Korps, Luftgau-Kdo. 6, 7, Fig.-Div., 22. Luftlande-Div.

Hbk. : 1. Flieger-Korps
 Aachen : 2. Flak-Korps
 Hradec : 3. Flieger-Korps

b. Aufmarschräume vor der Westoffensive und nach der Besetzung Frankreichs

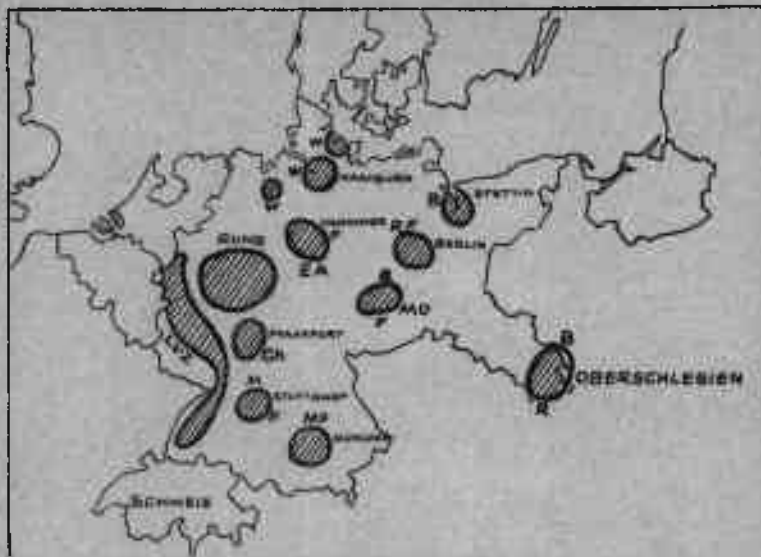


A : Absprung-Raum bis zur Offensive 1939/40
B : Ruhe-Raum bis zur Offensive 1939/40
R : Ruhe-Raum bis zur Offensive 1939/40
 O : Luftfl.-Kdo. 2 b. bzw. 3
 — : Anflüge auf London bis Mai 1940
 — : Anflüge ab Juli 1940

ST : Stuka
J : Jagdflieger
W : Kampfflieger

VIII

a. Deutsche Flakzentren



- Deutsche Flakzentren
 LVZ: Luftverteidigungszone West
 A: Aeronaut-Industrie
 E: Erdöl
MD: Mitteldeutsches
 B: Brenz-Industrie
 F: Flugzeugindustrie
R: Rüstungsindustrie
 Ch: Chemische Industrie
 M: Metalle-Industrie
W: Waffen

b. Nordabschnitt Russlandfront Winter 1941/42



- Luftflotten-Kdo. 1
 Heeresgruppen-Kdo. Nord
 Russischer Seeverkehr auf dem Ladogasee
 Angriffsrichtung der russischen Stoßarmeen
 Mögliche Fortsetzung der Angriffe